
Taylor Institution.
1859



Drei Jahre von Dreissigen.

Erster Band.

Erste Abtheilung.

Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

von

Ludwig Rellstab.

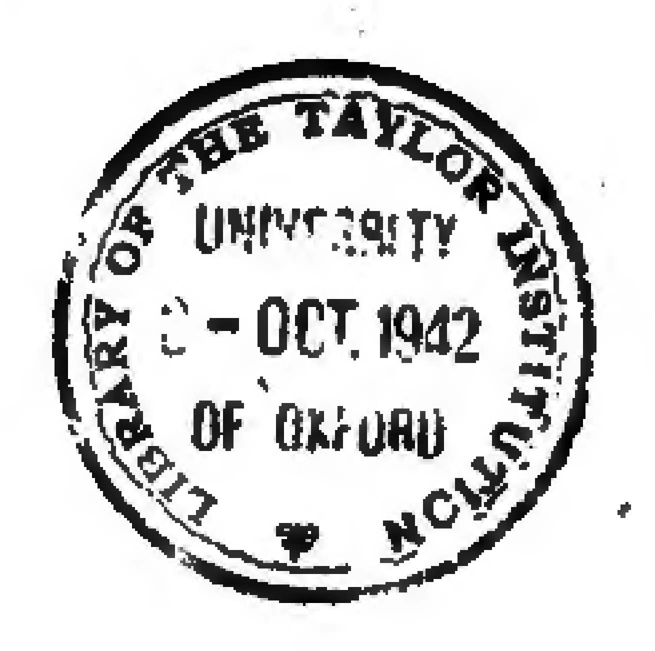
Erster Band.

Erste Abtheilung.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OCT. 1942
OF OXFORD

Vorrede.

Mit einem Gefühle, das ich kaum in Worte zu fassen vermag, gehe ich an die Veröffentlichung der dem Leser hier vorgelegten Arbeit. Ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seit ich keine von solchem, ja nur von irgend annäherndem Umfange durchgeführt. Das immer wachsende Uebergewicht anderer, alle Kräfte anspannender Lebensthätigkeiten und Verhältnisse hat mich auf weit abziehende Bahnen geführt, wo ich freilich nichts weniger als arbeitslos geblieben bin, doch wo sich in den verschiedensten Richtungen nach minder erheblichen und in kürzerer Ferne liegenden Zielen meine Kräfte zerstreuten. Nur selten konnte ich sie einigermaßen sammeln zu jenen leichtern, wenn auch zuweilen äußerlich ziemlich umfangreichen Arbeiten der Feder, welche die vielgestaltigen Formen der Novelle oder die sich frei ergehende touristische Literatur, eine Schöpfung unserer Zeit, uns aufgeben. So habe ich manchen Band geschrieben, kein Buch.

— — Die Sehnsucht, meine ernst gesammelte Kraft an die Ausführung größerer Werke zu setzen, hatte mich in der langen Reihe von Jahren, in welcher ich daran gehindert war, nicht verlassen; sie war vielmehr mit den Hindernissen gewachsen. Zumal blieb der Drang in mir warm lebendig, einen größern Roman auf der erhabenen Grundlage der Geschichte auszuführen. Auf Manches richtete ich den Blick; Manches wurde erwogen, wieder verlassen; Einiges sogar begonnen, im Großen entworfen, zu ansehnlichen Theilen ausgeführt; dennoch wieder zurückgelegt, bis ich es in meiner zersplitterten Thätigkeit ganz wieder aus den Augen verlor. Jahre vergingen! Da trat ein Wendepunkt in meinen Lebensverhältnissen ein, der mir von zwei Seiten her eine freiere, andauernde Muße gewährte. Das Nähere über diese Umgestaltung, die mich von der einen Seite zu warmem Danke verpflichtete, von der andern zur Anklage berechtigte, gehört nicht hierher. Es bleibt einer Darstellung meiner Lebensereignisse überhaupt aufbehalten, zu deren Niederschreibung ich seit längerer Zeit den Anfang gemacht. Mit der gewonnenen Möglichkeit einer andauernden Thätigkeit nach einer Richtung, kehrten sogleich die mannichfaltigen innern Anregungen zu einem bestimmten Gegenstande zurück. Nach längerm Schwanken fesselte meinen Blick ein eben so großartiges als grauenvolles Gemälde der Geschichte, das mir schon längst als Aufgabe in dunkeln Umrissen vor der Seele gestanden hatte: der Dreißigjährige Krieg. Anfangs nur wie ein düstres Meteor, durch halb verhüllende

Gewölke schimmernd; eine schauervolle Erscheinung, die ich in ihren kolossalen Dimensionen kaum schärfer ins Auge zu fassen wagte.. Doch allmälig keimte die Möglichkeit im Geiste, aus diesem gigantischen Chaos feste Gestaltungen zu gewinnen. Die ungeheuern Ereignisse, die mächtigen Charaktere der Zeit zogen nach und nach einzeln an mir vorüber. Der Gedanke wurde That. Ich beschloß diesen Krieg, welcher eine Generation hindurch Deutschland in das entsetzenvollste Grauen warf und es ein Jahrhundert lang auf der Bahn seiner Entwickelungen zurückschleuderte, zum Gegenstande meiner Arbeit zu nehmen!

Das war mein persönliches Verhältniß zu dem Werke, welches der Leser hier empfängt.

So hatten denn meine Lebensrichtungen und Thätigkeiten mich bis zu dem Scheidepunkte der Wege geführt, von dem aus ich die neue, vielmehr die älteste, lange verlassene Richtung meiner geistigen Beschäftigungen wieder einschlagen konnte.

Nun begann die objective Stellung des Autors zu seiner Aufgabe. Gleich einem Entdeckungsreisenden war er mit der bestimmten Vorstellung erfüllt, ein Ziel, das er jenseit, hinter undurchforschten Meeren, Stürmen und Hemmnissen bestimmt vorhanden wußte, zu erreichen. Welche Bahnen er einzuschlagen habe, um es zu gewinnen, darauf mußte er jetzt sein Auge mit Schärfe richten. Er wußte zuvor, daß er unabsehbare Odysseusfahrten machen werde; aber die Hoffnung, endlich doch die Goldküste seiner Bestrebungen zu gewinnen, erhielt diese frisch und überwog die Furcht, völlig zu scheitern.

Es mußte indessen der erste Meißel an den kolossalen Felsblock des Stoffs gesetzt werden, um ihn aus der Formlosigkeit der Masse zur Gestaltung abzugrenzen, wenn auch anfänglich in noch so rohen Umrissen.

Ich überschaute den Krieg zuvörderst in dem großen Gange seiner Entwickelungen, vom Entstehen bis zum Ausgang, und suchte daraus die nothwendigen Abschnitte für die Arbeit zu bestimmen. Ich faßte die Hauptträger der Zeit ins Auge, um die wichtigsten Gestalten für den Vordergrund meines Gemäldes herauszuheben und gegeneinander zu gruppiren. Nachdem ich die größten Wendepunkte der Thatsachen, an die sich die Erfindung knüpfen sollte, ausgewählt, füllte ich die Zwischenräume mit den unabweislichen Verbindungsereignissen, und versuchte die Berührungspunkte festzustellen, die der geschichtliche Gang mit dem der Dichtung haben mußte. Daraus aber ergab sich bald ein Stoff von so gigantischem Maße, daß es unmöglich wurde, ihn in den Rahmen eines Bildes zu fassen. Wie ich auch immer neu das Ganze vor mich hinstellte, die Abtheilungen anders wählte, die Einschnitte wechseln ließ: jedes Bestreben, aus der Ueberfülle der unabweisbaren Stoffmasse angemessene organische Gestaltung zu erzeugen, scheiterte; es war unmöglich, eine Verschmelzung der geschichtlichen Thatsachen mit den künstlerischen Formen herzustellen. Die ungeheure Flut der weltgeschichtlichen Ereignisse sprengte jeden Damm, jede Schranke, durch die ich sie beherrschen und mir unterwerfen wollte. Einzelne Abschnitte zwar boten sich mit wirkungsvollster Fügsamkeit dar; allein ich konnte mich

nicht entschließen, noch so ausgiebigen Theilen das Ganze zu opfern. Selbst die Anzahl derjenigen hervorragenden Charaktere, die als die Führer der Zeit und ihrer gewaltigen Geschicke hintreten, und die durchaus nicht unbeachtet bleiben durften, wuchs, trotz der strengsten Auswahl, so an, daß der nothwendigste Raum zu ihrer Entwickelung bei weitem den, welchen ich künstlerisch in Anspruch nehmen durfte, überstieg. So gerieth ich fast auf den Punkt, meinen Plan als eine Unmöglichkeit für die Ausführung in dem Sinne, wie ich sie verlangte, aufzugeben. Da bildete sich mir eine andere Ueberzeugung. Nicht mit einem Werke, selbst wenn ich das äußerste zulässige Maß des Umfangs annahm, aber mit einer Reihe von Arbeiten ließ es sich erreichen, den Riesengang der Geschichte auf so langem, furchtbarem Wege zu begleiten. Was im Drama von ältesten Zeiten her sich aus der Uebergewalt des Stoffs als berechtigte künstlerische Form herausgebildet hat, die Theilung, die Trilogie, oder wie in Shakspeare's kühnem Schöpfungsgeiste, die fortlaufende Kette der Dichtungen, von denen jede einzelne organisch selbständig ist, und wo doch die Gesammtheit ein Ganzes des innersten Zusammenhanges herstellt, sollte diese Gestaltung nicht auch ein vollgültiges künstlerisches Recht für den Roman haben? Ohne Zweifel. Sie ist vielleicht nur deshalb noch nicht versucht worden *),

---

*) Sie war es nicht, als ich vor Jahren mich zu dem Unternehmen entschloß; in neuester Zeit sind allerdings ähnliche, jedoch wie ich glaube auch wesentlich von dem meinigen abweichende Wege eingeschlagen worden.

weil sie schon durch die äußerlichen Dimensionen einen Zeitaufwand, eine Kraftanstrengung und Ausdauer bedingt, zu der man ernstes Bedenken trägt, sich selbst zu verpflichten. Vielleicht aber auch nur zufällig, weil noch Niemand auf seinen literarischen Forschungswegen an eine Stelle, einen Stoff gelangt ist, wo diese Anforderung die einzige Möglichkeit gab, weiter vorzudringen.

Es kam nunmehr also darauf an, daß ich mir die ernstliche Frage vorlegte, ob ich Kraft, ob ich Muth zu dem so weit hinausgreifenden Unternehmen habe? Ich beschloß es auf die erste zu wagen, und gelobte mir den zweiten. Jedenfalls konnte der lebendig bleibende Vorsatz, das Ganze bis zum letzten, historisch abschließenden Ziele zu führen, nur anregend auf die Kraft zur Erklimmung der einzelnen Stufen wirken. Das Erreichen auch nur einer derselben war schon eine lohnende Genugthuung, die, wenn sie lebhaft anreizte weiter vorzudringen, doch nicht unbedingt verpflichtete. Die Hoffnung dazu lag auch in der Zeit näher, sodaß der Anschlag für die mir noch bleibenden, arbeitskräftigen Jahre der Erfüllung wahrscheinlicher wurde. Alles Dies bewog mich in dieser weiten Voraussicht, aber in abtheilenden Strecken, die Bahn zu beginnen. Es ist geschehen; der erste Grenzstein ist erreicht.

Ueber das Wie noch Einiges. — Mit der Auffassung aus diesem Standpunkte fiel ein leitender Lichtstrahl in das Chaos vor mir. Es galt jetzt zuvörderst nur das erste Glied der Kette zu bestimmen, das für sich geschlossen bestehen könne und doch die Anknüpfung an Ferneres zulasse.

Nach erneuter Prüfung des gesammten geschichtlichen Stoffes, welche vorzugsweise die Aufsuchung der Abschnitte ins Auge faßte, entschied ich mich für den, welcher Gegenstand des vorliegenden Werks geworden.

„Drei Jahre von Dreißigen"

habe ich es genannt, weil es in der That nur die ersten drei Jahre jenes dreißigjährigen Zeitraums umfaßt, der unser Vaterland durch ganze Provinzen hin in eine Wüste von Blut und Brandstätten verwandelte; die Menschheit zu einem entsetzenvollen Maß der Verwilderung und Verruchtheit führte; dennoch aber in der Furchtbarkeit seiner Schrecken sowol als in der Gewalt der Charaktere, die er erzeugte, ein Element des Erhabenen in sich trägt, das kaum in irgend einem andern Abschnitte der Weltgeschichte auf gleicher Höhe erscheint.

Diese düstren Züge stempeln mit tief erschütternder Gewalt schon die Anfangsjahre des Kampfs, nur daß die Schrecken der für menschliche Erduldungskraft endlosen Dauer hier noch nicht zu jener grauenvollen Erschöpfung geführt haben, die später wie ein über die Völker hingewälzter Bergsturz auf ihnen lastet und jeden letzten Funken der Hoffnung in der Brust ersterben läßt. Nacht dumpfer Verzweiflung ringsum, in der selbst die Wehklage kraftlos hinstirbt! Dagegen walteten die geistigen Mächte, welche die Fackel des Kriegs entzündeten, die Brünstigkeit des Glaubens, in Treue und Dulden, wie die hassende Vertilgungsglut seines lodernden Eifers, in diesen Jahren des Beginns noch mit der vollsten Kraft. Sie leihen den Kämpfen einen Schwung der Er-

hebung, der später mehr und mehr sinkt, in Gustav Adolf's Erscheinung noch einmal mit strahlendem Glanze aufleuchtet, nach seinem Falle aber fast erlischt in dem erstickenden Dampfe grauenhafter Flammen der Verheerung, die alle Gauen des Vaterlandes unselig durchrasen.

Ist diese entsetzenvolle Wirklichkeit der Geschichte dadurch einerseits, wie ich bekennen muß, der mächtigste Träger des Werks, so ist sie andererseits auch dessen mächtigster Gegner. Denn eine solche Naturgewalt, darf ich sie nennen, künstlerisch zu überwältigen, fordert die äußerste, ausdauerndste Anspannung der Kraft heraus.

Nicht allein in dieser, sondern auch in anderer Hinsicht legt der Stoff jedem Autor, wenn er ein innerlich wahrhaftes Bild der Zeit abspiegeln will, große Verpflichtungen auf. Er muß das Maß klarer, ruhiger Betrachtung wahren mitten im entzündeten Kampfe der Parteien. Wie edle Antriebe in der einen, wie mächtige Ueberzeugungen in beiden obwalten, es mischen sich ebenso bei beiden unreine Beweggründe mit mehr oder mindern Bewußtsein ein. Sie steigern sich hier bis zum äußersten Frevel des Leichtsinns, der leidenschaftlichen Erregung; dort bis zur äußersten Höhe der Gehässigkeit und fanatischen Verblendung. Augenscheinlich treten sie zu Tage; dennoch lassen sie sich selten wirklich erweisen. Den furchtbarsten Thatsachen der Geschichte muß und kann der Darsteller treu bleiben, denn sie liegen zumeist außer allem Zweifel klar vor uns. In den Antrieben

dazu ist der Ansicht, der Muthmaßung großer Raum gegeben. Aus der Wirklichkeit des Geschehenen, die des wahrhaft Gewollten gewissenhaft zu entwickeln und somit in der Dichtung die innerste Wahrheit der Geschichte leuchten zu lassen: das war die Aufgabe von schwer verantwortungsvoller Lösung. Wenigstens ist sie versucht worden. — —

Selbst denjenigen Richtungen, die als die zurückstoßendsten in jener Zeit erscheinen, muß man die Anerkennung zollen, daß sie mit einer Schärfe des Blicks, einem Ausharren des Willens verfolgt wurden, welche in Erstaunen setzen und, dünkt uns, den Beweis führen, daß ihnen eine Kraft der Ueberzeugung zum Grunde lag, die wir, wie widerstrebend sie der unsrigen sei, wie sie uns sogar mit Abscheu erfülle, dennoch als ein sittliches Element für sich ehren müssen, wenn es auch vorwurfsvollem Ziele zugewendet ist. Kein leichter Sieg, den wir oft über unser innerstes Selbst zu erkämpfen haben!

Der Autor ist von denkender künstlerischer Seite des Vorwurfs gewärtig, daß an manchem hoch Bedeutungsvollen in Thatsachen und Charakteren eben nur hingestreift wird; daß mancher Faden aufgenommen ist und sich in dem Gewebe des Ganzen verliert, ohne zu einem entscheidenden, abschließenden Ziele geführt zu werden. Doch man bedenke, daß die Natur des geschichtlichen Romans dies mit sich bringt; denn das dichterische Gewebe muß sich abgrenzen, während das der Geschichte seine Fäden ins Unendliche fortspinnt. Und vollends mußte hier diese freiere Handhabung gestattet werden, da wir

zwar die Ereignisse zu einem schweren Wende- und Entscheidungspunkt, doch nicht zum allerletzten führen. So werden wir, wenn uns Kraft und Jahre zur Fortsetzung der Arbeit bleiben, mancher Gestalt wieder begegnen und sie auf ihrer bedeutungsvollen Bahn weiter begleiten, die wir hier halben Wegs verlassen. Selbst von den hervortretendsten Charakteren in diesem Zeitabschnitte vollenden wenige ihren geschichtlichen Gang, indeß Andere ihn, wie Wallenstein, kaum begonnen haben. Gustav Adolf's hehre Gestalt steht noch ganz unter dem blutigen Horizont. Mansfeld aber, Tilly, sogar Thurn, wie wichtig eingreifend in die Ereignisse sie schon erscheinen, haben noch eine Zukunft, welche in diesem Gemälde nicht einmal angedeutet werden konnte. Ja, für das Große und Ganze der den furchtbaren Kampf erzeugenden Zustände selbst kann angenommen werden, daß ihr völliger Abschluß noch heute vielleicht in der Geschichte nicht eingetreten sei. Sogar für Dasjenige nicht, welches den Kern des Abschnitts dieser vorliegenden Arbeit bildet.

Häufig also, wo wir in diesem Buche von Thatsachen und Personen scheiden, haben wir uns zu erinnern, daß verknüpfende Fäden in ihnen selbst fortlaufen, die uns in der Fortsetzung der Arbeit wieder mit ihnen zusammenführen würden. Ob und wie sich dies erfülle, steht in der Hand der Zukunft.

Es war der Hauptgedanke dieses Buchs, auch in Dem, was dichterische Erfindung der Geschichte hinzugefügt, ihr so treu als möglich zu bleiben, insofern sich auch in den Schöpfungen der Phantasie das Bild der Zeit ab-

spiegeln sollte. Ganz abgesehen von den Erschütterungen und Verwilderungen, die der Krieg erzeugte, war sie an sich noch eine rauhe, starre in ihren Einrichtungen, Sitten, Anschauungen. Diese Grundfarbe durfte ihr die Dichtung nicht nehmen, wenn sie auch oft davor zurückschrecken mußte. Denn allein darin liegt die Erklärung und einigermaßen die Rechtfertigung der schauervollen Thatsachen, zu welchen der Leser geführt wird. Nur auf noch so wildem Boden der Sitte konnten richterliche Beschlüsse gegen die edelsten Männer in Rang, Wissen und Ansehen eine Gestalt gewinnen, vor der heute Jedem das Blut in den Adern erstarrt.

Ich glaube, wo es nothwendig war, die künstlerische Verpflichtung nicht verabsäumt zu haben, die Wirklichkeit in einen dämpfenden Halbschleier zu hüllen, die dem Eindruck nichts von seiner Wahrheit nimmt, doch seine äußerste, zurückstoßende Schärfe mildert. Die unterirdischen Räume des regensburger Rathhauses bewahren die grauenhaften Folterwerkzeuge noch heute genau in dem nämlichen Zustande, in welchem sie hier geschildert werden. Die künstlerische Berechtigung dazu finde ich in der Wendung, daß nicht der Anblick einer wirklichen Marterscene geschildert wird, sondern das Ganze ein Phantasiegebilde bleibt, dessen fürchterliches Hereindrohen zwar die geistigen Schauer noch erhöht, doch die unduldbare Gräßlichkeit des Wirklichen vermeidet.

Zu allen Zeiten schwebt geistige Reinheit und Erhebung Einzelner, wie sich in der ganzen Weltgeschichte nachweisen läßt, geläutert über den rohen Zuständen, in

denen die Gesammtheit noch düster gebunden liegt. Die Gleichzeitigkeit so weit entfernter Gegensätze ist stets im Menschengeschlecht vorhanden gewesen. Lange dauert es, bis, wenn dies überhaupt erreichbar ist, veredelte Auffassung des Daseins sämmtliche Lebensschichten durchdringt. Die untern liegen meist noch im tiefsten Dunkel, während die höhern im reinern Licht schimmern. So konnte sich auch in dieser finstern, blutigen Zeit geistige Hoheit und Reinheit in einzelnen Gestalten über jenen ruchlos verwilderten Boden der Menschheit erheben, auf dem diese im Stumpfsinn hinbrütet oder in aufgestachelter Begierde rast.

Dies hoffe ich, gibt mir die volle Berechtigung zu dem Versuche, einige Charaktere anzulegen, die im Adel hoher Gesinnung oder in reiner Gemüthsentfaltung verklärt über dem dunkeln Grunde hinschweben. Hat doch die Geschichte, die Wirklichkeit selbst in diesem Gemälde eine Reihe unerreicht hoher Gestalten vor uns hingestellt und trägt sie durch ihren erhabenen Aufschwung zu Gipfeln empor, über welche kein dichterischer Flug sie hinaushebt!

Möge es die Leser mit tiefster Ehrfurcht erfüllen, daß das Werk ihnen in diesen Bildnisse hinstellt, so getreu gezeichnet, als die geschichtlichen Zeugnisse, darunter viele der Zeitgenossen selbst, es möglich machten. In diesen Männern, den edelsten Märtyrern, welche jemals für glühende Vaterlandsliebe und Glaubenstreue fielen, bestätigt sich am unwiderlegbarsten jene oben angeführte Lehre der Weltgeschichte, daß in der Menschheit über-

haupt, wie in den Gebirgen, die höchsten Gipfel aus dem tiefsten Dunkel der Abgründe zu reinem Lichte emporragen. — —

Die Ueberfülle des Stoffs, der mir in den Betrachtungen über diese meine Arbeit vorliegt, erzeugt eine Ueberfülle der Anregungen in mir, die, je mehr ich hier ihrer Strömung freien Lauf lasse, mit um so vollerer Flut nachdrängt.

Ich muß mich bescheiden; dieses Vorwort könnte sonst leicht zu einem neuen Bande des Werks werden, das deren schon erschreckend viele dem Leser vorführt.

Nur noch einiges im äußerlichen oder leichteren Zusammenhange damit Stehende möge man mir gestatten.

Ich habe vielfacher Hülfskräfte bedurft, um die Wege zum Ziele zu finden, und bin dadurch zu ebenso vielfachem Danke verpflichtet worden. In dem weiten Gebiete geschichtlicher Hülfsmittel schnell das Richtige, Zweckdienliche zu finden, war eine Aufgabe, die ich ohne bereitwilligsten und wohlwollenden Rath nur mit ungleich größerer Mühe und gewiß viel unvollkommener gelöst hätte. In erster Linie sage ich hier dem berühmten Veteranen der Geschichtskunde, meinem verehrten Jugendlehrer, Friedrich von Raumer, den innigsten Dank. Mit wahrhaft unermüdlicher Dienstfertigkeit kam mir demnächst der Custos der berliner Bibliothek, Professor Dehn, entgegen und erleichterte mir durch alle ihm zu Gebote stehenden Wege die vielfache und schnelle, mir oft augenblicklich im warmen Eifer der Arbeit so wichtige Benutzung der reichen Hülfsquellen dieses In-

stituts. Mehrere seiner Amtsgenossen gesellten sich ihm darin mit freundlichster Bereitwilligkeit. Ein gleiches Entgegenkommen fand ich auf den Bibliotheken zu Wien und Prag, die ich behufs meiner Arbeit besuchte. Insbesondere aber muß ich dankbar sein für die freundliche und mir im höchsten Maße belehrende Führung des Dr. Mikowec in Prag, dessen ausgezeichnete Kenntniß böhmischer Alterthümer, Geschichte und Literatur mir vielfach zu Gute gekommen ist, Lücken in meinem Wissen ergänzt, Irrthümer berichtigt hat. Ihn vor Allen muß ich um Verzeihung bitten, wenn sich trotzdem gewiß so mancher Fehlgriff in meine Arbeit eingeschlichen hat, dessen Vermeidung nur einer so gründlichen Kenntniß wie die seinige, einem solchen Vertrautsein mit Einrichtungen, Sitten und Sprache seines Vaterlandes, wie er selbst sie besitzt, möglich gewesen sein dürfte.

Es war mir Bedürfniß, die hauptsächlichsten Schauplätze der Ereignisse, die mein Werk umfaßt, mehrfach aufzusuchen. Obwol mir Prag und die betreffenden Theile Böhmens durch frühere Aufenthalte lebendig vor Augen standen, forderten doch einzelne bedeutsame Oertlichkeiten, die ich nicht gerade aus dem Standpunkte betrachtet hatte, der sie mir jetzt so wichtig machte, meinen wiederholten Besuch. Viermal richtete ich in den letzten Jahren ausschließlich desfalls meinen Weg auf verschiedene Theile Böhmens, vorzugsweise nach Prag, das ich, so treu es aus der jetzigen ganz umgestalteten Wirklichkeit möglich war, in seiner damaligen aufzufassen getrachtet habe. In eben diesem Sinne suchte ich andere Punkte auf:

das hochberühmte, wundervolle Schloß Karlstein, welches eine so wichtige Stelle in den geschichtlichen Verhältnissen meiner Arbeit einnimmt; den romantisch-wilden Fels des Sperlingssteins, dem ich selbst eine dergleichen zu geben versucht habe; Eger mit seinen, auch über den Umfang dieses ersten Abschnitts meines Romans hinaus bedeutungsvollen Oertlichkeiten voll geschichtlicher Erinnerungen.

Das Schlachtfeld von Groß-Lasken (Bd. II, Buch 12, Cap. 10 fg.) hätte ich gern aufgesucht; allein der Weg dahin dürfte wol ein vergeblicher gewesen sein. Denn einmal muß sich seit über zweihundert Jahren das Terrain so verändert haben, daß es in Bezug auf Kriegsvorgänge doch dem von damals ganz unähnlich sieht, indem vielleicht Gehöfte, freies Feld und dergleichen sich da befinden, wo die gleichzeitigen Schlachtberichte z. B. dichten Wald annehmen. Dann ist man aber auch über die Oertlichkeit der Schlacht nicht einmal ganz einig, ja, andere Gefechte werden vielleicht mit diesem verwechselt. Das Dorf oder der Flecken Groß-Lasken (böhmisch Hlaska), welches mehrere gleichzeitige, für Mansfeld sehr günstige Berichte als den Ort nennen, wo der Kampf statt hatte, wird von Andern nicht als der, wo die Schlacht vorfiel, bezeichnet. Es werden der Flecken Zabloty und das Dorf Groß-Zablat genannt, von welchem letzten Dorfe Klein-Zablat eine Viertelstunde, während der Flecken Zabloty eine Meile davon entfernt liegt. Die Ermittelung des wirklichen Schlachtfeldes würde also große Schwierigkeiten gehabt

und doch nur eine unsichere Lösung ergeben haben. Da für meine Zwecke diese örtliche Genauigkeit nicht von großem Belang war, entschied ich mich für Groß-Lasken und folgte im Uebrigen den Berichten (die auch unter sich erheblich abweichen) so treu und vollständig, als die dichterische Ausführung es irgend gestattete die wirklichen Vorgänge und Wendepunkte der Schlacht in die Schilderung aufzunehmen. Das Gefecht an sich war rücksichtlich der dabei betheiligten Truppenzahl von geringem Belang und ist deshalb wol nicht sorgfältig genug in den Berichten behandelt worden. Es erhielt seine unermeßliche Wichtigkeit, ja seine weltgeschichtliche Bedeutung erst durch die Folgen, die funfzig Meilen vom Schlachtfelde eintraten, die nothwendige Abberufung Thurn's von der Belagerung Wiens, dessen Fall jeden Tag zu erwarten war. Eine Bedeutung, welche meines Erachtens keins der historischen Werke, die desselben gedenken, nachdrücklich genug hervorhebt. Von den Nachwirkungen unabhängig, ist aber der Kampf sehr merkwürdig durch die Genialität, welche Mansfeld als Feldherr, und durch die unerschütterliche Kühnheit und Tapferkeit, die er als Soldat darin gegen die fünffache Ueberlegenheit Boucquoi's entwickelte. Ein Beispiel, das sich auf die Mannschaften übertrug, die mit staunenswürdiger Ausdauer des Muths fochten, bis ihre letzte Kraft, ihre letzten Vertheidigungsmittel erschöpft waren.

Da ich hier eine einzelne geschichtliche Beziehung zu meiner Arbeit berührt habe, knüpfe ich daran gleich eine Bemerkung über einige allgemeinere, durchgehende. Die

Geschichte ist oft so überraschend, so unglaublich in ihren Wendungen im Großen und im Kleinen, die als buchstäblich wahrhaft geprüften Ueberlieferungen sind häufig so merkwürdig, selbst was einzelne Aussprüche, gewichtvolle Worte und Aehnliches betrifft: daß einestheils die Erfindung sich nicht mit etwas zu schmücken scheinen darf, was dem Dichter in seiner charakteristischen, bedeutsamen Größe und Erhabenheit überliefert worden ist; andererseits hat dieser aber auch ebenso die Berechtigung, den Schein der Verantwortlichkeit abzulehnen für Dasjenige, was ihm die Wirklichkeit aufdringt. Endlich ist es dem Leser gewiß willkommen, an geeigneter Stelle Winke zu erhalten über Dasjenige, was streng historisch ist und dadurch ein ganz anderes Gewicht erhält, als wenn es die Schöpfung individueller Phantasie oder der Ausspruch subjectiver Ansicht wäre. Darum habe ich, obgleich im Allgemeinen ein dichterisches Werk den gelehrten Apparat der Noten und Hinweisungen vermeiden und sich nur auf sich selbst stützen soll, wo es mir von besonderer Wichtigkeit schien, durch das einfache Wort: „historisch“, als Anmerkung gesetzt, sowol den Schein der Anmaßung und der Verantwortlichkeit gleichzeitig abgelehnt, als der Sache den Nachdruck der Wirklichkeit gegeben. Daß die geschichtlichen Hergänge im Ganzen möglichst in strenger Treue gehalten sind, bedarf kaum der Erwähnung und keiner besondern Hinweisung; diese tritt nur für Einzelnes ein. Manches anscheinend sogar zu Formelle wird man ebenfalls auf Rechnung der Wirklichkeit setzen müssen; dadurch aber gewinnt es ein

ganz anderes Gewicht. So z. B. die beiden Krönungsvorgänge in Frankfurt und in Prag; für den letztern ist es mir von höchstem Gewicht gewesen, die Einzelheiten der erhabenen und so schwer folgereichen Feierlichkeit in dem Grade genau überliefert zu finden, daß auch diese Arbeit das Ganze streng dem Programm folgend, und Vieles des Einzelnen wörtlich wiedergeben konnte. Es sind dies lebenstreue Gemälde aus jener Zeit, die wir in der großen geschichtlichen Halle, welche wir durchwandeln, aufhängen konnten. Als gewissermaßen unmittelbare Begrüßungen aus dem Damals zum Jetzt herüber wird man sie vielleicht mit wärmerem Antheil betrachten. Denn das wirklich Geschehene übt aus weitester Zeitferne her einen eigenthümlichen Zauber, den die Erfindung nicht ersetzt; und gern und dankbar erkenne ich auch in diesen Einzelheiten die gewaltige Hülfsmacht der Geschichte an.

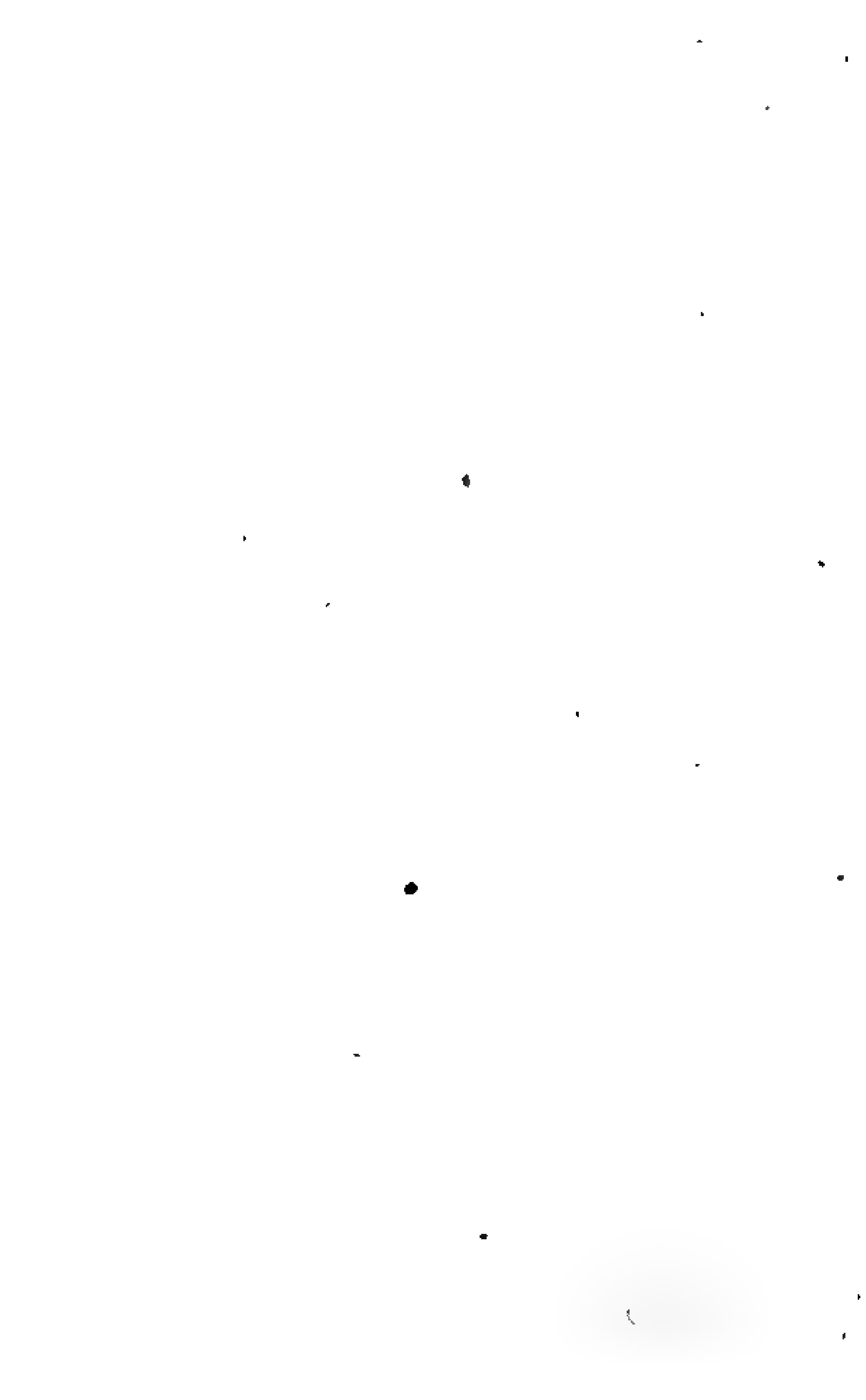
So wäre denn nun das Werk in seinem ersten Stadium vollendet, soweit man den Versuch, die Bestrebung vollendet nennen darf. Die Vorhöhe des kolossalen Gebirges wäre erstiegen! Der innere Trieb, noch weiter und weiter bis zum letzten Gipfel, den ich vor mir sehe, zu klimmen, erfüllt mich noch mit seiner ganzen Stärke. Allein wird meine Kraft der Arbeit, zu der ich bis jetzt nur die vorbereitenden Studien gemacht, genügen? Ich verhehle mir es nicht, daß im Fortschreiten die Schwierigkeiten wachsen, auf einem so düstren Nachtgrunde, wo fast Alles die ähnlichen Züge des Schreckens, Grauens, des bleichen Entsetzens trägt, neue und neue Gestalten zu

zeichnen, die nicht durch die Einförmigkeit ermüden, die sich gegenseitig tragen, durch Wechsel der Contraste heben, und in steter Steigerung bleiben, solange die Urgewalt der Geschichte sich steigert. Weiß ich doch nicht, ob das Mühen nach solchem Ziel mich in diesem ersten Abschnitt dahin geführt hat? Gelingt es mir, die gigantische Gestalt der Geschichte ebenso zu meiner Bundesgenossin zu machen, wie sie meine Gegnerin sein kann, gewinne ich ihr den Ehrengruß der Waffenbrüderschaft ab, so darf ich den mühevollen Kampf getrost, in Siegeshoffnung, wagen. Ob das meinen Tagen gesteckte Ziel, und es müßte schon ein ziemlich fernes sein, ausreichen wird, das meiner Arbeit zu erringen, steht in der Hand, der wir Alles anvertrauen müssen!

Du aber, mein aus tiefer Brust geschöpftes, lange und innig gehegtes Werk, gehe nun hin in die Welt und versuche deine Kraft an ihr! Vermagst du es nicht, sie zu besiegen, so hoffe ich doch, daß du ehrenvoll kämpfest. Welches dein Schicksal sei, Dank werde ich dir immer schuldig bleiben! Denn du warst mein treuer Genosse, mein Freund, der Träger meines geistigen Daseins fast sieben Jahre hindurch! Und du wirst wenigstens der Zeuge meines Wollens bleiben, wenn in künftigen Tagen noch irgend ein Auge sich darauf richtet! Darum soll es mich nimmer reuen, dich hinausgesandt zu haben.

Dorf Tegel, im Herbst 1857.

Der Verfasser.



Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Es war ein rauher Decembertag. Der Kamm des Erzgebirges hüllte sich in düstres Gewölk, das schwer über den bewaldeten Berghäuptern hinzog. Dichtflockiger Schnee fiel herab und wurde vom heftigen Winde umgewirbelt. An den Vorbergen des steilen, von tiefen Thalschluchten gespaltenen Waldabhangs nach Böhmen hinunter bewegte sich ein mit zwei Stieren bespannter schwerfälliger, doch unbedeckter ländlicher Wagen mühsam die beschwerliche Straße dahin. Drei Männer und eine weibliche Gestalt saßen in demselben.

Die beiden Männer auf dem Vordersitz waren noch kräftigen Alters, wiewol der stark mit grauem Haar gemischte Bart des einen höhere Jahre bezeichnete. Der jüngere, welcher das Gespann leitete, konnte noch nicht dreißig zählen. Beide trugen braune, dichtwollige Oberröcke und einen Ledergürtel um den Leib, an welchem dem Aeltern ein Hirschfänger herabhing. Breitkrämpige Filzhüte deckten sie bis über die Schultern hinaus.

Auf dem zweiten Wagensitz befand sich ein Greis, welchem das silberweiße spärliche Haar unter einer schwarzen

Sammetmütze herabhing, deren barettartige Form einen nichtkatholischen Geistlichen erkennen ließ. Er war in einen weiten Pelzrock eingeknöpft. Neben ihm saß die weibliche Gestalt, in einem braunen pelzverbrämten Oberkleide, den Kopf von einer gleichartigen Mütze gegen Sturm und Kälte so tief bedeckt, daß man kaum die Hälfte des jugendlichen, jungfräulichen Gesichts wahrnahm, aus dem zwei große, dunkle Augen leuchteten. Die schwarzen, reichen Locken quollen unter der Kopfbedeckung hervor und umhüllten den Nacken.

„Ich muß die Stiere vorn selbst führen, sonst stehen sie uns auf dem steilen Wege still“, sagte der jüngere Mann zu seinem Nachbar, als sich der Weg steiler erhob, um einen vorspringenden Hügelrücken zu überschreiten. Er reichte bei diesen Worten dem ältern das hanfene Seil, welches den Zügel bildete, und schwang sich mit jugendlicher Gewandtheit vom Wagen. Rasch vorwärts schreitend faßte er den Stier zur Rechten am Horn und hob antreibend die Peitsche. Die über die Stirn gejochten Thiere zogen sogleich frischer an; sie erreichten bald einen ebenen Absatz, auf dem der Führer den Wagen anhielt.

„Verschnauft euch hier“, rief er den Stieren zu, und klopfte dem einen mit der Hand auf den Hals. — „Wenn wir auf dem Hügel sind“, sprach er zurück, wie um den Muth anzuregen, „haben wir den härtesten Weg hinter uns; von dort bis Klostergrab ist die Straße gut fahrbar!“

„Wenn es Euch nur nicht schadet, lieber Vater Rechodom“, wandte sich jetzt das junge Mädchen mit freundlicher Fürsorge zu dem Greise, „daß Ihr in dem rauhen Wetter die Fahrt gewagt habt!“

„Wer dürfte sich in so ernster Sache seinen Brüdern versagen“, antwortete dieser; „und wir haben ja nun das

Schwerste überstanden, wie Xaver sagt. Ich denke, in einer halben Stunde werden wir in Klostergrab sein."

„O nein, Vater, es wird wol noch eine ganze Stunde dauern", erwiderte Xaver, der Sohn des Greises. „Du denkst an die Sommerwege; jetzt geht es langsamer und wir müssen den Umweg am Marienbilde vorbeinehmen, weil wir bei dem Schnee nicht durch den Hohlweg kommen!"

„Ja so! Das hatte ich freilich nicht bedacht", versetzte der Greis. „Meint Ihr, daß wir doch noch zur rechten Zeit eintreffen, Freund Wolodna?" richtete er das Wort an den ältern Mann auf dem Vordersitz, dem Vater des jungen Mädchens neben ihm.

„Gewiß", erwiderte dieser. „Darum habt keine Sorge, Vater Nechodom! Wie geht es dir denn, Therese?" wandte er sich zu seiner Tochter. „Frierst du? Du bist so still?"

„O, das Wetter ficht mich nicht an, Vater", antwortete diese, „es sind nur meine ernsten Gedanken, die mich still machen!"

„Verscheuche sie, mein Töchterchen", sagte der alte Nechodom freundlich, „wie finster auch eine Zeit sei, die heitre Jugend muß sie heiter anschauen!"

Ein rauher Windstoß, der sausend aus einer Bergschlucht zur Seite hervorbrach und den Schnee vom Boden aufjagte, daß er den Wagen dicht umwirbelte, schnitt Theresen die Antwort ab. Xaver erhob den Stecken und trieb die Stiere wieder vorwärts; so wurde das kurze Gespräch unterbrochen.

Nach kurzer Frist war die Anhöhe von ihnen erreicht; aber sie hielten droben nicht an, weil der Wind hier allzu heftig stürmte. Auf der andern Seite senkte der Weg sich etwas steil abwärts; Xaver blieb daher zu Fuß und lenkte

sorgsam den schwerfälligen Schritt der Stiere. Der Wind kam den Reisenden jetzt gerade entgegen und faßte sie scharf, sodaß sie sich immer dichter einhüllten. Ein Gespräch knüpfte sich nicht weiter an. Jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Als jetzt die Straße ebener wurde, schwang sich Xaver wieder auf seinen Sitz und der Wagen bewegte sich zwar immer sehr langsam, doch wenigstens etwas rascher und gleichmäßiger vorwärts.

„Da ist unsere Kirche", bemerkte Wolodna nach einiger Zeit, als ein Thurm zur Rechten der Bergschlucht, in der der Flecken lag, über dem waldbedeckten Hügelrand, der vom hohen Gebirge in die Ebene auslief, sichtbar wurde.

„Unsere Kirche", wiederholte der Greis mit ernstem Ton, „wäre sie erst wieder die unsrige!"

„Gerade seit drei Jahren ist sie uns nun gesperrt", sagte Wolodna bitter. „Wir, die wir nicht im Orte wohnen, empfinden es noch nicht so schwer, da wir schon sonst unsere Andacht fast immer bei Euch hielten, Vater Nechodom. Aber unsere Brüder hier! . ."

„Gott gebe denn seinen Segen zu unserm Vorhaben!" sprach der Greis.

Alle schwiegen wiederum.

Nach einer kleinen Viertelstunde erreichten sie die ersten Häuser des Fleckens, und bald darauf fuhren sie hart an der Kirche vorüber, von der sie gesprochen hatten.

Die Gemeinde der Utraquisten zu Klostergrab, wie die Anhänger der Lehren des Märtyrer Huß genannt wurden, da sie das Abendmahl in beiderlei Gestalt nahmen, hatten sich diese Kirche vor sieben Jahren erbaut, weil sie sich durch den kurz zuvor, im Jahre 1609, vom Kaiser Rudolf II. erlassenen Majestätsbrief, durch welchen dieser als böhmischer König allen christlichen Glaubensbekenntnissen in Böh-

men die gleichmäßig freie Ausübung des Gottesdienstes zusagte, dazu berechtigt hielten. Denn es hieß darin: „Jeder utraquistische Freiherr und Ritter und die utraquistischen Einwohner Prags und der andern landesfürstlichen Städte des Königreichs sollen berechtigt sein, nicht nur die Kirchen, die sie bisher inne gehabt, zu behalten, sondern auch sich neue zu jeglicher Zeit in Städten, Marktflecken und Dörfern erbauen und sie zum Gottesdienst benutzen dürfen." Der Kaiser hatte gedacht, durch solche Verwilligung, die alle protestantischen Bewohner Böhmens, auch Lutheraner und Calvinisten betraf, und die er gar nicht mehr vorenthalten konnte, da die Nichtkatholischen bei weitem die Mehrzahl waren gegen die der römischen Kirche Anhängenden: er hatte gehofft dadurch den traurigen Streitigkeiten und blutigen Kämpfen, welche Böhmen seit zwei Jahrhunderten erschütterten, endlich und für immer ein Ziel zu setzen. Doch statt der Schlichtung und Versöhnung der Andersgläubigen war nach des Kaisers Tode unter seinem Bruder und Nachfolger Mathias neuer Hader erwacht über die Deutung und Ausdehnung jenes im Majestätsbriefe verliehenen Rechts zum Bau utraquistischer Schulen und Kirchen. Auch trachtete die eifernde Partei der römischen Kirche überhaupt die redliche Ausführung der Bestimmungen in dem Majestätsbriefe, die jedem christlichen Religionsbekenntniß gleiches Recht verleihen sollten, auf alle Weise zu hemmen.

Der Erzbischof Johann Lohelius von Prag insonders bestritt den utraquistischen Bewohnern Klostergrabs das Recht des Kirchenbaus und hatte ihnen, da der Flecken unter erzbischöflicher Hoheit stand, die Kirche gewaltsam schließen lassen, obwol sie schon vollendet und in Gebrauch gewesen war. Ihm war auf seine Darstellung der Sache von den

zehn Statthaltern, die der Kaiser Mathias zur Regierung Böhmens eingesetzt hatte, die Genehmigung zu diesem gewaltsamen Verfahren ertheilt worden. Seit drei Jahren nun schon bat und beschwerte sich die Gemeinde um die Wiedereröffnung des Gotteshauses und Herstellung ihres öffentlichen Gottesdienstes. Doch stets vergeblich. Jetzt, wo das Weihnachtsfest eintrat, wollte sie einen neuen Versuch dafür machen, denn Allen war es ein heiliges Bedürfniß, gerade die Festfeier wieder in ihrem eigenen Gotteshause begehen zu können. Um sich zu berathen, wie das möglich zu machen sei, war eine Versammlung der Aeltesten und Angesehensten der utraquistischen Gemeinde bei dem Pfarrer Andreas Chlodzek angesetzt. Zu dieser war auch der Greis Nechodom, der vormals Pfarrer zu Klostergrab gewesen, berufen, obwol er seit zehn Jahren wegen seines hohen Alters, denn er stand im fünfundachtzigsten Jahre, sein Amt niedergelegt hatte. Allein in den letzten bedrängten Zeiten hatte er den im Gebirge zerstreut wohnenden utraquistischen Landleuten doch wieder den geistlichen Beistand geleistet und ihnen sein friedliches Haus, wo er in ländlicher Zurückgezogenheit wohnte, zur heiligen Stätte geöffnet, da sie der Kirche ermangelten. Ueberdies wollten die Glaubensbrüder seinen Rath als den des Allerältesten ihrer Genossenschaft in der ganzen Umgegend, der fast gleich einem Heiligen verehrt wurde, vor dem aller Andern hören.

Das also war der Grund, der den hochbetagten, frommen Nechodom, welcher seinen Brüdern im Innersten getreu anhing, in so rauher Winterszeit, über drei Stunden Wegs weit, nach Klostergrab führte. Der Wagen hielt vor des Pfarrers Chlodzek Hause. Noch bevor einer der Reisenden hinabgestiegen war, öffnete sich die Hausthür und der Pfarrer trat mit herzlicher Freude heraus, um die An-

kommenden zu begrüßen. Ihm folgte ein gleichfalls hochbetagter Mann, doch noch in rüstiger Kraft und von kriegerischem Ansehen. Es war ein alter kaiserlicher Hauptmann, Nikolaus Holoduk, dem schöne Narben und silberweißes Haar die Stirn zierten. Auch er trat zu den Ankommenden heran.

„Gottes Frieden sei mit Euch, theurer Vater Nechodom", redete der Pfarrer den Greis an und reichte ihm die Hand hinauf; „wie sollen wir Euch genug danken, daß Ihr in Euerm Alter den weiten Weg bei so winterlichem Unwetter nicht gescheut habt! Möge es Euch nur nicht schaden!"

„Ja wahrhaftig, theurer Vater", sprach auch Hauptmann Holoduk herzlich, indem er mit Xaver dem Greise vom Wagen herabhalf, „Ihr thut es uns Allen zuvor!"

„Ihr schlagt es zu hoch an, lieben Freunde", antwortete Nechodom freundlich; „wie hätte ich daheim bleiben können, wenn eine so ernste, heilige Sache berathen werden soll!"

„Tretet nur gleich ein, Vater", bat der Pfarrer Chlodzek, „daß Ihr Euch zuvor erwärmt und erquickt."

„O, mir ist ganz wohl zu Muth", antwortete der Greis; „ich friere nicht und bedarf keiner Erquickung. Mein Schwiegertöchterlein, denn ich hoffe doch, sie soll es bald werden, trotz aller Hindernisse, die sie uns entgegenstellen, hat mich so sorgsam behütet und gepflegt, daß mir Sturm und Schneetreiben nichts anhaben konnten." Dabei faßte er freundlich Theresens Hand, die ihm den Schnee aus dem Pelzkragen klopfte.

„Tretet ein, tretet ein, lieben Freunde", bat Chlodzek nochmals, und führte selbst den Greis an die Thür seines Hauses. Die Andern folgten.

Therese, des Försters Wolodna Tochter, hatte zwar die

Männer auf der Fahrt begleitet, theils um nicht in ihres Vaters einsam im Gebirge gelegenen Försterwohnung bei dessen vielleicht längerer Abwesenheit allein zurückzubleiben, theils um mit weiblicher Sorge um ihn und den Greis Nechodom thätig zu sein. Doch sie folgte auch noch andern, tiefern Antrieben. Einestheils der innigen Liebe zu ihrem Verlobten, Xaver Nechodom, dem Sohne des Greises, dann aber auch einem höhern Sinn, der sie den Ernst der Sache im Innersten empfinden ließ, welche in der Zusammenkunft berathen werden sollte. Bei dem sanftesten weiblichen Wesen loderte zugleich ein edles Feuer in ihr für Alles, was ihren Glauben, ihre Glaubensgenossen und ihr Vaterland Böhmen überhaupt betraf. Und hielt sie sich auch im sittsamen Gefühl ihres Geschlechts still zurück vor dem Thun der Männer, so begleitete sie es gleichwol mit ihrem ganzen Herzen. Natürlich schlug es jetzt mit voller Wärme für die Entscheidung, welche in dieser Versammlung getroffen werden sollte. Darum drängte es sie, derselben so nahe zu sein, daß sie den Beschluß sogleich erfuhr. Ihr Aufenthalt war natürlich bei der Familie des Pfarrers, bei den Frauen, denen sie herzlich befreundet war.

Für einige Zeit der Rast und zu einiger gastlicher Erquickung verweilten auch die Männer bei diesen. Indeß sammelten die übrigen Einberufenen sich schon auf der andern Seite des Hauses in des Pfarrers Gemach. Bald begaben auch Nechodom, Wolodna, Holoduk und der Pfarrer Chlodzek selbst sich dahin. Xaver blieb, da er den ältern Männern noch nicht angehörte, von der Berathung zurück.

Zweites Capitel.

In dem geräumigen Berathungszimmer waren die zwölf Aeltesten der Gemeinde Klostergrabs bereits versammelt und hatten auf den in einem Halbkreis aufgestellten Sesseln ihre Plätze eingenommen. Als der Greis Nechodom an Chlodzek's Seite eintrat, erhoben sie sich Alle ehrfurchtsvoll und reichten ihm begrüßend die Hand. Sie führten ihn auf den Ehrenplatz in der Mitte.

„Unser theurer, verehrter Glaubensbruder", sagte der Pfarrer, „hat trotz seiner hohen Jahre den weiten Weg nicht gescheut, um uns mit seinem Rathe beizustehen in dem ernsten Werk, das wir vorhaben. Unser Dank und der Segen Gottes mögen ihn belohnen!"

„Meine lieben Freunde und Glaubensbrüder", antwortete Nechodom mit seiner tiefen, edelklingenden Stimme, „mein Rath wird euch eine schwache Hülfe sein! Der Beistand Gottes ist es, auf den wir allein hoffen können!" Er erhob das ehrwürdige Haupt mit einem vertrauensvollen Blick zum Himmel. „Er wird uns nicht fehlen, denn unsere Sache ist fromm und gerecht!"

Alle setzten sich nieder. Der Pfarrer als Führer der Berathung nahm seinen Platz hinter einem Tisch, der in der Mitte stand. Den Sitz neben ihm hatte der Schriftführer der Gemeinde, zugleich Rathschreiber, Johann Herbeck; er war der wichtigste Beirath der Versammlung als sicherer Gesetzkundiger.

„Ueber drei traurige Jahre haben wir nun verlebt", hub der Pfarrer Chlodzek an, „seit der Herr Erzbischof

Johann Lohelius von Prag unsere Kirche geschlossen hat! Solange sind unsere gottesdienstlichen Versammlungen so gut als unterbrochen gewesen; denn nur in den Häusern unserer Gemeindemitglieder konnten wir zur Andacht zusammenkommen, sodaß immer nur eine geringe Zahl der Glaubensbrüder daran theilnehmen konnte!"

„Aller der andern Gewaltsamkeiten nicht zu gedenken", fuhr der alte Holoduk zürnend auf, „die der Herr Erzbischof Johann Lohelius uns zugefügt! Keine Taufe, kein Begräbniß, kein Ehebündniß ohne gewaltsame Hinderung!"

„Wohl! wohl!" sprach Nechodom, das Haupt wehmüthig schüttelnd. Denn sein eigener Sohn Xaver konnte die Erlaubniß zu seiner Heirath mit Wolodna's Tochter Therese nicht erlangen. Und der fromme Sinn jener Zeit wagte nicht einen Bund zu schließen, ohne die öffentliche kirchliche Weihe desselben.

„Lasset uns erst bei der einen Hauptsache bleiben, lieber Freund Holoduk", wandte der Pfarrer sich zu diesem; „haben wir unsere Kirche zurück, so werden wir auch die andern Beschwerden erledigen können!"

„Wie soll es aber möglich werden", rief Holoduk, „da sie jegliche Gewaltthat wider uns üben? Haben sie nicht unsere nach Prag gesandten Brüder ins Gefängniß geworfen! Habe ich nicht selbst drei Monate im Weißen Thurm auf dem Hradschin gelegen, bis unsere Glaubensbeschützer, und der edle Graf Thurn zumal, uns die Freiheit wieder verschafften?"

„Auf unsere Glaubensdefensoren müssen wir hauptsächlich zählen", sagte Nechodom.

„Wenn sie nur Macht genug hätten!" wandte Wolodna ein; „aber jetzt geht es den Abgeordneten von Braunau, die sich zu Prag über die Schließung ihrer Kirche durch den Abt

Selander von Proffowitz beschwert haben, gerade so wie zuvor unsern Abgeordneten. Sie liegen im Weißen Thurm....“

„Daß dich!“ fuhr Holoduk heftig auf. „Ist das gewiß, Wolodna?“

„Ein zuverlässiger, hochehrenwerther Mann aus Prag, den ich gestern in Teplitz gesprochen, Herr Martin Frühwein, hat es mir für gewiß erzählt!“

„Martin Frühwein, der gelehrte Rechtsbeistand unserer Stände? Der kann nichts Falsches darüber aussagen“, bemerkte Nechodom kummervoll.

„Man sollte mit Streitkolben und Schwertern dreinschlagen“, rief Holoduk ereifert.

„Nein, ernst und fest, aber friedlich müssen wir verfahren“, entgegnete Nechodom. „Wehe Dem, der das Schwert zieht! Er soll durch das Schwert umkommen!“

„Wenn mich aber Einer drängt, daß ich mich meiner Haut wehren muß?“ fragte der kriegerische Holoduk mit finstern Falten auf der Stirn. „Soll ich da mein Schwert auch nicht ziehen? Hätte ich's etwa auch nicht gegen die Türken brauchen sollen? Und diese Papisten sind ärgere Heiden als der Türke selber!“

„Gegen uns, gewiß!“ pflichtete finsterblickend auch Wolodna bei.

„Lieben Brüder“, bat Nechodom sanft, „lasset euch nicht durch euren Eifer hinreißen! Daß wir unser Recht ja nicht selbst zum Unrecht machen!“

„Wir gehen von der Sache ab, Freunde!“ sagte Chlodzek. „Macht Ihr den Anfang, Vater Nechodom, was ist Euer Rath? Welchen Schritt haltet Ihr für den zweckmäßigsten, daß uns unsere Kirche sobald als möglich wieder geöffnet werde? Daß wir das Weihnachtsfest feiern können am Altare des Herrn?“

„Ich würde anrathen, daß wir nochmals eine Botschaft nach Prag sendeten“, erwiderte Nechodom; „allein nicht zum Erzbischof, sondern zu dem würdigen Kanzler Wenceslaus Budowa von Budowicz, oder zum Herrn Grafen Mathias Thurn, daß einer von ihnen oder unsere gesammten Glaubensbeschützer sich unserer Sache beim Erzbischof annähmen!“

„So meine ich auch“, stimmte Wolodna bei.

„Ich bin's zufrieden“, sagte Holoduk, „allein es wird uns wenig helfen! Seit Thurn gegen die Wahl des Erzherzog Ferdinand zum böhmischen Könige gestimmt, gilt und vermag er nichts mehr!“

„Sie scheuen doch sein Ansehen“, meinte der Pfarrer.

„Glaubt Ihr? Haben sie es gescheut, als sie ihm das Burggrafenthum von Karlstein genommen haben?“ fragte Holoduk.

„Von welchem hohen Amte in der Landordnung Böhmens geschrieben steht“, nahm Johann Herbeck, der bisjetzt geschwiegen hatte, das Wort, „daß nicht Menschenwort, sondern nur der Tod es demjenigen Magnaten entreißen dürfe, dem es gesetzlich gegeben worden. — Dem Statthalter, Freiherrn Borzita von Martinitz, dem blindeifrigen Katholiken, dem sie es gegeben haben, werden sie dieses Gesetz wol halten!“

„Gerade der ist unser Hauptfeind!“ eiferte Holoduk; „und in solcher Leute Hände können sie nicht Macht genug legen. Wär's nicht genug, daß er und Slawata, und Andere ihres Sinnes, sieben Katholische gegen drei unsers Glaubens, kaiserliche Statthalter sind?“

„Slawata!“ sagte Wolodna mit tiefer Stimme vor sich hin.

„Ich weiß wohl, alter Wolodna“, wandte sich Holoduk

zu ihm, „weshalb Ihr seinen Namen mit Seufzen nennt. Er treibt und hetzt beim Erzbischof, daß der Euch nicht die Erlaubniß zur Heirath Eurer lieben Tochter Therese mit dem wackern Xaver geben soll! Ich weiß auch weshalb! Weil er behauptet, Euer Vater sei Leibeigener seines Schwiegervaters, des Herrn von Neuhaus zu Chlum und Koschenberg, gewesen, und von Rechtswegen müßtet Ihr es auch sein. Ist denn dem so?"

„Mein Vater", antwortete Wolodna, „war freilich dem Herrn von Neuhaus unterthänig, allein derselbe hat ihm gestattet, sich hier im Erzgebirge anzusiedeln, als Lohn dafür, daß er ihm auf der Jagd das Leben gerettet mit eigener Lebensgefahr. Es ist aber versäumt worden, das Schriftliche darüber auszufertigen. Das ist nun über dreißig Jahre her, und erst jetzt macht der Herr von Slawata seine Ansprüche auf mich geltend!"

„Weil er die Herrschaften Chlum und Koschénberg angeheirathet hat mit der Tochter des alten Herrn von Neuhaus?" sagte Holoduk halb erklärend, halb fragend.

„Nicht weil er sie angeheirathet hat", antwortete Wolodna, „sondern weil er, um der Heirath willen sich von unsern Glaubensgenossen getrennt hat und zu den Katholischen übergegangen ist. Er will uns wieder unter seinen Gerichtszwang haben!"

„Damit er Euch auch mit Hunden in die Messe hetzen könnte!" rief Holoduk erbittert aus. „Ich dächte, er müßte genug haben an dem Zwang, den der Herr Erzbischof an uns Allen und Euch mit übt!"

„Ist dem wirklich so?" fragte Johann Herbeck, der gleich den andern Versammelten, denen diese Lage Wolodna's unbekannt war, dem Gespräch mit Staunen zugehört hatte.

„Es ist so!“ nahm der alte Rechodom das Wort. „Zufällig hat der Herr von Slawata den Aufenthalt unsers Freundes Wolodna hier im Erzgebirge erfahren und daß er als Forstmann im Dienst des Herrn Erzbischofs ist. Slawata, so scheint es, hat sich mit diesem verständigt und sie gebrauchen jetzt die Versagung der Erlaubniß zur Heirath als ein erstes Mittel, unsere Glaubensbrüder und mich selbst zu bedrängen. Allein nicht unsere eigenen Sachen, wie schwer sie auf uns lasten, dürfen wir hier verhandeln, sondern die Sache aller unserer Brüder. Ich bleibe bei meinem Vorschlag. Es müssen noch einmal Abgeordnete nach Prag gesendet werden, aber zu einem unserer Defensoren.“

„Ich stimme dem bei“, meinte Chlodzek und sah sich im Kreise um; Niemand widersprach.

„Ich will dem nicht entgegen sein“, nahm Holodnk wieder das Wort. „Allein ich bleibe dabei, es wird uns nichts helfen. Bedenkt nur, wie es zu Neu-Straschitz ergangen ist; so wird es auch uns ergehen!“

„Was ist zu Neu-Straschitz vorgegangen? Das ist mir nicht bekannt geworden,“ fragte Rechodom.

„Es war vor drei Jahren“, sagte der Pfarrer, „als Ihr so schwer krank laget, lieber Vater!“

„Ja, in den sechs Monaten mag Manches geschehen sein, was ich nicht erfahren habe! Könnt Ihr mir's in kurzem mittheilen?“

„O ja, ich kenne die Sache actenmäßig“, nahm Herbeck das Wort; „Neu-Straschitz gehört zu Schloß und Amt Bürglitz, und Bürglitz ist, wie Ihr wißt, ein landesherrliches Amt. Darum hatte der Erzbischof Lohelius die Aufsicht über die Kirche. In Straschitz nun hatten die Einwohner einen Pfarrer, David Kochan, der von dem utraquistischen Unterconsistorium ordnungsmäßig eingesetzt und

geweiht war. Den wollte der Erzbischof Lohelius nicht dulden, und drang in die kaiserlichen Statthalter, den Flecken zu zwingen, daß er seinen Pfarrer vom Amte entsetze!"

„Unglaublich!" rief Nechodom aus.

„Die Einwohner sandten Abgeordnete zu ihm —"

„Die wurden gut aufgenommen!" unterbrach Holoduk.

„Es war auch eben um die Weihnachtszeit. Statt der Bitte zu willfahren, erzwang es Herr Lohelius, daß die Bürger von Straschitz in feierlicher Gesandtschaft den katholischen Priester Andreas Molitoris, den er ihnen bestimmt hatte, selbst einholten und bei sich einführen mußten!"

„In einem vierspännigen Kutschwagen mußten sie ihn im Triumph in den Ort führen, wie einen Fürsten oder König!" vervollständigte Holoduk empört.

Nechodom wiegte misbilligend sein bekümmertes Haupt.

„Das hat weder Thurn noch ein anderer Defensor hindern können!" fuhr Herbeck fort. „Die Straschitzer haben vielmehr, weil sie dem katholischen Priester, der sie und ihren Glauben fortwährend schmähte, endlich die Kirche schlossen, ihre besten Gerechtsame verloren, und Etliche sind ausgetrieben worden in die Verbannung. Und den Priester mußten sie behalten und haben ihn noch!"

„Und Besseres haben wir auch nicht zu hoffen", rief Holoduk voller Unwillen, „wenn wir wiederum Abgesandte schicken und uns auf Bitten legen!"

„Allein, lieber, muthiger Holoduk", entgegnete Nechodom sanft, „wisset Ihr einen bessern Rath? Ihr seid mir im Alter der nächste hier in dieser Versammlung; im Rathertheilen seid Ihr mir vielleicht voran. Gern will ich Euch folgen!"

„Nein, Vater", antwortete Holoduk warm, „bessern Rath weiß ich nicht, wo es sich um Worte handelt. Aber

ich fühle mich noch frisch und muthig genug, mit der Klinge dreinzuschlagen. Und Anderes wird uns doch nicht helfen!"

„Damit aber könnten wir uns in das allertiefste Unheil stürzen", antwortete Rechodom ernst.

„Möglich! Aber ich habe die Geduld verloren!" rief er unmuthig auffahrend.

„Laßt uns ruhig weiter berathen", besänftigte Chlodzek den Aufgeregten. „Der Majestätsbrief des Kaiser Rudolf ist unzweifelhaft für uns!" sagte er mit Nachdruck. „Er besagt ausdrücklich, daß wir nicht nur unsere alten, wenngleich früher katholischen Kirchen, zu unserm Gottesdienst behalten, sondern auch zu jeder Zeit uns neue erbauen dürfen. So muß man uns doch endlich unser Recht gewähren."

„Sie wenden aber ein", antwortete einer der Gemeindeältesten, „daß der Majestätsbrief durchaus nicht den Unterthanen der Geistlichkeit, sondern nur den evangelischen Ständen solche Gerechtsame geben wolle und dürfe."

„Das ist falsch", sagte Herbeck trocken.

„Das war", erwiderte gleichzeitig der Pfarrer, „nur die Antwort des Erzbischofs auf die Klagschrift in unserer Sache, welche unsere Glaubensbeschützer an die Statthalter gesandt hatten, die sie hinwiederum dem Bischof mittheilten!"

„Der Kaiser", fiel Holoduk ein, „hat zu Brandeis dem Grafen Thurn die nämliche Antwort gegeben. Sie sind also Alle eines Sinnes!"

„Der Graf", antwortete Herbeck, „hat aber die Antwort schriftlich verlangt, und da hat man sie ihm klüglich nicht gegeben. Denn der Majestätsbrief besagt wörtlich, ich weiß die Stelle auswendig:

„«Jeder utraquistische Freiherr und Ritter, und die utra-

quistischen Einwohner Prags und der andern landesfürstlichen Städte», bemerkt das wohl, denn darauf kommt es an, «sollen berechtigt sein, nicht nur die Kirchen, die sie bisher inne gehabt, zu behalten, sondern auch sich neue zu jeglicher Zeit in Städten, Marktflecken und Dörfern zu erbauen und sie zum Gottesdienste benutzen zu dürfen.» Also auch die Einwohner der landesfürstlichen Marktflecken; Klostergrab aber ist ein landesfürstlicher Marktflecken. Denn alle der Geistlichkeit unterthänigen Orte sind nach Böhmens Landordnung Besitzthum des Königs von Böhmen; das heißt, der König von Böhmen kann jeden Ort, der der Geistlichkeit zugewiesen ist, zu jeglicher Zeit wieder in völliges Kammergut verwandeln. Kein geistlicher Oberherr darf irgend etwas davon verkaufen, verpfänden, verschenken, und wo es geschehen, ist solcher Act ungültig. Wir wohnen also in einem landesfürstlichen Marktflecken, und dürfen uns folglich unsere Kirche zu unserm Gottesdienste erbauen und sie dazu benutzen. Was der Erzbischof auf unsere Klage geantwortet hat und was dem Grafen Thurn zu Brandeis erwidert worden, sind eitle Ausflüchte."

„So ist es!" rief Holobuk.

„Da unser Recht so klar ist, muß man es uns doch endlich zugestehen. Versuchen wir's wenigstens nochmals mit einer Botschaft", bat Nechodom.

„Wollt ihr demnach, werthe Herren und Freunde?" richtete der Pfarrer, sich im Kreise umschauend, die Frage an die Versammelten. „Es ist Niemand dagegen", sagte er nach einigen Augenblicken.

„Und wenn wir bis zum Throne unsers gnädigsten Kaisers gehen, und uns ihm zu Füßen werfen sollten", sprach Nechodom feierlich, „wir müssen jeglichen Weg des Friedens erschöpfen!"

„Wohl denn", sagte der Rathschreiber, „es sei; allein Vertrauen habe ich nicht. Der Kaiser überläßt Alles seinen Statthaltern und heißt Alles gut, was sie thun. Sie sagen, er sei nicht übelwillig gegen uns; allein er hält seines Bruders, des gnädigsten Kaisers Rudolf Willen nicht aufrecht."

„Dem ist so", stimmten Mehre bei. „In jeglicher Art und Weise sind die kaiserlichen Erlasse, die ich alle auf dem Amte gesammelt habe, wider uns gerichtet", fuhr Herbeck fort: „Die Statthalter sind es, die Se. kaiserliche Majestät dazu veranlassen, durch falsche Berichte. Erst gestern ist uns das wider die Utraquisten gerichtete Verbot des Drucks ihrer Schriften zugegangen!"

„Welches Verbot?" unterbrach Holoduk heftig.

„Ein Verbot des Bücherdrucks?" fragten Chlodzek und Nechodom fast gleichzeitig mit Staunen.

„Ihr wißt", erklärte Herbeck, „daß im Jahre 1610 Se. Majestät der Kaiser Rudolf, Gott hab ihn selig! den böhmischen Landtagsbeschluß genehmigt hatte, daß die Utraquisten des Landes jegliches Buch drucken und veröffentlichen dürften, welches unsere Glaubensbeschützer und das Consistorium genehmigt hätten. Diese kaiserliche Erlaubniß ist aufgehoben ...."

„Aufgehoben!" ertönte der unwillige Ruf durch die Versammlung. „Unmöglich! Unerhört! Wir sollen unsere Glaubensmeinungen nicht mehr bekennen dürfen!" schallte es verworren durcheinander. Alle standen auf.

„So ist es!" sagte Herbeck mit erhobener Stimme. „Es darf keine Schrift unsererseits mehr gedruckt werden, die nicht die kaiserlichen Statthalter oder Räthe zuvor genehmigt haben!"

„Das Alles hetzen unsere erbitterten Feinde, Slawata

und Martiniz, gegen uns an", brach Holoduk im höchsten Eifer aus.

„Und der Erzbischof!" tönte eine andere Stimme aus dem Tumult.

„Und solche Herren, wie der Abt Selander von Prosso=witz, der die Braunauer ihre Kirche nicht bauen lassen will!" fügte Herbeck hinzu.

„Ja, sie sind in gleichem Falle wie wir! Sie sollten mit uns handeln", rief Holoduk immer glühender. „Wir sollten Alle für Einen aufstehen!"

„Freunde, meine Freunde", bat der Patriarch Nechodom, als die Versammlung immer stürmischer wurde, und erhob sich von seinem Sitz. „Freunde! Laßt uns mit Worten gegen das Wort kämpfen! Es ist eine mächtige Waffe, wenn es die Wahrheit vertritt!"

Der ehrwürdige Greis trat mitten unter die Erbitterten und erhob seine Hände gleichsam segnend und den Frieden erflehend. Es wurde wieder still, Aller Blicke wandten sich mit Ehrfurcht zu ihm.

„Je mehr ich Trauriges gehört", begann der Greis, als Alles auf ihn lauschte, „je nothwendiger scheint mir eine neue Botschaft. Ihr habt euch nicht dawider erklärt. So denke ich denn, wir sollen zum Werk schreiten. Laßt uns sogleich die Männer wählen, die wir nach Prag senden. Denn Zeit haben wir nicht mehr zu verlieren!"

„Ihr selbst", rief Holoduk, „Vater Nechodom! Vor Eurer Ehrwürdigkeit müssen Haß und Lüge schweigen!"

„Ich bin bereit, wenn meine Kraft ausdauert. Und erschöpfte sie sich auch, ich kann meine letzten Lebenstage nicht besser verwenden!"

„Vater, Vater Nechodom!" tönte es wie aus Einem Munde, und sie umdrängten ihn und küßten ihm die

Hände, das Kleid. Sie verehrten ihn gleich einem Schutzheiligen.

Plötzlich wurde die Thür heftig aufgerissen; Xaver trat hastig ein.

„Wißt ihr, daß kaiserliche Truppen anrücken?“ rief er laut. „Hier Czernig vom Wald bringt die Nachricht!“ Dabei deutete er auf einen Mann von athletischer Gestalt, im kräftigsten Alter, der mit ihm eintrat. Alle kannten ihn, denn er gehörte zur Gemeinde; er besaß einen großen Zimmerhof, der am Gebirge lag, war ein wohlhabender Mann und geachteter Familienvater.

„In einer Stunde sind sie hier!“ bekräftigte er Xaver's Aussage.

„Das Regiment Liechtenstein-Kürassiere! Es soll ein Streich gegen uns ausgeführt werden!“

„Wie denn das?“ fragte der Pfarrer bestürzt, „erzählt uns, guter Czernig.“

Czernig trocknete sich den Schweiß von der Stirn; er war halb außer Athem.

„Ich komme soeben zu Fuß von Schwatz herüber; ich habe dort Arbeit in einem der Wirthschaftsgebäude. Gestern Mittag schon war der Herr Erzbischof von Prag im Schloß eingetroffen, und gestern Abend trafen die beiden Statthalter, der Freiherr von Slawata und der Freiherr von Martinitz, Smeczanski, wie sie ihn auch nennen, ein; der Geheimschreiber, Herr Fabricius von Platter, begleitete sie. Sie waren kaum abgestiegen, als sie sich ins Gemach zum Herrn Erzbischof begaben, dort wurde bei verschlossenen Thüren bis zum späten Abend eine Berathung gehalten.“

„Ja, sie sinnen und spinnen immer Arges gegen uns“, unterbrach Holoduk den Erzähler.

„Diesmal habt Ihr gewiß Recht, Hauptmann Holoduk“,

sagte Czernig. „Ich hatte mich im Hofgebäude fleißig bei meiner Arbeit gehalten; wie konnte auch ein schlichter Zimmermann wie ich sich um Das kümmern, was die hohen Herrschaften vor hatten. Allein es war schon den ganzen Tag ein dunkles Gerücht gegangen, daß etwas im Werke sei gegen die Utraquisten im Gebirge. Ein widerwärtiger Mensch hier aus dem Gebirge, ein Strolch und Umhertreiber, der seit Jahr und Tag unsern Feinden Nachrichten zuträgt und uns verschwärzt, wo er kann, Zaloska heißt er ....“

„Ich kenne ihn“, unterbrach Wolodna, „mich haßt er besonders, weil ich ihn öfters auf Wilddiebstahl erfaßt und zur Anzeige gebracht. Doch er ist immer so gut wie ungestraft davongekommen.“

„Weil er Spionendienste leistet!“ sprach Czernig zornig.

„Laßt den Hund“, unterbrach Holoduk, „und erzählt weiter!“

„Dieser Zaloska“, fuhr Czernig fort, „hatte mich schon mit hämischer Miene verfolgt und allerlei Stachelreden geführt. «Wir könnten uns auf etwas gefaßt machen! — Sie würden bald die Augen aufreißen in Klostergrab!» Und solcher Worte mehr. Anfangs gab ich nichts darauf. Dann dachte ich: es muß dennoch etwas Arges im Hinterhalt sein, und wandte mich an den alten Kammerdiener des Herrn Erzbischofs, Paul Czerwenka, der ein genauer Freund meines Vaters gewesen ist, ob er mir Auskunft geben könne. Und von ihm erfuhr ich, daß in Bilin gestern Abend eine Abtheilung kaiserlicher Reiter vom Regiment Liechtenstein eingerückt sei, die heute früh hierher nach Klostergrab aufbrechen würden. Was sie hier sollten, wußte er nicht oder wollte es nicht sagen; aber kopfschüttelnd meinte er, etwas Gutes werde es nicht sein, wir möchten auf unserer Hut

sein. Darum machte ich mich mit dem Frühesten auf, um es euch anzusagen, bevor sie einträfen!"

„Dank dir, Bruder Czernig", sagte Holoduk herzlich, und reichte ihm die Hand. „Hast gute Wacht gehalten auf der Vorhut!"

„Was können sie wollen?" fragte Rechobom.

„Und der Erzbischof und die beiden Statthalter?" setzte Chlodzek hinzu, „kommen auch sie hierher?"

„Ich glaube nicht. Sie wollten heute wieder nach Prag zurück", erwiderte Czernig; „aber die Reiter werden bald hier sein! Als ich durch Dux kam, waren schon die Quartiermeister dort, die Andern sollten in einer halben Stunde eintreffen; es wird vielleicht nicht länger dauern, so sind sie hier!"

„Was sollen wir thun?" fragte Chlodzek sorglich. „Sollten wir wirklich etwas zu fürchten haben? Wir, die wir schon so bedrängt sind?"

„Ich hoffe ja nicht", meinte Rechobom, „was könnte für ein Grund dazu sein!"

„Die kommen nicht umsonst, darauf schwöre ich", rief Holoduk. „Wer weiß, welche Teufelei sie im Schilde haben. Das Regiment Liechtenstein ist erzpapistisch wie der Fürst selbst. Ob er dabei sein mag?"

„Schwerlich! Der Fürst war bisjetzt in Wien. Nur das Regiment steht seit diesem Herbst zu Prag und Brandeis", belehrte Herbeck.

„Auf jeden Fall, Vater Rechobom", wandte sich Wolodna zu diesem, „ist es am gerathensten, Ihr brecht auf. Wer weiß, was es hier für Händel gibt!"

„Was sollte ich alter Mann zu fürchten haben!" meinte der Greis.

„Wenn man auch Euch nichts zu Leid thun möchte, Ihr

könntet doch irgendwie zu Schaden kommen. Das Kriegsvolk ist zu roh und ungestüm. Zudem, es wird früh dunkel, der Weg ist übel. Wir hätten so wie so zeitig aufbrechen müssen; darum seht zu, daß Ihr baldigst nach Haus kommt!"

„Wollt denn Ihr bleiben, Wolodna?" fragte Nechodom.

„Sollte ich unsere Brüder verlassen in so bedenklichem Augenblick? Ihr nehmt mir schon die Tochter mit in Euer Haus, lieber Vater Nechodom, bis ich sie selbst abhole!"

„Ja, theurer Vater", bat auch der Pfarrer, „kehrt heim. Mir ahnt, hier ist nicht gut sein!"

„Und gerade dann sollte ich von Euch gehen?"

„Was könnte Euer Hiersein fruchten?" wandte Chlodzek ein. Auch Andere der Versammlung baten den Greis, in seine stille Wohnstätte am Gebirge zurückzukehren.

„Allein wie ist es mit der Sendung nach Prag?" fragte er. „Ich bin der Einzige, der sich bereit erklärt hat!"

„Wir senden Euch Botschaft; beeilt jetzt nur Eure Rückkehr nach Haus", war die Antwort Chlodzek's.

„Säumt damit nicht lange", entgegnete Nechodom. „Wir schreiben heute den zehnten. Es wäre gut, wenn wir morgen abreisen könnten, denn das Fest ist vor der Thür, und in Prag wird man uns nicht so eilig bescheiden!"

Mit diesen Worten wandte sich der Greis nachgebend der Thür zu.

Xaver hatte indessen mit Wolodna eifrig gesprochen. Er wollte, dieser solle zurückkehren zum Schutz Theresens und Nechodom's; doch Wolodna drang darauf, daß Xaver seinen Vater geleite.

„Ihr seid auch schon bejahrt, Vater Wolodna", sprach Xaver besorgt.

„Ich habe meine sechzig Jahre, aber ich bin kräftig, jeden

Wetters gewohnt", antwortete er, „ich kehre zu Fuß heim, und ich denke morgen Mittag spätestens bin ich bei Euch."

Da Xaver's Bitte fruchtlos war, verließ er das Gemach und ging hinab, um das Anschirren des Gespanns zu betreiben.

Die Berathung war aufgelöst. Die Männer kehrten in ihre Wohnungen zurück, um im Haus nach dem Rechten zu sehen, falls die Reiter in die Bürgerquartiere gelegt würden; eine Besorgniß, die sie zuerst faßten. Sie verabredeten, sich am Abend wieder beim Pfarrer zu treffen.

Als Therese, die drüben bei den Frauen im vertraulichen Gespräch weilte, erfuhr, was geschehen sei, färbte eine edle Röthe des Unwillens ihre Wange. „Gebt Acht!" sagte sie, und ihr dunkles Auge glühte, „sie wollen uns ein neues schweres Unrecht anthun! Vater", wandte sie sich mit dringender Bitte an Wolodna, „laß mich bei dir bleiben!"

„Was wolltest du hier?" sprach er sanft abweisend.

„Dir und dem Schicksal unserer heiligen Sache näher sein; ich ahne, hier wird viel Uebles geschehen!" entgegnete sie dem Vater, und faßte mit Wärme seine Hand.

„Dann wäre es dir um so besser, du bliebst so fern als möglich", antwortete Wolodna. „Es kann nicht sein!"

„Ich darf nicht?" fragte sie noch einmal; doch in einem Tone, der zugleich die Bekämpfung ihres dringenden Verlangens wahrnehmen ließ.

Wolodna küßte sie, und wiederholte sein sanftes, festes „Nein".

„Ich gehorche dir mit schwerem Herzen!" sagte sie, und wandte sich ab, ihre Bewegung zu verbergen.

Der Wagen war bereit. „Kommt denn, theurer Vater Nechodom", redete sie diesen an, und reichte ihm hülfreich den Arm. Xaver harrte schon draußen am Wagen. Der

Greis stützte sich auf Theresens Arm. Sie nahm schweigend, nur noch mit feuchtem Blick, ringsum leisen Abschied. Die Hausbewohner geleiteten Beide hinab. In liebendem Eifer umstanden sie sie unten noch am Wagen und drängten sich mit jedem möglichen kleinen Dienst hinzu, um die rauhe winterliche Fahrt minder unbehaglich zu machen. Sie zogen ihnen die Pelzkleidung sorglicher zurecht, ordneten den Sitz bequemer, halfen ihnen beim Aufsteigen. Nechodom wurde ganz hinauf gehoben.

Beide dankten nur mit liebreichen Blicken, schweigend, innerlich zu tief bewegt. Chlodzel reichte dem Greise die Hand zu einem sanften Druck.

„Seid Ihr fertig?“ fragte zurückblickend Xaver, der ernst schweigend auf der Vorderbank saß.

Nechodom nickte.

„Behütet mir meine Therese wohl!“ sprach Wolodna zum Wagen hinauf, als die Stiere schon angerückt hatten.

„Wie unsern Augapfel“, antwortete der Greis. Xaver trieb die Stiere an. Ein plötzlicher Windstoß hob wirbelnd den Schnee empor und hüllte das Fuhrwerk in eine dichte Wolke.

Rauhere Stürme als die, welche aus dem düstern Gewölk herabbrausten, das über dem Gebirgskamm schwer dahinzog, bereiteten sich den Bewohnern seiner stillen Thäler!

Drittes Capitel.

Die Zurückbleibenden blickten dem Wagen lange nach. Sie hatten ihn noch nicht aus dem Gesicht verloren, als von der andern Seite der Straße her Trompetenstöße erschallten, die sich, durch die Ferne gedämpft, abgebrochen mit dem Sausen des Windes mischten.

„Wahrlich, da sind sie schon!“ rief Wolodna aus. „Dort biegen sie um die Ecke! Mir ist doch leichter ums Herz, daß der Greis und Therese fort sind. Vortheil ist nie dabei, mit dem Kriegsvolk zusammenzutreffen.“

Der dumpfe Hufschlag der Pferde ließ sich vernehmen; langsam, schweigend rückte der Troß an, die Straße herunter, an Chlodzek's Haus vorbei. Die Reiter trugen eiserne Pickelhauben; die Unteroffiziere mit schwarzen Roßhaarbüscheln, die Offiziere mit schwarzen Federn. Ein dunkelgrauer Mantel hüllte sie ein; wenn der Wind ihn aufschlug, sah man das gelblederne Koller und den Brustharnisch darüber. Die meisten waren aber fest eingeknöpft. Zur Seite hing ihnen ein breites, langes Schwert, mit eisernem Korb über dem Handgriff, und schlug klirrend an die schwerfälligen, faltigen braunen Stiefel, die bis ans Knie reichten. Finstre, bärtige Gesichter schauten trotzig unter dem Helm hervor.

Die Frauen zitterten beim Anblick dieser verwilderten Scharen.

„Ich kann noch nicht ahnen, was das irgend bedeuten soll“, wandte sich der Pfarrer zu Wolodna, mit dem er, etwas zurückgezogen, in der Hausflur stand. „Es hat ein Ansehen, als ob der Feind einrücke!“

„Unsere Freunde sind das auch nicht“, antwortete Wolodna kopfschüttelnd.

Der Zug dauerte lange fort.

„Es scheinen sehr viele“, meinte der Pfarrer.

„Das täuscht, es werden drei Cornet sein. Dort hinten seht Ihr auch schon den Schluß.“

„Vorn am Rathhause halten sie. Sie stellen sich dort auf.“

Die erste Abtheilung der Reiter hatte auf dem Rathhausplatz Halt gemacht; die andern rückten so auf, daß man sah, sie sollten dort in Front einschwenken. Bürger versammelten sich neugierig an den Häusern gegenüber.

„Wollen wir nicht auch dorthin?“ fragte Chlodzek Wolodna.

„Ihr nicht, lieber Herr Pfarrer; laßt mich allein gehen“, antwortete er, und ging die Gasse aufwärts.

Unter den Nachzüglern, die mit Handpferden der Offiziere und mit Packpferden kamen, ritt auch ein Mann, dessen Kleidung verrieth, daß er nicht Soldat war. Es war eine hagere Gestalt mit scharfen Gesichtszügen, die ein tief in die Augen gedrückter Hut halb verdeckte. Er hatte sich dicht in einen schwarzen Reisemantel eingewickelt. Hinter ihm ritt ein Diener, der gleichfalls nicht zum Kriegsvolk gehörte.

Wolodna hatte ein unheimliches Gefühl beim Anblick dieser Gestalt; der Fremde betrachtete auch ihn mit halb scheuen, halb spähend bohrenden Blicken. Er ritt vor die Rathhaustreppe, stieg ab, übergab dem Diener das Pferd und ging hinauf.

Ein Troßknecht streifte hart an Wolodna hin.

„Wer war der schwarze Herr?“ fragte er den gutmüthig aussehenden Mann.

„Der dort die Treppe hinaufging? Das ist der Ge-

heimschreiber der kaiserlichen Statthalterschaft, Herr Fabricius!" war die Antwort.

„Fabricius!" rief Wolodna unwillkürlich aus. Der Name erschreckte ihn; denn er wußte, daß dieser Geheimschreiber im vertrautesten Dienst der Statthalter Slawata und Martiniz war, und daß sie ihn zu Allem, was sie durchsetzen wollten, benutzten. Auch war er schon thätig in der Verfolgung der Ansprüche gewesen, die Slawata in Betreff Wolodna's erhob.

„Das bedeutet nichts Gutes!" dachte er, und ging nachdenkend weiter.

Die Reiter saßen ab; mehre Offiziere gingen ums Rathhaus. Die Andern blieben zur Aufsicht. Von den Leuten wurden Piquetpfähle und Leinen hervorgeholt, sichtlich, um ein Lager auf dem Platze aufzuschlagen. Eine unheimliche Stille schwebte über dem Treiben der Masse.

„Wollen sie im Freien bleiben? Bei dem rauhen Wetter?" dachte Wolodna, „dann haben sie auch etwas vor, wo sie gesammelt sein müssen. Sonst würden sie sich wol in die Häuser legen!"

Auf dem Marktplatz hatte sich nicht blos neugieriges Volk aller Art angesammelt, sondern auch fast alle jene ältern Männer, die zuvor bei Chlodzek der Berathung beigewohnt hatten. Der alte Holoduk ging eifrig umher und sprach mit Vielen leise, aber lebhaft. Mit den Worten: „Gut, daß du kommst, Wolodna!" trat er diesem entgegen. „Hier wird wackerer Leute Rath und That nöthig sein! Sieht dir das nicht auch aus, als ob ein Streich gegen uns ausgeführt werden sollte? So besetzt ja nur feindliches Kriegsvolk einen Ort, wo es Kampf und Ueberfall fürchtet! Sonst hätten sie doch wol in diesem Schneetreiben und in der Kälte die Pferde in unsere warmen Ställe gelegt!"

„Es sieht freilich seltsam genug aus!“ pflichtete Wolodna bei.

„Und was mögen sie droben auf der Rathstube wollen, ohne unsere Rathmänner?“ fragte Herbeck, der gleichfalls herangetreten war.

Gruppen traten flüsternd und kopfschüttelnd zusammen. Die Männer hatten ihre Augen bald auf die Truppen, die eine finstere, schweigende Haltung beobachteten, bald auf das Rathhaus gerichtet, in welchem die obern Offiziere mit dem Geheimschreiber versammelt waren. Ein Mann in einem schwarzen Wamms trat eilig aus der Thür.

„Das ist der Rathsdiener Claus“, sagte Herbeck, der ihn zuerst bemerkte; „er kann uns vielleicht etwas erzählen!“

Er winkte ihm. Der Rathsdiener ging rasch die Stufen der steinernen Treppe herab und hinter den Reitern weg über den Platz. Er mußte dicht an den Bürgern vorbei. Neugierig umdrängten sie ihn.

„Was geht denn da droben vor, Claus“, fragte Herbeck.

„Nichts Gutes, glaube ich, Herr Rathschreiber; der Schwarzrock hat eine Schrift aufgesetzt, die Offiziere haben sie unterschrieben. Ich habe den Befehl, was an Zimmerleuten, Maurern, Schlossern und andern Bauarbeitern im Ort ist, mit ihrem Handwerkszeug hierher zu beordern.“

„Und was sollen die Leute?“ fragte Czernig, der dabei stand.

„Ich weiß es nicht!“ antwortete Claus. „Aber ich möchte Keinem anrathen, den Befehl zu versäumen; denn die (er zeigte auf die Reiter) sehen nicht aus als ob sie Spaß treiben wollten!“

„Das verstehe, wer da kann!“ sagte Holodnk verwundert.

Der Rathsdiener ging.

Da er mehre Handwerker auf dem Platze sah, sagte er diesen gleich hier, was ihm befohlen war. Sie sollten, Meister, Gesellen und Lehrlinge, mit Aexten, Beilen, Sägen, Hämmern und dergleichen sogleich vors Rathhaus kommen.

Einige gingen alsbald fort, um Gehorsam zu leisten.

Der Pfarrer Chlodzek kam jetzt auch herbei, da er die spannende Ungewißheit nicht länger ertragen mochte.

Gleich nach seinem Eintreffen öffnete sich die Rathhausthür; der Führer der Truppen nebst einigen Offizieren traten heraus. Hinter ihnen folgte ein Mann, der eine Schrift in der Hand trug; er hatte eine amtliche Tracht, doch keine kriegerische. Der Oberoffizier winkte, ein Trompeter trat zu ihm heran.

„Gebt Acht! Sie werden uns die Schrift vorlesen", meinte Herbeck.

Er hatte Recht. Der Trompeter blies ein Signal. Es wurde still. Der Mann mit der Schrift trat auf den äußersten Rand der Treppe und las mit lauter Stimme:

„Die Bürger und Bewohner des Marktfleckens Klostergrab, welche nicht ausdrücklich mit ihrem Handwerkszeug auf das Rathhaus beschieden sind, werden hiermit im Namen Sr. Majestät unsers allergnädigsten Kaisers bei schwerer Leibesstrafe aufgefordert, sich auf der Stelle in ihre Wohnungen zu begeben und allda ruhig zu verhalten!"

Die Versammelten sahen einander mit stummem Staunen an. Der Trompeter blies das Signal zum zweiten male; der Ausrufer wiederholte den Befehl.

Noch regten sich die Bürger nicht. Es entstand ein unruhiges Fragen unter ihnen: „Was soll das heißen? Was wird geschehen? Was hat man mit uns vor?" Schrecken und Entrüstung malte sich in Aller Zügen. Nur

Holoduk, Czernig, Wolodna und einige Andere zeigten mehr Staunen als Besorgniß.

Zum dritten male erschallte der Trompetenstoß; zum dritten male wurde der Befehl gelesen.

Doch die Versammelten leisteten nicht Folge. Einer wartete unschlüssig auf den Andern. Da, nachdem einige Minuten in ängstlicher Stille verstrichen waren, schwang sich der Befehlshaber der Truppen auf sein Pferd, zog den breiten Degen und commandirte:

„Aufs Pferd gesessen!“ Die Leute des Befehls gewärtig, hatten sich bereits wieder an ihre Pferde begeben. Im Nu saßen alle Reiter im Sattel. Commandoruf und Trompetenstöße schallten verworren durcheinander. Plötzlich rückte ein Zug Reiter im Trabe vor, quer über den Platz gegen die Menge der Bürger an. Die meisten derselben stoben, sowie die Bewegung der Reiter begann, nach allen Seiten auseinander. Die Reiter folgten hinterdrein, Holoduk wollte nicht weichen; er rief: „Bleibt! Sie dürfen uns doch nicht niederreiten!“ Doch der Pfarrer sagte: „Nein, laßt uns weichen, wider ihre Gewaltthat vermögen wir doch nichts!“

„Ja“, ermahnte auch Wolodna, „folgt uns, Hauptmann Holoduk.“

„Es ist unerhört!“ rief der alte Kriegsmann mit der narbenbedeckten Stirn. „Ich bin vor den Türken nicht gewichen und soll hier vor unsern Landsleuten schimpflich flüchten?“

„Nicht schimpflich, Hauptmann Holoduk“, sagte auch Czernig, „wir weichen der Uebergewalt. Was könnten wir für Widerstand leisten! Unerhört ist es freilich!“

Ein zweiter Zug Reiter wandte sich jetzt gegen die noch Verweilenden. „Kommt zu mir, in mein Haus“,

trieb der Pfarrer hastig an. „Nach der andern Seite ist der Weg schon abgeschnitten. Ihr könntet zu Schaden kommen!“

Viele Bürger, die bisher noch unschlüssig gestanden hatten, flüchteten jetzt in der Richtung nach Chlodzek's Haus. So wurden Alle in den Strom der Flucht fortgerissen.

Wolodna faßte Chlodzek's Arm und unterstützte ihn. Holoduk, Herbeck, der riesenhafte Czernig schlossen sich hinter diesen zusammen, wie um ihnen den Rücken zu decken. Nach der andern Seite des Platzes stürzte Alles verworren durcheinander; man hörte lauten Droh- und Schreckensruf zugleich, und das dumpfe Rasseln der Hufe auf dem schneebedeckten Steinpflaster, vermischt mit dem Klirren der Schwerter und Harnische. Reiter und Bürger waren untereinandergemischt. Zugleich erhob sich der Sturmwind und fegte den Schnee zu dichtem, verdunkelndem Gewölk auf. Rasselnder Galopp tönte dicht hinter Chlodzek und seinen Begleitern. Hastig eilten sie vorwärts; doch im nächsten Augenblick sahen sie sich von Reitern umgeben und überholt, und Schwerter blitzten über ihren Häuptern. Angstruf ertönte hinter ihnen. Ein Reiter sprengte dicht an Chlodzek hin; sein Pistolenhalfter faßte des Pfarrers linke Schulter. Er stürzte zu Boden, mit dem Ruf: „Herr Jesus!“

Wolodna faßte ihn und richtete ihn empor. Czernig sprang ihm von der andern Seite zu Hülfe. In dem Augenblick sahen sie den alten Holoduk von einem Pferde niedergerissen, und nachsprengende Reiter setzten über ihn hinweg. Es war unmöglich ihm zu Hülfe zu eilen. Der wirbelnde Strudel riß Alles vorwärts. Kaum vermochten Wolodna und Czernig von Säbelhieben getroffen, blutend, mit dem betäubten Pfarrer das Haus zu erreichen und sich

im dasselbe zu werfen. Viele Bürger drangen ihnen nach, um sich aus dem Getümmel der Verfolgung zu retten.

Viertes Capitel.

„Nun gebe ich die Hoffnung auf, Vater!“ sagte Therese bekümmert, und wandte sich von dem Fenster in des alten Nechodom's Haus, an welchem sie stand und hinausgeblickt hatte zu diesem, der in seinem Lehnstuhl, nahe dem halbverglimmten Feuer im Ofen saß.

„Xaver muß aber doch zurückkommen!“ antwortete Nechodom. „Es wird ja schon ganz finster!“

„O, es ist etwas Böses geschehen“, sagte Therese, „ich habe es wol gefürchtet! Ich hätte bleiben sollen!“

„Beruhige dich, mein Töchterchen“, antwortete der Greis sanft. „Wer kann hier sagen, was das Bessere wäre! Dein Vater kann wegen der Berathung Aufenthalt gehabt haben, den er nicht voraussehen konnte.“

Der Hofhund draußen schlug mit freudigem Gebell an.

„Das ist ein Bekannter“, sagte Nechodom mit frohem Blick. Therese flog wieder ans Fenster. „Es ist Xaver!“ rief sie, und eilte hinaus vor die Thür, um ihn zu empfangen.

Wolodna, der versprochen hatte, am Nachmittag spätestens aus Klostergrab zurück und in Nechodom's Hause zu sein, war noch nicht gekommen. Xaver, welcher ihm ein Stück Wegs entgegen gegangen war, kehrte eben wieder. Er kam raschen Schritts den Hügel herauf zu dem Wohnhause,

„Du bringst den Vater nicht mit?“ fragte Therese schon von weitem mit besorglichem Ton.

„Nein, Therese“, erwiderte er, und reichte ihr die Hand zur Begrüßung; „ich bringe üble Nachrichten mit!“

Sie erblaßte. „Sprich es gleich aus, Xaver“, bat sie, „laß mich nicht in Angst!“

„Klostergrab ist von der kaiserlichen Reiterei gesperrt; es darf Niemand hinein noch heraus“, war seine Antwort.

„Und was geht drinnen vor?“ fragte Therese in höchster Spannung.

„Darüber weiß ich dir keine Auskunft zu geben. Ich war bis auf den halben Weg entgegen, da traf ich den Schmied Johann Przibram aus Graupen; der kam von Klostergrab. Er war heute früh hinaufgegangen im Geschäft, doch am Ausgang des Orts hatte eine Feldwacht gelegen, die ihn nicht hineinließ. Auch Niemand darf heraus!“

„Und weshalb das?“

„Das wußte er nicht, und weiß Niemand. Alle Ausgänge sind seit gestern Nachmittag, eine Stunde nachdem wir fort waren, abgesperrt worden!“

„Gott im Himmel! Welch ein Schicksal mag die Unglücklichen in der Stadt bedrohen!“ rief Therese. „Und werden Frauen auch nicht eingelassen?“ fragte sie hastig mit einem aufblitzenden Entschluß in der Seele.

Xaver durchschauerte es. Er zog Therese liebevoll an sich. Sie brach in Thränen aus. „Könnte ich zum Vater!“ rief sie weinend, „was wird sein Schicksal sein! O, hätte ich ihn nicht verlassen!“

Xaver wußte sich und ihr nicht Rath noch Trost zu geben. Sie gingen schweigend zum alten Nechodom hinein. Er hörte mit staunendem Schmerz die Kunde an.

„Wird denn kein Ende werden unsers Duldens!“ sprach er mit einem Blick zum Himmel. „Meine Tochter“, wandte er sich zu Theresen; „könnte ich dir Hülfe geben und Trost in deinem bangen Gemüth! Es bleibt uns jetzt nur das Gebet zu dem Schützer und Tröster dort oben.“

Therese lehnte sich sanft an ihn; Xaver blickte starr zur Erde. Tiefes Abenddunkel herrschte in dem Gemach; lautlose Stille ringsher. Da fiel ein zitternder Silberstrahl auf des Greises Haupt; unwillkürlich blickten die in Schmerz Versunkenen auf nach dem Fenster. Der Mond schwebte leise herauf über die blaue Bergwand des Mittelgebirges und leuchtete in das Gemach. Es war, als bringe er, ein Bote des Friedens, Trost in die Brust der Bekümmerten.

„Sehet, wie der Mond so lieblich das sanfte Auge auf uns richtet“, sprach Nechodom, „so sieht uns auch das Auge des himmlischen Vaters, und seine Barmherzigkeit wird uns nicht verlassen!“

„Sie wird uns nicht verlassen“, rief Therese, die sich an dem Gedanken erhob mit frommer Zuversicht, und die Hoffnung kehrte in ihr jugendlich muthiges Herz zurück.

„So freundlich der liebe Mond uns in das Fenster scheint, wir wollen doch die Laden schließen“, sagte Nechodom; „denn die Zeit ist unruhig, und unter den Umwohnern hier im Gebirge sind Viele, die uns übel wollen! Vorsicht ist uns nur allzu nothwendig.“

Xaver ging hinaus und schloß die dichten eichenen Laden, welche die Fenster verwahrten, während Therese drinnen die Riegel vorschob. Ebenso verriegelte er die Hausthür. Denn das Haus des alten Nechodom stand einsam auf einem der vorspringenden Hügel des Gebirgabhangs. Es war aber aus starken Balken fest aufgebaut, gegen Kälte

und Hitze wie gegen äußere Gewalt gut verwahrt. Auch den Hof umschloß eine starke Mauer. Nothwendige Vorsicht in so rauhen Zeiten!

Das Feuer im Ofen, durch Therese neu angefacht, loderte hell auf und verbreitete wohlthuende Wärme und freundlichen Lichtschimmer. Therese zündete die Lampe an und setzte sie auf den schweren eichenen Tisch im Hintergrunde, dann rückte sie den Sorgenstuhl des Greises der Flamme etwas näher. Es wäre ganz behaglich in dem traulichen Gemach gewesen bei der tiefen Winterstille draußen, wenn nicht die bangen Sorgen des Augenblicks und die düstre Stimmung über die schwere Zeit überhaupt ihre finstern Schatten in das Herz der Bewohner geworfen hätten.

Und doch empfand sich die Wohlthat einer so friedlichen Zufluchtsstätte. Als Xaver wieder eintrat, lud ihn Therese mit herzlichen Worten und Blicken ein, sich zu ihr an den Tisch zu setzen.

„Ja, setzt euch, meine Kinder", sagte der Greis, „versuchen wir durch ein trautes Gespräch über unsere Besorgnisse hinwegzukommen. Wir wissen doch nun, weshalb Freund Wolodna ausbleibt. Was uns sonst bedroht, wird uns Alle treffen! Wir wollen es mit Muth tragen, und dagegen kämpfen, soviel wir vermögen!"

„Ja", sprach Xaver, dem ein muthiges Feuer und ein edler Zorn aus den Augen leuchtete. „Wir müssen dagegen kämpfen! Die Hoffnungen, die wir seit dem Erlaß des Majestätsbriefs gehegt, daß nun endlich die bittern Verfolgungen unserer Glaubensbrüder aufhören müßten, sinken mit jedem Tage tiefer ins Grab. Es bleibt nach wie vor, ja, es ist viel schlimmer jetzt!"

„Kämpfen! Ja, mein Sohn! Aber solange es möglich ist mit der Waffe des friedlichen Worts!" entgegnete

Rechodom. „Der Kampf mit dem Schwerte ist ein furchtbares Unheil! Seit zweihundert Jahren schon lastet er auf unserm Vaterlande! Seit unser großer Lehrer Johann Huß den Scheiterhaufen besteigen mußte, haben wir mit Feuer und Schwert, mit unserm Herzblut für unsern Glauben gekämpft! Allein Feuer und Schwert lösen den Zwiespalt der Gemüther nicht! Sie erweitern ihn!"

„Doch, was bleibt uns übrig?" fragte Xaver. „Ein Jahrhundert haben die Böhmen allein gekämpft; es floh dahin und wir blieben im Druck. Seit hundert Jahren regt sich nun auch das halbe Deutschland für unsere Sache, und dennoch! ..."

„Und dennoch sind wir wenig gefördert", unterbrach ihn der Vater. „Da siehst du, daß der Kampf mit dem Schwert auf diesem Felde nicht zum Frieden führt!"

„Aber läßt man uns die Wahl?" fragte Therese, die mit tiefem Antheil dem Gespräch folgte. „Haben nicht auch die deutschen Völker zum Schwert greifen müssen?"

„Und sie haben wenigstens die Anerkennung ihrer Glaubensrechte durch das Schwert errungen!" fügte Xaver hinzu.

„Leider noch nicht hinlänglich!" entgegnete Rechodom. „Ihr seht, auch dort dauert der Kampf fort. Stehen nicht die Protestanten in gewaffneten Bündnissen den Katholischen gegenüber, die evangelische Union der katholischen Liga? Seit hundert Jahren währt der traurige Kampf! Denn es war im Jahre 1517, als der ehrwürdige Doctor Martin Luther, dessen Lehre im innersten Kern ja auch unsere eigene ist, seine Glaubenssätze an die Pforte der wittenberger Kirche schlug. Und jetzt schließt sich in wenigen Tagen das Jahr 1617!"

„Freilich, freilich! Und, es ist leider wahr, unablässig

gährt seitdem der Hader und Zwist in Deutschland wie in Böhmen", gab Xaver zu. „Allein nur, weil die Bedrückungen und Verfolgungen fortdauern trotz aller Verträge und Verbriefungen!"

„Und hier in Böhmen ist der Druck doch gewiß noch viel schwerer, weil unser eigener König ihn übt durch seine Stellvertreter und Statthalter", meinte Therese. „Wie hassen uns dieser Slawata, dieser Martiniz!"

„Und wenn Slawata nicht ein Abtrünniger wäre!" rief Xaver erbittert aus. „Glaubst du denn, Vater, daß er wahrhaft seinen Glauben geändert hat?"

„Ich will ihn nicht verurtheilen, denn ich kann nicht in sein Herz blicken, wie der Allmächtige!"

„Und weshalb muß er uns so erbittert verfolgen?" fragte Therese. „Wären wir wirklich auf dem Pfade des Irrthums, Mitleiden, Erbarmen müßte doch Einer mit uns haben, der dieselben Irrwege gewandelt wäre, nicht Haß und Ingrimm?"

„Das scheint freilich von einem bösen Bewußtsein zu zeugen", sagte Rechodom; „doch Gott allein schaut die Wahrheit!" setzte er begütigend hinzu.

Es trat ein Schweigen ein; Jeder versenkte sich in seine Betrachtungen.

„Mein Sorgen und Hoffen ist nur auf euer Schicksal gerichtet, meine Kinder", begann Rechodom nach einiger Zeit; „euch wünschte ich einen friedlichern Lebenspfad als mir. Schon in meiner Kindheit wurde ich in die wilden Stürme gerissen. Meine Aeltern verließen Böhmen, wie ihr wißt, um der Glaubensbedrückungen willen. Wir waren oft obdachlos, durch Noth bedrängt! Doch denke ich an diese schwere Zeit mit heiligem Glück der Erinnerung!"

„An Euern Aufenthalt in Wittenberg, nicht, theurer Vater?“ fragte Therese mit Theilnahme.

„An diesen vorzüglich“, fuhr Nechodom fort. „Zwei mal habe ich als neunjähriger Knabe den großen Reformator Luther in der Schloßkirche daselbst predigen hören. Seine begeisterten Worte prägten sich mir mit Flammenschrift in mein Kinderherz. Auch seiner Bestattung wohnte ich bei mit meinen Aeltern. Unvergeßlich ist mir dieser feierliche Tag!“

Nechodom hatte den Seinigen oft schon von diesen Jugenderlebnissen erzählt, kam aber nach Art der Greise gern darauf zurück. Therese in ihrer hingebenden Gesinnung hörte ihm immer wieder aufmerksam und gern zu.

„O, lieber Vater“, sagte sie, auf seine lebhaften Erinnerungen näher eingehend, „könntet Ihr mir wol einmal wieder den schönen Becher zeigen, den Frau Katharina Luther Euerm Vater geschenkt hat? Seit meinen Kinderjahren habe ich ihn nicht gesehen!“

„Gern“, antwortete Nechodom freundlich. „Nimm ihn doch aus meinem Schrank, Xaver! Der Schlüssel liegt auf dem Tische bei der Bibel.“

Xaver öffnete den Schrank und nahm den, noch in einem besondern Kästchen wohlverwahrten, Becher heraus.

„Es ist nur ein Tafelbecher“, erklärte Nechodom, als ihn Therese mit Aufmerksamkeit betrachtete. „Allein der große fromme Luther hielt ihn hoch in Ehren als ein Geschenk seines Landesherrn, des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen. Nicht an dem täglichen Tisch wurde er benutzt, sondern nur an hochfestlichen Tagen, wo die Freude sich mit dem Ernst dankbarer Frömmigkeit verbindet. Dann ging er in die Runde an der Tafel, und Jeder, der ihn an die Lippen führte, that es mit einem ernsten, heiligen

Spruch. Auch Philippus Melanchthon's fromme Lippe hat ihn berührt, wenn dieser Freund an Luther's Seite saß! So ist er geweiht worden, und darum ist er auch mir gleich einem heiligen Gefäß!"

Therese betrachtete den Becher mit erhöhtem Antheil. „Was bedeuten diese drei Gestalten", fragte sie, indem sie drei Figuren in halb erhabener Arbeit an der Seitenwand des Kelchs bezeichnete.

„Die mit dem Kreuz in der Hand ist der Glaube, die mit dem Blumenkranz auf dem Haupte ist die Liebe, die auf den Anker gestützte die Hoffnung!"

„Den Glauben und die Liebe tragen wir wol fest im Herzen", sagte sie mit ernster Wärme, „doch die Hoffnung? ..."

„Halte sie fest, sie ist das Eigenthum der Jugend", sprach der Greis. Therese blickte Xaver an, der neben ihr stand; er zog sie innig an sein Herz.

„Ja, wir wollen hoffen, aber auch handeln, meine Therese", sagte er. — —

So gingen den Einsamen die Stunden des Abends hin. Ihre Gespräche, ihr liebendes Verkehren untereinander waren wenigstens ein Balsam für die tiefen Wunden des Grams und der Besorgniß, an denen ihr Herz blutete.

„Ich möchte nun doch zu Bett gehen", sagte endlich Nechodom. „Ich werde wenig schlafen, das Alter schläft ja überhaupt wenig, jetzt aber zumal; meine unruhigen Gedanken werden mich wach erhalten!"

Xaver half ihm vom Sessel auf und reichte ihm den Arm, um ihn an seine Schlafstätte zu geleiten.

Plötzlich stand er still. „Das sind Männerschritte, die ich draußen auf dem Schnee höre", sagte er aufhorchend. „Es sind Mehre, die da kommen!"

Therese hörte den Schall annähernder Schritte ebenfalls. Sie flog ans Fenster und lauschte hinter den geschlossenen Läden.

„Sie sind noch wach, es schimmert Licht durch die Laden“, ließ sich draußen eine tiefe männliche Stimme vernehmen.

„Der Vater! der Vater!“ tönte Theresens Ruf in überwallender Freude.

Sie flog mit Xaver an die Thür, ihr Vater hing in ihren Armen. Mit ihm trat Czernig ein. Begrüßend wurden sie Beide umringt.

„Du trägst eine Binde, bist du verwundet?“ rief Therese, als der Schein der Lampe auf Wolodna's Stirn fiel.

„Es will nicht viel bedeuten“, antwortete Wolodna, „wir wollen Gott im Himmel danken, daß wir uns wiedersehen, daß wir hier sind!“ setzte er ernst hinzu.

„Was ist geschehen, erzähle!“ fragte Therese unruhig.

„Und Ihr seid auch verwundet, Czernig?“ fragte Xaver diesen, als er ihn näher betrachtete; „was hat es gegeben?“

„O, erzählt doch!“ bat Nechodom äußerst gespannt.

„Laßt uns setzen; wir wollen Euch Alles genau berichten“, erwiderte Wolodna.

Sie setzten sich um den Tisch. Wolodna erzählte zuerst die Vorgänge bis zu dem Augenblick, wo er sich mit Czernig und Chlodzek in dessen Haus gerettet hatte.

„O gütiger Himmel“, seufzte Nechodom, „was haben wir verschuldet, daß wir solche Mishandlung erfahren?“

„Wartet nur, Vater Nechodom“, sagte Czernig, „das war nur der Anfang!“

„Freilich, das Schlimmste, das Allerschwerste kommt jetzt erst“, begann Wolodna wiederum.

„Sobald wir im Hause waren, sperrten wir eiligst das Thor, damit nicht erbitterte Rotten aus dem Volke nachdrängten; denn es waren viele Katholische in der Masse, die danach trachteten, ihren Haß an uns zu sättigen. Einige der Unsrigen waren mit hineingeflüchtet. Mehre durch Säbelhiebe verwundet oder sonst beschädigt, weil die Reiter sie niedergeritten hatten. Der Pfarrer blutete an zwei Stirnwunden; ein Säbelhieb hatte ihn gestreift, die andere war von dem harten Fall auf den Boden!“

„Und du auch, Vater?“ fragte Therese.

„Meine Verwundung ist unbedeutend, wir Alle sind noch glücklich genug gewesen!“ antwortete er.

„Wir fragten uns nur bange, was eigentlich gegen uns geschehen solle? Draußen tobte das Getümmel noch eine zeitlang fort. Dann ward es still. Die Straßen, der Kirchplatz waren menschenleer. Nur düstre Reiterpatrouillen ritten hin und her. Nach etwa einer Stunde kam ein Zug von Leuten mit Aexten, Brechstangen und anderm Werkzeug vom Rathhaus her gegen die Kirche zu. Viel Volks, lauter Bischöfliche, begleitete ihn zu beiden Seiten und wälzte sich nach. Vor der Kirchthür sammelte sich die Masse an. Wir konnten nicht genau sehen, was vorging; doch mußte die Thür, die sie uns drei Jahre versperrt haben, wol aufgeschlossen worden sein; denn sie öffnete sich und die wild lärmende Volksmasse drang hinein!“

„Himmel, welch eine Entweihung des heiligen Orts!“ rief der Greis erschüttert.

„Geduldet Euch nur, Vater Nechodom“, sagte Czernig finsterblickend. Ihr werdet bald noch anders staunen!“

„Alsbald hörten wir von drinnen heraus ein krachendes Getöse, als breche das Gebälk ein; wildes Geschrei und Jauchzen drang zu uns herüber! Wir fingen an zu

ahnen, was geschehen! Jetzt stürmte eine Rotte Volks aus der Kirchenpforte wieder heraus; an ihrer Spitze erkannten wir den hämischen Buben, den Zaloska. Er hielt etwas Glänzendes hoch in Händen, wir sahen, daß es unser heiliger Kelch war! Der Verruchte warf ihn auf die Gasse und trat mit Füßen darauf! «Die Ketzer haben ihn entweiht», schrie er, «zertretet ihn!» Und die ganze Schar brüllte ihm nach."

Nechodom bebte vor Schauder; starr gefesselt standen Therese und Xaver.

„Und diese That des Abscheus vollführten sie!" fuhr Wolodna fort. „Wir sahen es mit eigenen Augen! Das heilige Gefäß wurde in den Koth geworfen und die Wüthenden zerstampften es mit den Füßen*), während die Andern die Lüfte mit ruchlosem Geschrei erfüllten!"

Der Greis hatte keine Worte; er bedeckte nur das Antlitz mit beiden Händen.

„Hört weiter", hub Wolodna wieder an. „Das rasende Zerstörungswerk begann jetzt von allen Seiten. Ein zweiter Haufe schleppte unsere Altardecke heraus; sie wurde in Stücke zerrissen! Immer größere Volkshaufen sammelten sich und schrien: «Zerstört den ganzen Ketzertempel! Reißt ihn nieder!» Sie stürmten wieder in die Kirche zurück, das draußen zusammengelaufene Volk gesellte sich zu ihnen. Jetzt sahen wir, daß Werkleute auf das Kirchendach hinaufstiegen vorsichtig mit Seilen um den Leib, welche die drinnen hielten, damit sie nicht herabstürzten. Sie kletterten hinauf bis zum Kreuz und schlangen gleichfalls Seile um dieses. Einer riß die Wetterfahne heraus und schleuderte sie hinab, daß sie klirrend auf das Pflaster niederfiel. Das Kreuz

*) Historisch.

suchten sie vorsichtig herabzunehmen. Während dessen schallte im Innern der Kirche furchtbares Getümmel und Getöse. Ein Krachen von Beil- und Axtschlägen drang durch das Geschrei der Menge zu uns herüber. Sie zertrümmerten drinnen die Stühle und warfen die Trümmer hinaus auf die Gasse. *) Weiber und Kinder rafften sie auf und schleppten sie in ihre Häuser zum Verbrennen. Die Werkleute droben fingen an das Dach abzudecken; die Schieferplatten prasselten auf die Straße hinunter! Mit schweren Aexten hieben sie auf das Gebälk des Dachstuhls ein! Es war sichtbarlich, das Gebäude sollte bis auf den Grund zerstört werden!"

„Aber um des heiligen Namen Christi willen, wie durften sie das wagen?" rief der zitternde Greis Nechodom aus! „Gibt es denn nicht menschliche, nicht göttliche Gerechtigkeit mehr? Ließen denn die kaiserlichen Kriegsleute diese Verbrechen des wilden Volks ungehindert zu?"

„Ob sie sie zuließen?" fragte Wolodna bitter; „sie beschützten sie! Erst als die Nacht anbrach und die Ruchlosen ihr Werk bei Fackelschein fortsetzen wollten, schritten die Soldaten ein. Denn der Sturm trieb die Funken der Fackelbrände hoch in die Luft; sie wirbelten mit dem stäubenden Schnee zugleich um. Sie hätten sich wol wenig aus dem Brande der Kirche gemacht, aber die Häuser der Katholischen wären nicht feuerfester gewesen als die unserer Brüder. Darum wehrte die Mannschaft dem Fortgang der Zerstörung. Die Kirche wurde mit Mannschaft besetzt und Posten ringsum ausgestellt!"

„O diese schwere That ruft laut zum Himmel!" sprach Nechodom im tiefsten Schmerz aufblickend hin.

---

*) Alles historisch.

„In später Abendstunde“, erzählte Wolodna weiter, „schlich sich Herbeck, der Gerichtsschreiber, zu uns. Der erzählte uns erst, daß vor dem Rathhaus, nach dem ersten Befehl, der uns auffoderte, auseinander zu gehen, eine zweite lange Schrift vorgelesen worden war, in der seitens der kaiserlichen Statthalterschaft bekannt gemacht wurde, daß der Herr Erzbischof Lohelius befugt sei, die wider alles Recht auf dem Grund und Boden des Erzbisthums erbaute Kirche zu zerstören, nachdem der Unfug der Ketzerei auch nicht durch dreijährige Schließung des Gebäudes gehemmt worden sei!“

„Sollen wir denn mit Gewalt abtrünnig von unserm Glauben gemacht werden?“ rief Nechodom im edlen Feuer des Zorns, der seine bleichen, gefurchten Wangen röthete, aus. „War das der Sinn, in dem sie uns die Kirche schlossen?“

„So scheint es“, sagte Wolodna. „Laßt mich zu Ende berichten. Die Nacht verging uns unter Schrecken, Sorgen und Gebet. Es wagte sich Niemand aus dem Hause, denn die Katholischen, von wilden Anstiftern gehetzt, fielen über unsere Brüder her, wo sie sich vereinzelt blicken ließen. Sie hielten sich daher in Häusern verschlossen. Endlich brach der Morgen an. Da erfuhren wir, daß alle Ausgänge des Orts besetzt seien von den Reitern. Es durfte Niemand heraus noch hinein. Sie mochten wol fürchten, daß unsere im Gebirge und sonst in der Umgegend zerstreut wohnenden Brüder Nachricht erhielten und uns zu Hülfe kämen!“

„Allein wie erfuhrt Ihr selbst, was vorging?“ fragte Xaver.

„Wir hielten treu zusammen“, antwortete Czernig. „Ueber Gartenzäune und Hofmauern kletterten unsere Freunde zu-

einander. Einer sagte dem Andern, was er gesehen, was er gehört hatte. Auf der Gasse, einzeln vollends, durfte sich Niemand von uns zeigen, ohne daß die Erzbischöflichen ihn gemishandelt hätten. Der Hund Zaloska wollte auch seinen Haß sättigen. Auf mich besonders hatte er es gemünzt, weil ich ihm öfters mit meinen Fäusten gezeigt habe, was ich von ihm halte! Ich habe ihn drei mal vom Gehöft gejagt!"

„Und auf mich hat er's auch", setzte Wolodna hinzu, „weil ich ihn als Wilddieb abgefangen habe!"

„Und schützten euch unsers eigenen Kaisers Leute nicht gegen die Wüthenden?" fragte Nechodom.

Wolodna schüttelte den Kopf. „Sie sahen nicht, was vorging. Es wäre uns vielleicht noch übler ergangen, nur daß sie wol an unsere Defensoren dachten und deshalb Scheu hatten."

„An sie müssen wir uns jetzt zwiefach dringend wenden", sprach Nechodom. „Nun müssen wir nach Prag!"

„Das wäre jetzt eine üble Zeit, Vater", sagte Wolodna. „Holoduk hat Recht. Die Defensoren haben nicht Macht, uns zu schützen. Wir werden wie die Abgesandten von Braunau in den Weißen Thurm geworfen!"

„Wie? Wir, die wir die Mehrzahl in Böhmen bilden, sollten so unterdrückt sein?" rief Xaver zornfunkelnden Auges.

„Nein, das dürfen wir nicht ertragen, Vater!" sagte auch Therese mit stolz gehobenem Haupt, und das Feuer ihrer Seele blitzte aus den thränenfeuchten Augen. „Denn lieber den Tod erdulden als solche schmähliche Gewaltthat!"

„Wir wollen reiflich prüfen", erwiderte Nechodom, „und dann vor keinem Opfer zurückschrecken. Doch sagt uns weiter, lieben Freunde, wie ist es euch gelungen, hierher zu kommen?"

„Heute den Tag über hielten wir uns still im Hause des Pfarrers. Das wenigstens hinderte die kaiserliche Mannschaft, daß die Rotten uns nicht in die Häuser brachen. Wir brachten traurige Stunden zu, denn die Zerstörung unserer Kirche begann mit Tagesanbruch aufs neue. Jetzt nicht mehr im Tumult der Wüthenden, aber dafür ganz regelmäßig in voller Ordnung. Das Kreuz war herabgenommen, der Kirchthurmknopf auch."

„Den haben sie gleich der katholischen Kirche geschenkt, und den Altar und Beichtstuhl soll sie auch bekommen" *), fiel Czernig ein. „Das zertrümmerte Holzwerk, das die Bürger erst in ihre Häuser schleppten, hat der katholische Pfarrer in Anspruch genommen. Es wird ihm schon zugetragen und zugefahren zum Verbrennen! **) «Das Holz ist gut, um Fastenspeise dabei zu kochen», spotteten die Zerstörer."

„Doch, wie kamt ihr fort?" fragte Nechodom abermals.

„Als es dunkel wurde, stiegen wir im Pfarrgarten über die hintere Mauer; von dort läuft ein enges Gäßchen zwischen Gärten und Feld aus; das war unbewacht. So erreichten wir das Freie und wanderten unter dem Schutze der Dunkelheit zu Fuß hierher."

„Gott sei gelobt!" rief Nechodom aus. „Sind andere unserer Freunde zu Schaden gekommen?" fragte er nach kurzer Pause.

„Hauptmann Holoduk hat, indem er fiel, einen Säbelhieb über sein altes Haupt bekommen, doch ist er zum Glück nur leicht verletzt. Von Andern weiß ich nichts."

---

*) Historisch.

**) Historisch.

Es traten einige Augenblicke tiefen Schweigens ein.

„Morgen“, nahm Wolodna das Wort wieder auf, „wollen wir nach Hause! Doch diese Nacht, guter Vater Nechodom, müßt Ihr uns schon noch Beide beherbergen!“

„Ich könnte auch wol noch heute nach Hause“, sagte Czernig, der eine Stunde weiter im Gebirge sein Gehöft hatte.

„Nein, Ihr dürft nicht“, erwiderte Xaver, und faßte seine Hand. „Die Wege sind tief verschneit und vom Sturm verweht! Wir haben ja gutes Obdach für Euch!“

„Versteht sich, lieber Freund, daß Ihr unter meinem Dache bleibt“, bat auch Nechodom. „Könnte ich Euch und uns Allen nur für unseres Lebens Dauer eine Stätte des Friedens sichern! Aber wo wäre dazu Hoffnung für uns in Böhmen!“

„Wir dürfen die Hoffnung noch nicht aufgeben, Vater Nechodom“, entgegnete Wolodna; „im Frühjahr wollen die Glaubensbeschützer eine Versammlung aus den utraquistischen Ständen aller Kreise Böhmens nach Prag ins Carolinum berufen, wie mir Herr Martin Frühwein in Teplitz erzählt hat. Da wollen sie jede Kraft einsetzen, daß der Majestätsbrief ferner nicht mehr verletzt werde.“

„Gebe Gott, daß ihr Vorhaben gelingt“, sagte Nechodom. „Auch wir wollen das Unsere redlich thun! Jeden Tag bin ich bereit, nach Prag zu gehen, sobald ihr euch darüber geeinigt habt, daß es fruchten könne! Ich fürchte nichts; meine Tage sind gezählt; mein Trachten ist nur, daß ich die wenigen, die mir der Himmel noch läßt, für unsere heilige Sache verwenden kann!“

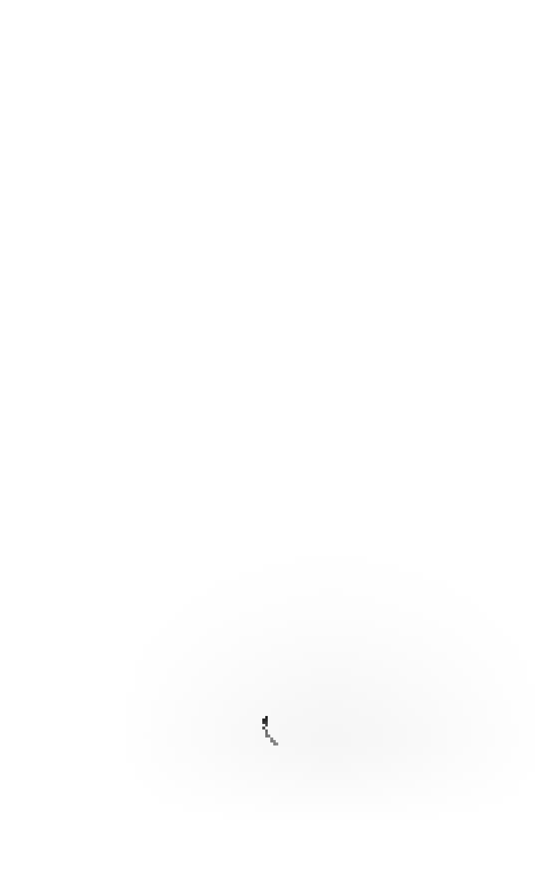
„Jetzt aber fruchtet eine Botschaft nach Prag nichts mehr“, entgegnete Wolodna, „sie muß aufgeschoben werden bis zur Versammlung. Unsere niedergerissene Kirche

können wir nicht mehr retten. Die Nachricht von ihrer Zerstörung wird von selbst und mächtig nach Prag dringen!"

„Sie wird alle Gemüther aufstacheln", rief Xaver.

„Die brüderlich gemeinsame Weihnachtsfeier, auf die unsere Gemeinde hoffte, liegt unter Trümmern begraben", sprach Nechodom feierlich. „Gib du o gütiger Vater", erhob er die Stimme, und richtete Blick und Hände aufwärts, „daß das heilige Osterfest, das Fest der Auferstehung des Herrn, auch das Auferstehungsfest unserer Gemeinde werde zu ungehemmter, freier Ausübung ihrer Andacht!"

Das waren die heißen Wünsche und Hoffnungen der Bedrängten.



Zweites Buch.



Fünftes Capitel.

In einem gewölbten Gemach, dessen Wände ringsum bis zur Decke hinan von aufgestellten Büchern und aufgehängten großen Landkarten bedeckt waren, und in dem Erd- und Himmelsgloben, mathematische Instrumente, die auf großen Tischen standen, und sonst vielfache andere Gegenstände sich befanden, die von der gelehrten Thätigkeit des Bewohners zeugten, saßen zwei Männer im eifrigen Gespräch miteinander. Der eine mochte, wie sein weißes, aber reiches Haar kundgab, gegen siebzig Jahre zählen; doch verriethen Züge und Haltung noch eine rüstige männliche Kraft. Das edle Antlitz, voll Würde und Sanftmuth, mußte jedes Herz gewinnen; das feurige Auge verkündete die Ueberlegenheit des Geistes, der in diesem Haupte wohnte. Es war der Kanzler und kaiserliche Rath, Freiherr Wenzel von Budowa auf Budowitz, der Bewohner des Hauses, ein Mann von tiefer Gelehrsamkeit, reicher Lebenserfahrung und hoher Gesinnung.

Der zweite stand im kräftigsten Mannesalter; seine Miene zeugte von Hochsinn und Sanftmuth zugleich. Es war der Statthalter der Oberlausitz, Graf Joachim Andreas von Schlick.

„So werden also alle Provinzen einig sein, theurer Graf“, sagte Budowa, und ein freudiger Anflug belebte sein ernstes Antlitz; „ich glaubte nie anders, als daß unsere Brüder in der Lausitz ebenso denken wie in Schlesien und Mähren und wir hier in Böhmen.“

„Wie könnten sie anders?“ entgegnete der Graf. „Sie erfahren dieselben Bedrängnisse, wenngleich jetzt gerade die schwereren Fälle, die unsere Sorge und Klage bilden müssen, in Böhmen vorgehen!“

„Und ich fürchte fast noch schwerere!“ entgegnete Budowa. „Der Pfarrer Chlodzek von Klostergrab war vor einigen Tagen selbst bei mir. Nunmehr, da auch in Braunau die Kirche geschlossen ist, haben die Gemeinde Klostergrab und die Brüder im Gebirge, die sich zu ihr halten, natürlich ganz die Hoffnung verloren! Ja, sie haben noch andere Besorgnisse. Die utraquistischen Bewohner der erzbischöflichen Orte und Güter bilden die Minderzahl. Bisher haben sie mit ihren katholischen Nachbarn friedlich gelebt; wenigstens in den letzten Jahren, seit Erlassung des Majestätsbriefs. Jetzt aber, seit den Ereignissen zu Klostergrab, ist der Haß gegen unsere Glaubensbrüder heftig aufgeregt, und nichts wird gespart, um die Flamme desselben zu schüren! Aufwiegler durchstreifen das Gebirge, suchen Nachbarn gegen Nachbarn in Zwist zu bringen. Man möchte wol nicht blicken lassen, daß eine Verfolgung der Utraquisten von oben her angeordnet würde, aber man sieht es doch gern, wenn sie bedrängt und in Schrecken gesetzt werden. Das sind Belehrungsmittel!“

„Abscheuliche Hinterlist!“ sagte Schlick unwillig. „Und vielleicht ahnen diese katholischen Landleute selbst nicht einmal, daß sie gemisbraucht werden! Von selbst haßt Keiner den Andern so arg!“

„Freilich, das Gift muß gesäet werden; doch den Boden, wo es aufgeht, bietet die rohe Masse stets dar!“ antwortete Budowa, das Haupt schüttelnd. „Ich habe Chlodzek dringend gebeten, ja überall zum Frieden und zur Duldsamkeit zu reden, daß unsere Brüder nicht selbst Unvorsichtiges begehen, damit die Verfolger noch gar den Schein des Rechts für sich hätten! Allein es wird wenig fruchten, denn die Gegner arbeiten zu beharrlich. Auch Slawata ist gewiß im Hintergrunde thätig dabei, denn sein und Martiniz' Vertrauter, der Geheimschreiber Fabricius, ist häufig dort sichtbar geworden. Er hat, so scheint es, die Fäden des Netzes geheim in der Hand und sendet seine Helfershelfer aus!“

„So lange Slawata und Martiniz in der Statthalterschaft sitzen, können wir nicht auf Ruhe hoffen!“ sagte Schlick finster. „Und dieser Schleicher, dieser Fabricius, das glaubt mir, ist, wie alle dergleichen gefügige Creaturen der Macht, noch gefährlicher und erbitterter als sie selbst!“

„Zuverlässig“, fiel Budowa bei. „Martiniz und Slawata haben wenigstens eine ritterliche Gesinnung, wenn sie auch die heftigsten Zeloten gegen uns sind!“

„Ob ihre ritterliche Gesinnung Stich hält, wenn sie mit ihrem Glaubenseifer in Zwiespalt geräth“, sagte Schlick nachdenklich, „das wollen wir abwarten! Martiniz zum Beispiel hätte das Burggrafenthum von Karlsstein ausschlagen müssen, wenn er echt ritterlich gedacht hätte!“

„Thurn ist auch schwer erbittert auf ihn. Er wäre hier, doch er ist nicht in Prag.“

„Ich weiß“, antwortete Schlick, „er ist zur Jagd in Lowositz. Ich schätze Thurn, allein ich fürchte ihn auch Er war von jeher zu leidenschaftlichen Sinnes, und jetzt

vollends, da er so erzürnt auf Martinitz ist, wozu er freilich Ursache hat! In unserer Versammlung ist er viel zu heftig gewesen! Es ist seine Weise, sich selbst ins Feuer zu reden! Er trägt hauptsächlich die Schuld, daß unser Bittschreiben an den Kaiser ein Drohschreiben geworden ist!"

„Auch Olbramowitz war für diese Fassung!" antwortete Budowa.

„Auch er ist zu ereifert, trotz seiner Jahre, und obgleich er nicht Soldat ist; einem Manne wie Thurn, der den Degen führt, hält man das leichter zugut!"

„Heftig ist Olbramowitz", gab Budowa zu; „aber auch entschlossen, redlich und ehrenhaft wie Keiner!"

„Wer wollte ihm das bestreiten? Allein sein allzu rascher Eifer ...."

Ein Diener, welcher die Thür öffnete, unterbrach hier die Worte des Grafen Schlick mit der Meldung: „Der kaiserliche Rath Herr Dworschetzki von Olbramowitz!"

„Er ist willkommen", winkte Budowa lächelnd, und wandte sich dann zu Schlick mit den Worten: „Nun könnt Ihr ihm Eure Meinung gleich selbst sagen, Graf Schlick!"

„Bei Gott, das will ich!" antwortete dieser, „denn nur Wahrheit kann unserer Sache nützen, und wir müssen zuerst aufrichtig gegeneinander sein!"

Olbramowitz trat ein. Ein Mann von über sechzig Jahren, doch seiner Haltung nach jünger; seine hohe Stirn, sein flammender Blick, sprachen die stolze Festigkeit und das Feuer seines Sinnes aus.

„Seid uns gegrüßt, Freund Olbramowitz, ich danke Euch, daß Ihr unsere vertrauliche Besprechung nicht versäumt", trat Wenzel von Budowa ihm entgegen, und reichte ihm die Hand; auch Schlick empfing ihn mit befreundetem Händedruck.

„Nun? Ihr wißt, Thurn kommt nicht!“ begann der Eintretende; Beide bejahten nur mit dem Kopf nickend.

„Er hat mir seine ganze Meinung gesagt und übertragen, ich habe Vollmacht, für ihn zu stimmen.“

„Setzt Euch, Olbramowitz“, lud ihn Budowa ein.

„Es war von Euch und Thurn hier eben zwischen uns die Rede“, sagte er mit halbem Lächeln. „Wir Beide stimmen nicht so ganz mit Euch!“

„Und wie das?“ fragte Olbramowitz verwundert, „ich dächte, es ginge uns Allen auf gleiche Weise übel, daß wir wol Alle auf gleiche Weise über unsere Lage denken müssen.“

„Das wol“, antwortete Graf Schlick ruhig; „aber nicht Alle auf gleiche Weise über die Abhülfe!“

„Nun, und was hätten wir thun sollen? Mußten wir nicht gemeinsam, ernstlichst, gerade an den Kaiser gehen?“

„Wir Defensoren wol gemeinsam“, erwiderte Schlick; „allein die Ausschreibung der Versammlung im Carolinum und die gemeinsame Berathung mit den Abgeordneten hätten wir unterlassen sollen!“

„Unterlassen?“ rief Olbramowitz, und machte eine unruhige Bewegung, als wolle er sich vom Sitze erheben, „welch ein anderes Mittel hatten wir, uns der täglich mehr überhand nehmenden Gewaltthaten zu wehren? Wir schrieben die Versammlung aus, kraft unserer Ermächtigung vom Landtage des Jahres 1609, die utraquistischen Oberst-Landoffiziere, Landrechtsbeisitzer, königlichen Räthe und sechs Abgeordnete jeglicher Kreise Böhmens zur Berathung zu versammeln!“

„Die Landordnung“, sagte der Graf ernst, „verhängt Todesstrafe über Den, welcher ohne Erlaubniß des Königs Ständeversammlungen veranstaltet — —“

„Es war keine Ständeversammlung!“ unterbrach Olbramowitz ihn lebhaft; „es war eine Versammlung unserer Glaubensbrüder. Was hätten wir denn als ihre erwählten und bestätigten Glaubensbeschützer für sie zu thun, wenn wir nicht solche Schritte auf unsere Verantwortung nehmen wollten? Nein, Freunde, wir dürfen uns nicht scheuen, die Arbeit mit dem rechten Handwerkszeug anzufassen! Das Vertrauen auf uns ist im Sinken, und nicht mit Unrecht. Es sind ihrer nur zu Viele lau oder vergeßlich geworden! Wir waren vierundzwanzig vor neun Jahren, jetzt sind wir neun!“ *)

„Es ist Mancher gestorben seitdem“, wandte Budowa entschuldigend ein.

„Drei! Aber ein Dutzend hat den Muth und Eifer verloren!“

„Ich gewiß nicht“, erhob Schlick Wort und Haupt mit edlem Selbstbewußtsein. „Doch über unsere Versammlung bin ich nicht gleicher Meinung mit Euch, Olbramowitz.“

„Laßt mich meine Meinung vertheidigen!“ rief dieser lebhaft. „Was haben unsere Schritte zuvor geholfen? Haben wir für unsere Brüder zu Klostergrab etwas thun können? Ihre Kirche ist in Trümmer gestürzt, es ist Blut geflossen! Ich weiß, es brütet dort noch viel Arges!“

Budowa machte eine Bewegung trauriger Beistimmung.

„Konnten wir die Abgesandten von Braunau nur aus dem Weißen Thurm erlösen?“ fuhr er mit steigendem Eifer fort. „Schmachten sie nicht vor unsern Augen zum Jammer der Ihrigen noch jetzt hier im Kerker? Wie lauteten die kaiserlichen Bescheide auf unsere Vorstellungen? Alles sei so recht und gut, unsere Brüder aufrührerische Ketzer, die

*) Historisch.

wider den Majestätsbrief frevelten! Ihr selbst, Graf Schlick, habt ja diese Antwort von den Herren Statthaltern empfangen, als Ihr ihnen unsere Schrift übergabt! Was also haben wir auf solchen Wegen für Die erreicht, die wir beschützen sollten? Die Kirche zu Klostergrab liegt im Schutt! Die zu Braunau bleibt geschlossen! Es war schon viel, daß unsere eigenen Glaubensgenossen sie nicht schließen halfen!"

„Schönfeld und Niclas Gersdorf", sagte Budowa warm, „haben ihre Pflicht ehrenhaft erfüllt!"

„Wer wollte das leugnen? Allein daß sie nicht mehr thun konnten, als die Vollziehung des ungerechten Befehls abweisen und ihn den drei Andern überlassen, das beklage ich! Die braunauer Kirche bleibt darum den Unsern nicht minder gesperrt, daß nur die katholischen Commissare, daß nur Libsteinski, Mitrowicz und Wildenow sie verschlossen und die Schlüssel hierher nach Prag gebracht haben!"

„Glaubt Ihr aber, daß unsere, verzeiht mir's, allzu heftige Schrift vom 11. März ...."

„Allzuheftig? Das ist sie nicht!" unterbrach Olbramowitz. „Welche Sprache sollten wir führen, nachdem Alles vergeblich gewesen!"

„Glaubt Ihr aber", begann Schlick wieder, „daß der Kaiser darauf hin den Befehl wegen Braunaus zurücknehmen wird?"

„Kennt Ihr vielleicht die Antwort schon, Herr Graf?" erwiderte Olbramowitz mit eigenthümlichem Ton, und sah Schlick forschend an.

„Ist sie schon hier aus Wien?" fragte Budowa lebhaft.

„Hier noch nicht!" entgegnete Olbramowitz bitter lächelnd, „aber sie wird bald dort sein!"

„Wie soll ich das verstehen? Meint Ihr unser Schrei-

ben? Das muß ja schon längst in des Kaisers Händen sein!" erwiderte Schlick.

„Nein, Herr Graf, ich meine nur die Antwort darauf!" sagte Olbramowitz mit Nachdruck.

„Ihr sprecht in Räthseln!" versetzte Budowa, und blickte Olbramowitz gespannt an.

„Ich will sie Euch lösen. Diese Antwort wird hier gemacht von Slawata und Martiniz! Sie ist schon fertig! Dem Kaiser wird sie nur zur Unterschrift vorgelegt! Die Nämlichen, über die wir uns beschweren, verfassen die Bescheide wider uns! So geht's mit allen unsern Sachen!"

„Ich kann's nicht glauben", rief Graf Schlick in entrüstetem Erstaunen.

„Ihr wißt, Budowa", wandte sich Olbramowitz zu diesem, „daß ich immer gut unterrichtet bin von Dem, was im feindlichen Lager vorgeht. Ich bin nicht Soldat, aber ich verstehe mich doch etwas auf Feldherrnkünste und weiß zu erfahren, was der Gegner vor hat."

„Ja, das ist wahr", antwortete der Kanzler, indem er Schlick ansah, „unser Freund weiß immer sehr gut, was vorgeht!"

„Nun, da Ihr mir dies Zeugniß gebt", sagte Dworschetzki, „so versichere ich Euch denn, daß unser Bescheid schon im Entwurf fertig ist!"

„Kennt Ihr ihn?"

„Wörtlich nicht; aber den Inhalt. Wir werden ab- und streng zurechtgewiesen!"

„Und das ginge von den Statthaltern selbst aus!" rief der Graf.

„Nicht von allen; vornehmlich von Slawata und Martiniz. Herr Paul Michna und Herr Fabricius haben das Document gemeinsam verfaßt."

„Diese ....“, rief Budowa empört aus, hemmte aber das Wort, das folgen sollte.

„Allein alle diese Angelegenheiten leitet in Wien der Cardinal Clesel, der nicht so ganz unser Feind ist“, wandte Schlick ein.

„Nicht so ganz wie unser künftiger König Ferdinand und sein Beichtvater zu Wien, der Herr Pater Lämmermann, aber doch genug, um unsere Feinde hier nicht zu hindern. Der Herr Cardinal wird also die Antwort, die sie sich selbst verfaßt haben, ohne Zweifel gutheißen. Genug, ihr Herren, ich beharre dabei, unsere letzte Bittschrift muß unsere letzte gewesen sein. Wir müssen jetzt zu Thaten schreiten. Darum war unsere Versammlung hier kein Unrecht, sondern sie war eine Handlung der Nothwehr. Und sie darf alle Rechte unserer Brüder in ganz Böhmen vertreten, denn sie war eine ganz allgemeine, wenn auch die zaghaften Magistrate der drei prager Städte und von Kuttenberg keine Abgeordnete geschickt haben, und wenn auch Einige von uns furchtsam oder augendienerisch weggeblieben sind. Wir müssen verfolgen, was wir begonnen haben; es muß dabei bleiben, daß wir am 21. Mai wieder im Carolinum zusammenkommen. Sollen wir, die wir die Mehrzahl in Böhmen bilden, unsern Beschlüssen nicht Nachdruck geben, nur weil unsere Gegner das Regiment in Händen haben? Soll Oesterreich, soll der deutsche Kaiser in Böhmen herrschen oder der König von Böhmen, dem die Stände des Reichs seine Rechte begrenzen? Was wir am 6. März im Carolinum beschlossen haben, ist rechtsgültig! Denkt man denn in der Lausitz nicht so, Herr Graf?“

„Im Ganzen völlig; doch gegen die einzelnen Schritte richtet sich manches Bedenken“, antwortete Schlick.

„Wollen die Städte dort vielleicht“, fragte Budowa, „die Bitte in unserm Rundschreiben an sie, das die schlesischen und mährischen Städte so wohl aufgenommen haben, nicht erfüllen?“

„Es hat sich meines Wissens keine Stadt in Mähren geweigert, eine unsere Sache unterstützende Bittschrift, ganz wie das Rundschreiben darum nachsucht*), an den Kaiser zu richten“, antwortete Schlick.

„Und ich sage Euch, alle diese Bittschriften werden so wenig helfen wie unsere eigene!“ sprach Olbramowitz unmuthig. „Handeln müssen wir; des Schreibens ist genug gewesen. Sonst dürfen unsere Schutzbefohlenen uns Verräther nennen! Den Namen will ich mir nicht erwerben!“

„Das wird Keiner von uns!“ rief Schlick edel aufwallend.

„Ich komme also am 21. Mai und sollte ich allein im Saale sitzen!“ fuhr der entschlossene Olbramowitz fort. „Thurn wird aber auch nicht fehlen!“

„Wir Alle nicht“, sagte Budowa mit Wärme, und legte die Hand aufs Herz.

„Zuverlässig nicht“, bekräftigte Schlick, und stand auf; „wenn es gilt mit unserm Haupt unsere Handlungen zu vertreten, werde ich mich nicht zurückziehen. Doch gutheißen kann ich die Versammlung nur, wenn uns kein anderes Mittel bleibt!“

„Bleibt Euch ein anderes, mein theurer Graf?“ fragte Olbramowitz mit Wärme, von Schlick's adligem Sinn und Wesen ergriffen, und faßte dessen Hand, „bleibt Euch ein anderes, wenn der Kaiser alle unsere Bitten abweist und unser Verfahren strafbar, ketzerisch, aufrührerisch nennt?“

---

*) Historisch.

Graf Schlick schwieg und blickte ernst vor sich hin.

„Wir müssen uns ja schon deshalb wieder versammeln", sagte der Kanzler ruhig, „weil unser letzter Beschluß war, daß wir die Antwort des Kaisers, die bis zum 21. Mai doch eingetroffen sein muß, gemeinsam vernehmen und berathen wollen. Was sollen wir beginnen mit dem Bescheid, falls er einträfe? Wie sollten wir die Antwort abfassen, falls es einer bedürfte?"

„Das Alles ist wahr, und die Versammlung hat guten Grund", antwortete Schlick. „Allein man wird nicht ermangeln, unsere Absicht zu entstellen, zu verleumden."

„Wie immer geschieht!" warf Olbramowitz kurz dazwischen.

„Darum bitte ich Euch", fuhr Schlick fort, „laßt uns als Defensoren eine Schrift abfassen, die, ruhiger als die letzte, unsere Gründe darlegt, weshalb wir uns aufs neue versammeln müssen. Laßt uns diese den Statthaltern übergeben und ihnen offen, amtlich damit unsere Zusammenkunft am 21. Mai anmelden."

„Meinethalben!" sagte Olbramowitz. „Ich bin nicht dawider. Obwol ich nichts davon erwarte. Die Statthalter werden dem Kaiser Alles in anderm Lichte darstellen, und die Herren von der Societas Jesu der Welt. Sie werden nur einen Anlaß davon nehmen, neue Verleumdungsschriften gegen uns ausgehen zu lassen!"

„Wir aber müssen unsere Berechtigung darlegen, das ist gewiß versöhnlich", erwiderte Budowa. „Wir sind berechtigt durch den Majestätsbrief und durch den Landtagsabschied des Jahres 1609. Ich bin bereit, die Schrift aufzusetzen.

„Unter dieser Bedingung schließe ich mich allen andern Schritten ganz an", sprach Schlick befriedigt, und bot Olbra-

mowitz die Rechte dar. Dieser nahm sie herzlich; auch Budowa reichte die Hand zum Bunde.

„Wir Drei sind also einig!" sprach er bewegt. „Ich freue mich, daß unsere vertraute Besprechung uns zu diesem Ziele geführt hat! Wir werden einen ernsten, mühsamen, vielleicht sogar gefahrvollen Weg miteinander gehen. Da ist es die trostreichste Stütze, daß wir auch fest aneinander halten."

„Bis zum letzten Schritt!" sagte Olbramowitz fest.

„Bis zum Tode, wenn es sein muß!" fügte Schlick mit erhobener Seele hinzu.

„So will ich gleich heute an die Arbeit gehen und zu übermorgen wollen wir unsere Amtsbrüder zusammenberufen zur Genehmigung und Unterzeichnung der Schrift."

Mit diesem Beschluß trennten sie sich.

Sechstes Capitel.

In der Burg zu Prag, auf dem Hradschin, im Sitzungssaale der zehn Statthalter, welche Böhmen im Namen des Kaisers Mathias verwalteten, saßen vier derselben an der mit grünem Tuch bedeckten langen Berathungstafel beisammen. Der Präsident, Freiherr Wilhelm von Slawata, Herr zu Neuhaus, Chlum und Koschenberg, welcher in der Mitte der Tafel den Vorsitz führte; neben ihm zur Rechten der Oberstburggraf von Prag, Graf Adam von Sternberg; zur Linken der Freiherr Jaroslaw Borzita von Martinitz, Herr auf Olor und Smeczan, daher auch

Smeczanski genannt, Oberburggraf der Veste Karlstein und als solcher der Hüter der böhmischen Krone, der Reichskleinodien und Schätze, wie der wichtigsten Landesdocumente; an seiner Seite endlich der Freiherr Diepold von Lobkowitz, Großprior des Malteserordens, ein Greis, dem schneeweißes Haar das Haupt deckte. Am schmalen untern Ende der mit Schriftstücken und Pergamentrollen in Blechkapseln bedeckten Tafel hatte der Geheimschreiber Fabricius von Platter seinen Sitz. Er war eifrig beschäftigt, die vielen Papiere, die er vor sich hatte, zu ordnen.

Außer diesen fünf Männern war Niemand im Saale. Dieser bildete ein längliches Viereck von mäßiger Größe in einem nach dem Graben gegen die Altstadt zu vorspringenden Gebäude der Burg. Daher hatte er nach drei Seiten Fenster, gegen die Grabenseite indeß nur eins; breit, viereckig. Diesem gegenüber lag die Eingangsthür, die einzige des Saals. An den Wänden hingen die Bildnisse vieler böhmischer Könige; auch des letztverstorbenen, des Kaisers Rudolf und seines jetzt herrschenden Bruders, des Kaisers Mathias. Schwere Sessel, mit rothem Sammet überzogen, standen um den Tisch; die meisten leer.

Slawata hatte ein Document von ansehnlicher Stärke in der Hand, dessen Vorlesung soeben beendet war. Unter den Anwesenden herrschte die tiefste Stille der Spannung und Aufmerksamkeit.

„Ich werde jetzt“, hub Slawata an, „die Herren einzeln um ihre Meinung bitten über diese Abfassung. Daß ich meinestheils ihr ganz beistimme, habe ich schon ausgesprochen. Allein ich will gewiß nicht dagegen sein, wenn einer der Herren eine zweckmäßige Aenderung vorschlägt. Herr Großprior, wolltet Ihr, als der Aelteste von uns, Euch zuerst äußern?“

„Ich kann diese Abfassung nicht gutheißen“, sagte der Greis mit sehr ernstem Tone. „Die Beschwerde der Glaubensbeschützer, zu der sie die Versammlung der protestantischen Abgeordneten im Carolinum ermächtigt hat —“

„Diese ganze Versammlung“, unterbrach Slawata, „war nicht ermächtigt, sie war eine Eigenmächtigkeit!“

„Verzeiht, Herr Präsident“, entgegnete Lobkowitz ruhig, „sie war nicht so durchaus unermächtigt. Sowol der Landtagsabschied vom Jahre 1609 als der Majestätsbrief enthalten Berechtigungen ..“

„Vergebt mir, Herr Großprior“, fiel ihm Slawata wiederum ins Wort, „die Berechtigungen, die Ihr meint, werden nur von den Utraquisten hineingedeutet. Sie sind nicht darin enthalten; überdies hat der Majestätsbrief als ein erzwungenes Document meines Erachtens keine Kraft. Ihr wißt, ich habe ihn nie anerkannt.“

„Auch ich nicht“, sagte Martiniz laut.

„Ich weiß, ihr Herren habt euch der Landtagsversammlung entzogen, welche den Majestätsbrief der Landtafel als Urkunde der Vereinbarung feierlich einverleibte“, erwiderte Lobkowitz ruhig; „doch das kann hier nicht in Betracht kommen. Ich halte die Versammlung, welche die protestantischen Abgeordneten am 6. März gehalten haben, für berechtigt. Auch ihre Beschwerde ist in vielen Punkten begründet ......“

„Sie ist ein Act offenen Aufruhrs, voller Bedrohungen“, fiel Slawata wiederum ein.

„Sie ist heftig gefaßt, das ist wahr“, erwiderte der Großprior, „das hätte man rügen dürfen; aber man kann die Klagepunkte nicht so hart abweisen, wie es in dieser Abfassung des Bescheids geschieht.“ Er deutete dabei auf das Document, welches Slawata noch in der Hand hielt.

„Einige der Beschwerden sind durchaus begründet, über andere wäre die Entscheidung mindestens zweifelhaft. Deshalb sollte man in einem ruhigen, versöhnlichen Tone antworten, und jedenfalls wäre es angemessen, Sr. Majestät unserm allergnädigsten Kaiser die Antwort frei zu überlassen, nicht ihm gewissermaßen eine Vorschrift zu übersenden, wie das vorgelesene Document eine ist."

„Das Document ist nur ein Vorschlag zur Antwort, die wir hier, da wir an Ort und Stelle die Lage der Dinge am genauesten kennen, auch am geeignetsten abfassen konnten. Es dient an Stelle eines Berichts."

„Weshalb soll aber nicht wirklich ein Bericht abgefaßt werden?" fragte der Großprior.

„Das möchte ich auch fragen?" schloß Graf Sternberg sich an.

„Und laßt mich auf das Einzelne kommen", fuhr Lobkowitz fort; „ich halte es für hart und ungerecht, daß die abgesandten Bürger von Braunau hier noch immer im Gefängniß liegen."

„Es ist kaiserlicher Befehl, wider den wir nichts vermögen", versetzte Slawata.

„Der aber auf Darstellung der Sachlage durch die Statthalterschaft von Sr. Majestät erlassen ist", entgegnete Lobkowitz. „Ich billige ferner das Verfahren des Herrn Erzbischofs zu Klostergrab nicht. Es bedurfte nicht der Niederreißung der Kirche. Das mußte die Utraquisten tief erbittern!"

„Wolltet Ihr, Herr Großprior", fragte Slawata, „Euch auf Euern eigenen Besitzungen, wo Ihr das Herrenrecht als rechtgläubiger Anhänger der katholischen Kirche ausübt, von jedem beliebigen Unterthanen Kirchen seines Glaubens aufbauen lassen? Dann hörte jeglicher Schutz für

unsere Kirche auf und wir wären als ihre bittersten Feinde anzuklagen, indem wir dergleichen Misbräuche gestatteten!"

„Ich würde", antwortete der Greis mit einem ernsten Blick, „die Andersgläubigen mindestens nicht zwingen, meinem Glauben zu folgen!"

„Mit Verlaub, Herr Großprior", antwortete Slawata, der die härtesten Maßregeln gegen die Utraquisten auf seinen Herrschaften angewendet hatte, gereizt, „das würde ich für strafbare Gleichgültigkeit, für Frevel an ihrem Seelenheil halten!"

„Daß ich's kurz sage", wandte sich Lobkowitz mit festem Ton wieder zur Hauptsache, „ich bin gegen diese Antwort des Herrn Paul Michna. Und ganz dagegen, daß wir sie Sr. kaiserlichen Majestät gewissermaßen als Vorschrift unterbreiten. Ich würde für die gerechten Beschwerden der Bittsteller sofortige Abhülfe, für die zweifelhaften Untersuchung verheißen und gewähren; ihre Heftigkeit aber ihnen sanft verweisen in Erwägung, wie viel Hartes sie erduldet haben. Das ist meine Meinung."

„Ich schließe mich derselben durchaus an", sagte Graf Sternberg.

„Ich nicht", fiel Martiniz mit erhobenem Tone ein, und zog seine finstern, hohen Augenbrauen enger zusammen. „Die Fassung ist gut. Sie wird in Wien vollständig genehmigt werden. Hier heißt es herrschen oder beherrscht werden. Ein störrig Pferd, ein' scharf Gebiß! Das ist meine Meinung!"

„Seid Ihr des Zügels so ganz sicher, Herr Graf?" fragte Lobkowitz bedenklich.

„Des Sporns gewiß", antwortete dieser. „Ihr seht die Dinge, verzeiht mir das, Herr Großprior, nicht ganz

richtig an. Euer hohes Alter, dem ich sonst alle Ehrfurcht zolle, macht Euch zu milde. Ich bin gewiß, daß diese Ketzer unsere Güte nur für Schwäche halten würden. Sie würden bald mit andern Forderungen hervortreten. Graf Thurn, der Alles aufhetzt, ist nicht der Mann, der Frieden will. Droht er nicht förmlich mit seiner neuen Versammlung am 21. Mai? Und was glaubt Ihr, daß er thun würde, wenn wir diese hinderten?"

„Ich glaube nicht, Herr Oberburggraf, daß Ihr sie durch eine solche Antwort hindern werdet!" entgegnete Lobkowitz.

„Wißt Ihr", hub Martinitz wieder an, „daß dem Herrn Grafen Mathias von Thurn diese Antwort vielleicht willkommener ist als eine gütige, wie Ihr sie wünscht?"

„Um so gefährlicher ist's, sie zu geben!"

„Ja, wenn man ihr nicht Nachdruck durch die That gibt? Glaubt mir, Herr Großprior, Thurn sucht nur Streit. Er hofft durch Drohungen, durch Gewalt durchzusetzen, worauf er kein Recht hat. Ich weiß, daß er sich schon jetzt auf Friedensstörung freut! Es heißt, er sei zur Jagd in Lowositz! Ich habe andere Nachrichten. Er reitet in den Kreisen umher zu seinen Freunden auf die Herrschaften und Güter, und regt Unzufriedenheit auf, wo er irgend vermag!"

„So ist es", fiel Slawata ein; „besonders im Erzgebirge, wo die heftigsten Utraquisten eingenistet sind! Ich habe zuverlässige Nachrichten von dort. Die Unzufriedenen von Klostergrab zählen ganz auf ihn."

„Das wäre wol zu erklären", sprach der Oberburggraf Adam von Sternberg; „diese Leute sind um ihre Kirche gekommen, zu deren Erbauung, soweit mir bekannt ist, auch Thurn, so gut wie Schlick, und andere Häupter

der Utraquisten ansehnlich beigetragen haben. Was ist natürlicher, als daß sich die Gemeinde an ihn wendet, der zu ihren Defensoren gehört?“

Slawata und Martiniz schwiegen.

„Und, verzeiht mir, Herr Präsident, wenn ich es gerade heraussage“, nahm Lobkowitz wieder das Wort, „es geht die Rede, daß auch von Seiten der Katholischen seit der Kirchenzerstörung gehässige Aufreizung gegen die Utraquisten dort stattfindet, und daß sogar manche Andere diesem Treiben nicht fremd sind!“ Er warf dabei einen Blick auf Fabricius. Dieser blätterte in den Schriften vor sich und that, als nehme er gar keinen Antheil an der Verhandlung.

Slawata bezog die letzten Worte auf sich und sagte etwas scharf: „Ihr möchtet doch wol unrichtig berichtet sein, Herr Großprior; und wenn Ihr mit den Worten «manche Andere» vielleicht auf mich deutet, da ich im Winter mehrmals in Schwatz beim Herrn Erzbischof Lohelius gewesen bin, so greift Ihr völlig fehl. Ich war nicht in meiner Eigenschaft als Statthalter dort, sondern wegen einer Privatangelegenheit, weil auf dem erzbischöflichen Gebiet sich ein Mann angesiedelt hat, ja in Dienste des Herrn Erzbischofs getreten ist, den ich als auf meinen Gütern hörig in Anspruch nehme.“

Lobkowitz wollte antworten, doch der Graf Sternberg sagte begütigend: „Laßt das auf sich beruhen, ihr edeln Herren, wir kommen von der Sache ab. Ich glaube, wir thäten besser, diese Schrift nicht abzusenden, sondern einfach Se. Majestät den Kaiser um eine Resolution anzugehen.“

„Gestattet mir“, bat Martiniz, „noch ein Wort von Thurn zu sagen, der alle diese Sachen aufwühlt und in Gang erhält. Wenn er nicht an der Spitze der Defensoren

stände, möchte ich noch hoffen, daß wir in gelinderer Weise Ordnung erzielten. Er aber will nichts von ruhiger Schlichtung des Streites wissen. Nicht daß der Eifer für die Religion ihn so antriebe, ich glaube in dieser Hinsicht sind wir unserer Sache anders ergeben, sondern ihn treibt die Rache, die Rache gegen mich! Ihr Herren wisset Alle weshalb. Er verfolgt mich, weil ich Burggraf von Karlsstein bin; weil des Kaisers Gnade mir dieses hochwichtige Amt anvertraut hat, das er in den gefährlichen Händen Thurn's nicht länger lassen zu dürfen glaubte. Ich warne euch daher, hütet euch vor diesem Gegner! Er ertrotzt die neue Versammlung nur, um durch sie Weiteres zu ertrotzen, was wir nicht gewähren können. Nicht blos utraquistische Abgeordnete der Kreise, ihre Oberst-Landoffiziere und Landrechtsbeisitzer will er nach Prag laden, sondern er reist in den Kreisen zu seinen Freunden umher, und ermahnt sie bewaffnete Mannschaften bereit zu halten. Ich weiß, daß zur Aufnahme solcher Leute, die in allerlei Verkappungen hereinkommen werden, schon jetzt Anstalten in Prag getroffen werden.*) Seht euch also vor! Die Sprache in der Schrift der Defensoren an den Kaiser, die voller Drohungen ist, zeigt euch nur zu deutlich, daß sie, wenn man nicht gütlich gibt was sie verlangen, es fordern werden, nöthigenfalls mit Gewalt der Waffen! Lassen wir uns von ihren Worten schrecken, so verlangen sie das Ungebührlichste, zeigen wir aber Kraft und Entschlossenheit, so werden sie den Muth nicht haben, gewaltsam zu ertrotzen, was wir nicht geben dürfen! Ich bin für die scharfe Zurückweisung."

---

*) Historisch.

„Wir rufen die traurigen Zeiten der Hussiten wieder herauf!“ sagte Adam von Sternberg warnend.

„Thurn ist kein Ziska!“ warf Martiniz spöttisch hin. „Wir aber müssen etwas wagen für unsere Pflicht, in des Kaisers Namen Ruhe in Böhmen zu erhalten“, sagte er entschlossen und erhob sich von seinem Sitz.

„Wir brauchen nicht in die düstern Zeiten Ziska's zurückzublicken“, entgegnete Loblowitz, „wir dürfen nur an die Passauer Schaaren und die blutigen Zustände vor Erlaß des Majestätsbriefes zurückdenken.“

„Da seht Ihr jetzt“, rief Martiniz, „was Ihr mit Eurem Majestätsbrief erlangt habt! Mit dem Uebermaß des Zugestandenen nicht zufrieden, fordern diese Protestanten täglich mehr! Wollt Ihr es auf Euer Gewissen nehmen, unsere heilige, allein seligmachende Kirche ganz zu Grunde zu richten? Wohl denn, thut es! Ich will lieber mein Heil diesseits, als mein Heil dort aufs Spiel setzen!“

„So denke ich auch“, sagte Slawata feierlich, und stand gleichfalls auf; „so wahr die heilige Jungfrau mir in Nöthen helfe!“ Er hob seine Hand wie zum Schwur auf.

Sternberg und Loblowitz schwiegen.

„Wir sind zwar gleich getheilt in unsern Meinungen, Zwei gegen Zwei“, sagte der Großprior endlich, „allein Eure Stimme als die des Vorsitzenden gibt den Ausschlag, Slawata. Bedenkt was Ihr auf Eure Verantwortung nehmt!“

„Ich habe es bedacht, und übernehme die Verantwortung“, antwortete er.

„Vergesset nicht“, erinnerte Graf Sternberg, „daß wir Zehn sein sollten, daß sechs unserer Amtsgenossen fehlen, die schwerlich mit Euch stimmen würden!“

„Sie fehlen, besorge ich, hauptsächlich, weil sie ganz und gar nicht stimmen mögen“, bemerkte Martiniz. „Es

ist freilich traurig, daß in so ernsten Zeiten, wo es gilt wichtige Beschlüsse mit Gefahr zu vertreten, so Wenige sich eingefunden haben! Allein wir sind beschlußfähig."

„Das sind wir", bekräftigte Slawata, der sich wie Martiniz wieder gesetzt hatte. „Ich möchte auf meine Stimme kein solches Gewicht legen, allein Ihr wisset, daß der Herr Erzbischof Lohelius, die berathende Stimme des Herrn Paul Michna und des Herrn Geheimschreibers hier, — er blickte auf Fabricius, — sich ebenso entschieden haben. Bleibt Ihr bei dieser Ansicht, Herr Fabricius?" fragte er diesen, „auch nachdem Ihr die Bedenken des Herrn Großpriors und des Herrn Oberstburggrafen gehört habt?"

„Es ist hohe Ehre für mich", antwortete Fabricius geschmeidig, „hier in amtlicher Session, wo mir nur das Protokoll obliegt, befragt zu werden; wenn ich demnach meine consultative Stimme wiederholen darf, so verharre ich dabei, daß die gegenwärtige Fassung des Documents mir ganz die geeignete scheint, und ich für schleunigste Absendung an Se. Majestät den Kaiser stimme!"

„Es bedarf weiter der Abstimmung nicht", sagte Slawata drängend. „Der Eilbote nach Wien hält schon im Hof. Die Schrift kann sofort abgehen. Das Begleitschreiben und alles sonst Nöthige ist ausgefertigt und liegt zur Unterschrift hier. Gebt die Papiere her, Herr Geheimschreiber!"

Dieser legte die vor ihm liegenden Schreiben dem Präsidenten vor.

„Welche Hast!" murmelte kopfschüttelnd der Großprior vor sich hin; „der Eilbote schon im Sattel!"

Slawata unterzeichnete und gab die Blätter seinen Amtsgenossen zur Unterschrift an der Tafel herum.

„Wir sind überstimmt worden", sagte der greise Lobko-

witz, indem er die Feder auf den Tisch legte. „Ich will wünschen, daß die Sache einen guten Ausgang hat!“ Er ergriff sein Barett und stand auf. Sternberg, nachdem er unterzeichnet, gleichfalls. Sie grüßten stumm und verließen Beide den Saal.

Slawata und Martiniz sprachen leise miteinander, während Fabricius die Papiere zusammenfalzte und mit den nöthigen Siegeln versah. Er schellte; ein Amtsdiener trat ein.

„Gebt diese Briefe jetzt dem Eilboten; er soll auf der Stelle abreiten!“

„Gelobt sei die heilige Jungfrau, daß wir durchgedrungen sind“, sagte Martiniz. „Ich will sogleich in die Messe und mein Gebet verrichten.“

Mit diesen Worten reichte er Slawata die Hand und ging gleichfalls.

„Ich komme auch in die Kirche“, rief Slawata ihm nach.

„Nun könnt Ihr morgen wieder nach Klostergrab, Fabricius“, wandte er sich zu diesem. „Seid eifrig, es gilt den Sieg und Ruhm der Kirche. Der Lohn wird Euch nicht fehlen!“

Fabricius verbeugte sich. „Das Osterfest wird mir das Zeugniß ausstellen, daß ich nicht müßig gewesen bin“, sagte er.

„So reiset glücklich“, erwiderte Slawata und verließ gleichfalls den Saal.

In diesem Augenblick hörte man den Hufschlag eines Pferdes im Galopp auf dem Steinpflaster des Schloßhofes. Es war der reitende Bote, der die inhaltschwere Depesche nach Wien trug!

Siebentes Capitel.

Die ersten milden Frühlingstage waren erschienen. Die Felder prangten lieblich in der jungen Saat; die Bäume zwar zeigten erst schwellende Knospen, doch durchwehte schon ein süßer gewürziger Hauch die Lüfte. Der Schnee lag nur noch auf den höhern Bergkuppen; in den Thälern regte sich das sprossende Leben des Grüns.

Der alte Rechobom saß auf der Bank vor seinem Hause; neben ihm Therese. Der warme Strahl der Nachmittagssonne erquickte den Greis; doch blickte er düster vor sich hin. Therese legte sanft den Arm um seine Schultern und sah ihn mit ihren großen dunkeln Augen freundlich an. „Erheitere dich, lieber Vater!“ sagte sie. „Ich habe Hoffnung, daß der Vater und Xaver mit guter Botschaft heimkehren!“

„Du hast Recht zu hoffen, Töchterchen“, erwiderte freundlich der Greis; „die Hoffnung des Alters ist nicht von dieser Erde“, setzte er ernster hinzu; „die Jugend soll, wie ich dir ja stets sage, hoffnungsreich sein!“

„Ich bin es auch“, entgegnete sie innig, obwol der feuchte Schimmer in ihren Augen vielleicht das Gegentheil sagte.

Wolodna und Xaver nämlich waren nach Lowositz gegangen, woselbst sich eine große Anzahl böhmischer Edelleute versammelt hatte, um angeblich in der Umgegend auf den Gütern ihrer zahlreich dort wohnenden Freunde vielfach wiederholten großen Jagden beizuwohnen. Allein die Zeit der eigentlichen Jagd war schon seit länger als Monats-

frist vorüber, doch das Beisammensein der Herren und Magnaten, ihr Kommen und Abreisen und wechselndes Verkehren dauerte noch immer fort. Namentlich war der Graf Thurn schon mehrmals aus Prag dahin gekommen und befand sich eben jetzt auch wieder dort. Seinen Rath, seine Hülfe wollten Wolodna und Xaver in Anspruch nehmen, um dadurch die Erlaubniß zu der Verheirathung des Letztern mit Theresen zu erhalten, welche der Erzbischof von Prag ihnen immer noch verweigerte, unter dem Vorgeben, daß der Freiherr von Slawata Rechte über Wolodna und dessen Tochter in Anspruch nehme, über die erst völlig entschieden werden müsse. Der wahre Grund aber war der, daß er wie viele katholische Oberherren dachte, die im Eifer für ihre Kirche die Ehen, Taufen, ja sogar die Begräbnisse der nichtkatholischen Bewohner ihrer Herrschaften nach Möglichkeit, selbst mit offener Gewalt, hinderten. Nach dem Erlaß des Majestätsbriefes, der gerade gegen diese Eingriffe in die heiligsten Rechte der Menschen Schutz versprach, waren so schwere Bedrückungen eine Zeit lang unterblieben, jetzt aber begannen sie an vielen Orten aufs neue.

Wolodna wandte sich um Hülfe an Thurn, nicht nur weil dieser der mächtigste der utraquistischen Glaubensbeschützer war, und in dieser Hinsicht das allgemeinste Vertrauen genoß, sondern der bedrängte Mann hoffte auch darum auf des Grafen besondere Theilnahme, weil er ihn schon seit langer Zeit kannte, vor einer Reihe von Jahren bereits als Kriegsmann unter seinem Befehl wider die Türken tapfer gefochten hatte.

Xaver und Wolodna hatten versprochen, wenn es irgend möglich sei, noch diesen Abend zurückzukehren; denn das Osterfest fiel auf den nächsten Tag, wo die im Gebirge zerstreut wohnenden Glaubensbrüder, die keine Kirche hatten,

ihren Gottesdienst in der Wohnung Nechodom's abhalten und aus seiner Hand das Abendmahl empfangen wollten, da er, wie lange schon er sein Amt als Pfarrer niedergelegt, doch für sie noch immer die volle Würde des Priesters hatte. — Schweigend, von tief bewegenden Gedanken erfüllt, saßen Nechodom und Therese und blickten in die Landschaft vor ihnen hinaus, nach der Richtung, von wo sie die Ihrigen zurückerwarteten. Der Abend schimmerte golden auf das von sanften Hügeln und Thälern durchschnittene Gefilde, an dessen fernem Rande sich das blaue, kuppenreiche Mittelgebirge mit beiden stolzen Häuptern des Milleschau erhob. Die Sonne trat schon hinter den Rücken des Erzgebirges und warf die langen, tiefblauen Schatten desselben weit in die Landschaft hinaus. Eine heilige Stille webte über den Fluren. Feierlich sanftes Glockengeläute schwebte aus dem Thale herauf.

„Horch, wie die Vesperglocke vom Kloster drunten herauftönt", sagte der Greis und deutete auf die Thürme des Klosters Maria-Schein, die im Glanz der Abendsonne röthlich schimmerten. Therese lauschte; eine heilige Wehmuth durchdrang ihr das Herz.

„Ihre Glocken tönen!" sagte Nechodom vor sich hin. „Die unseren sind verstummt!"

„Sie werden auch wieder tönen!" antwortete Therese mit innig tröstendem Tone.

„Ich werde sie nicht mehr hören!" erwiderte der Greis. „Du wirst, ja, du wirst", sagte er, und legte die Hand wie segnend auf ihr Haupt. — „Ich hätte nicht gedacht, daß ich einen so schweren Winter noch überdauern würde! Gott hat gewollt, daß ich noch einmal seine liebe Frühlingssonne schaue! Allein ich glaube doch nicht, daß ich unsere Glocken wieder höre! So lange unsere Kirche zu Klostergrab

nur geschlossen war, hatte ich wol diese Hoffnung! Jetzt aber, da sie der Erde gleich gemacht worden!" — Er schüttelte leise das graue Haupt.

„Dafür ist dein Haus zur Kirche worden, Vater", entgegnete Therese tröstend, „du wirst das heilige Osterfest an deinem eigenen Herde feiern, unter unsern Brüdern!"

„Wer hätte geglaubt", seufzte der Greis, „daß wir, als unsere Hoffnungen auf Weihnachten gerichtet waren, solche Ostern erleben würden! — Und die ganze düstere Zeit bisjetzt! Die steten traurigen Nachrichten von unsern Brüdern zu Braunau, bis nun auch für sie die Hoffnung ganz verloren ist!"

„Gewiß nicht ganz!" fiel Therese lebhaft ein. „Gedenke doch auch der guten Kunde aus Prag, wie eifrig unsere Glaubensschützer sich unserer annehmen. — Was der Herr Pfarrer Chlodzek uns erzählt hat von dem edeln, gelehrten Herrn, dem Kanzler Budowa, hat mich ganz wieder mit neuem Muth erfüllt."

„Ja er ist ein trefflicher, ein hochwürdiger Mann", antwortete Rechobom mit Wärme, „so voller Gelehrsamkeit wie voll Glaubenskraft. Sein ganzes Leben war dem Forschen gewidmet. Er hat viele Reisen gemacht, durch alle Länder Europas, durch Italien, Frankreich, Dänemark, England bis in die Türkei, wo er viele Jahre gewesen! Nächst dem edeln Grafen Thurn", fuhr er lebhaft fort, da Therese lauschend aufhorchte, „ist er am thätigsten für uns gewesen. Denn er hat die Artikel des Majestätsbriefes verfaßt und sie dem Kaiser Rudolf vorgelegt. Ich war damals gerade zu Prag; vor neun Jahren, am zwölften des Julius. Der Kaiser hatte Budowa aufs Schloß berufen, ihm nochmals Vortrag über die Urkunde zu halten. Da er sehr lange ausblieb, verbreitete sich das Gerücht in der

Stadt, er sei in den Weißen Thurm gebracht worden! Dieses Schreckenswort flog durch die ganze Bürgerschaft; Viele bewaffneten sich, und dichte Schaaren drängten hin nach dem Hradschin hinauf, ihn zu befreien.*) Es war nahe daran, daß ein allgemeiner Aufruhr ausbrach. Da erschien der allverehrte Mann und brachte die Nachricht, daß der Kaiser den Brief unterschrieben habe! Den Jubel all unserer Brüder, als diese Kunde erscholl, hättest du vernehmen sollen! Die Lüfte erschallten davon! Ewig unvergeßlich wird mir diese Stunde bleiben, und wenn ich das hundertste Jahr erreichte! Und heute! Wer hätte geglaubt, daß solche Zeiten wiederkehren könnten!"

Therese hatte mit leuchtenden Augen zugehört. „Wir dürfen hoffen, lieber Vater", sagte sie, „daß sie sich nun wieder zum Guten wenden! Im Mai ist ja die neue große Versammlung in Prag; dort werden unsere Glaubensschützer mit entschlossener That für uns auftreten!"

„Der blutige Kampf wird sich also erneuern!" sagte der Greis. „Frieden ist es aber, den wir begehren, und den läßet man uns nicht!" — —

Das Glockengeläut im Thale hatte aufgehört. Es war das Zeichen für die Umwohner gewesen, sich zur Vesperandacht vor dem Osterfest drunten in der Klosterkirche zu versammeln.

Nechodom und Therese, die in ihr Gespräch vertieft, auf Das, was um sie her vorging, nicht geachtet hatten, gewahrten jetzt erst, daß die an dem Hügel, auf welchem das Haus stand, vorüberführende Straße sich belebte. Es waren Kirchgänger, die nach dem Kloster wollten. Aus den einzelnen zwischen den Bergen zerstreuten Häusern

*) Historisch.

kamen sie mit Frauen und Kindern. Feldwege und Fußsteige wurden lebendig.

„Ein liebliches Bild“, sagte Therese; „sie gehen friedlich und fromm zur Andacht. Wer könnte sie stören wollen? Und doch wird uns solcher Druck, solche Schmach, wenn wir dem Drang unseres Glaubens folgen!“

„Sie kommen sehr zahlreich heute“, bemerkte Nechodom.

„Es ist ja auch das höchste Fest im Jahre, die Auferstehung des Herrn“, sagte Therese fromm.

„Scheint dir aber nicht“, fragte Nechodom leise, „als ob diese Leute uns ganz seltsam anblicken?“

„Mir scheint vielmehr, daß sie uns nicht ansehen wollen; noch hat Keiner uns gegrüßt, und es sind doch wohlbekannte Nachbarn dabei“, antwortete Therese ebenso.

„Du hast Recht; es ist etwas Unheimliches in ihrem Wesen. Sollte auch hier schon, wie in Klostergrab, der Haß gegen uns geflissentlich geschürt werden? Dann hätten wir Schweres zu gewärtigen! Wir sind zu Wenige, sind zu vereinzelt hier im Gebirge!“

Einige der Vorübergehenden sahen halb verstohlen, finster hinauf nach dem Hause zu Nechodom und Therese; Andere, die schon vorüber waren, blieben stehen, wandten sich um und blickten seltsam zu ihnen zurück.

„Sollten wir“, sagte Therese leise, „von diesen unsern Nachbarn, mit denen wir so lange friedlich gelebt, denen wir nur Gutes erwiesen, etwas zu befahren haben? Ich kann mir's nicht denken!“

„Du bist jung und unerfahren, dein Herz ist arglos“, antwortete Nechodom, „allein ich habe oft in meinem langen Leben die Zeiten des Hasses und der Verfolgung gesehen! Ich kenne die Vorzeichen des Sturms. Diese finstern Ge-

sichter, diese scheu abgewandten Blicke bekannter Nachbarn bedeuten nichts Gutes!" —

Während sie sprachen, kamen drei Männer des Weges, die von der Straße abseits auf dem Rasen gingen, sichtlich um näher am Hause vorüberzustreifen. Es waren widerwärtige Gestalten. Das schwarze Haar hing ihnen lang, dick und struppig unter den breiten Filzhüten auf die braunen, wollenen Kittel herab, die ein Ledergurt zusammenhielt. Der Eine trug ein krummes Messer daran; er und die andern Beiden hatten schwere Knittel in der Hand, die sie als Wanderstöcke gebrauchten!"

„Die führt nicht die Andacht ihres Weges!" sagte Nechodom besorglich!

Die drei wilden Gestalten kamen näher.

„Ha!" rief Therese erschreckt, mit halbunterdrücktem Laut, „Zaloska ist dabei!"

„Zaloska! Der Bösewicht, von dem Czernig und dein Vater gesprochen haben!" sagte der Greis erschreckt und blickte unverwandten Auges zu ihnen hin.

Sie waren jetzt dicht an der Hecke, die den kleinen Vorplatz des Hauses umgrenzte; in höhnendem Muthwillen schlug Zaloska mit dem Knittel in das junge, erst knospende Reisig derselben und sah dabei grinsend zu dem Greis und Theresen hinüber. „Ketzer!" rief er und spie in ekler Frechheit vor ihnen aus. Die beiden Andern ahmten mit widriger Verzerrung der Züge seinem Beispiel nach.

Bebend starrte Therese ihnen nach. Plötzlich wandten sie sich um und drohten mit den schweren Knitteln rückwärts.

„Siehst du, wie ich Recht habe", sagte Nechodom, „es rührt sich unheimlich rings um uns her! Wer weiß, was wir zu befürchten haben!"

„O dieser Bube hat gewiß Haß ringsum gesäet!“ rief Therese aus. „Wären nur unsere Männer zurück!“

„Laß uns hineingehen, liebes Kind“, sagte der Greis und erhob sich von der Bank, „dort kommt noch eine dichte Schaar thalabwärts. Es ist besser, daß man uns gar nicht sieht!“

Therese reichte ihm stützend den Arm; sie gingen in das Haus. Therese schob die festen Riegel hinter ihnen vor die Hausthür. Zitternd trat sie ins Wohngemach; dann blickte sie verstohlen durchs Fenster hinaus. Es waren lauter Männer, die vorüberzogen; ein auffallender Umstand, da sonst fast alle Bewohner mit ihren Frauen und Kindern zugleich zur Vesperandacht gingen. Man sah, daß sie ihre Aufmerksamkeit auf das Haus richteten. Sie zeigten hinüber, das Geräusch der Stimmen wurde lauter, blieb aber verworren. Therese bebte in angstvoller Beklommenheit. Ihre Sehnsucht nach dem Vater, nach Xaver wuchs so, daß ihr Thränen ins Auge drangen. Und dennoch dachte sie: gut, daß sie fern sind; sie wären ja gleicher Gefahr preisgegeben! Denn was vermöchten sie wider die Menge, wenn sie feindselig wider uns handelt! Der Gedanke, daß das Letztere geschehen könne, wurde lebhafter in ihr rege. Ihre Seele erhob sich zu einem muthvollen Entschluß. „So will ich den Greis umklammern und ihn mit meinem Leben schützen, so lange ein Athemzug in mir ist“, dachte sie. „Sein heiliges Alter sei mein Schutz, meine Jugend der seinige!“

Die Schaar zog vorüber; das Geräusch der Stimmen entfernte sich.

Da klinkte es heftig an der Hausthür. Therese und Nechodom erschreckten. Es pochte mit starken Schlägen.

„Heiliger Gott, wenn sie eindringen wollten“, rief The-

rese aus. „Es könnte ja aber auch der Vater sein“, fiel ihr plötzlich ein. Sie flog der Thür zu.

„Oeffnet, öffnet“, rief eine männliche Stimme draußen, „ich bringe wichtige Botschaft. Czernig vom Wald!“

Therese athmete freudig auf. Sie öffnete.

„Wißt Ihr schon etwas? daß Ihr die Thür verriegelt habt?“ fragte Czernig hastig, als er eintrat.

„Nichts! Was gibt es denn? Wir verriegelten nur, weil die Leute, die nach dem Kloster hinunterziehen, uns so seltsam schienen!“ sagte Therese.

„Ja, seltsam! Seltsam genug!“ rief Czernig aus; „Ihr habt's getroffen! — Gott grüß Euch, frommer Vater“, setzte er hinzu, indem er mit Therese ins Gemach trat.

„Was führt Euch zu uns, guter Czernig“, fragte ihn Nechodom und lud ihn ein, sich zu setzen.

„Ich wollte sehen, ob Xaver und Vater Wolodna daheim wären, und mit ihnen und mit Euch Rath pflegen!“ antwortete er.

„Wir erwarten sie jede Stunde von Lowositz zurück“, antwortete Therese. „Als Ihr klopftet, glaubte ich schon sie wären es!“

„Es wäre gut, wenn sie hier wären!“ entgegnete Czernig mit besorglicher Miene.

„Möglich ist's, daß sie erst morgen kommen“, sagte der Greis, „obwol ihnen sehr daran lag, morgen früh zum Fest hier zu sein. Doch sie mußten den Grafen Thurn sprechen, und es ist doch zweifelhaft, ob ihnen das sofort möglich gewesen!“

„Hm! Ich wollte sie wären hier“, wiederholte Czernig finster. „Wenigstens daß sie morgen mit dem Frühesten einträfen! Wir werden vielleicht einen harten Tag haben!“

„Wie meint Ihr das, guter Czernig?“ fragte Nechodom.

„Es ist nicht geheuer! Der Bursche, der Zaloska, und ein paar Andere seines Gelichters, die schon in Klostergrab soviel Unheil angerichtet haben, spuken seit etlichen Tagen hier im Gebirge. Sie wiegeln unsere Nachbarn auf. Der Erzbischof, die Geistlichen im Kloster drüben stecken zuverlässig dahinter, denn sie verkehren auch dort. In Schwatz hat sich auch der Geheimschreiber Fabricius wieder blicken lassen, der so gehässig gegen uns ist. Sie wollen morgen, zum Fest, einen Schlag gegen uns ausführen."

„Um Gottes Willen, was denn?" fragte Therese, und ihre Stimme zitterte.

„Was, das weiß ich so genau nicht. Aber es sind mir allerlei Gerüchte zu Ohren gekommen. Ich habe auch auf meinem Gehöfte verdächtige Reden gehört. Zwei katholische Gesellen, die bei mir in Arbeit standen, sind seit vorgestern verschwunden. Sie wollen bei keinem Ketzer arbeiten, haben sie gesagt. Es müsse jetzt gesäubert werden, hat der Eine im Gasthaus zu Niedergraupen geäußert, daß das Osterfest nicht verunreinigt werde durch Ketzerdienst!"

„Sollten sie unsere stille Feier des Festes in diesem friedlichen Hause stören wollen?" sagte Nechodom.

„Ich weiß es nicht", erwiderte Czernig. „Allein da sie zu Weihnachten unsere Kirche niedergerissen haben, wie sollten sie sich scheuen, zum Osterfest in dieses Haus, das uns zur Andachtstelle geworden ist, einzubrechen!"

Der Greis schüttelte nur stumm das ehrwürdige Haupt.

„Darum kam ich, mit den Eurigen Rath zu pflegen. Ob es gerathen ist, daß wir uns versammeln! Ob wir besser thun, gemeinsam zu erwarten, was uns droht, oder ob jeder Einzelne still in seinem Hause bleibt?"

Ein erhabener Entschluß leuchtete in den Zügen des Greises. Er erhob sich vom Sessel; gleich einem Heiligen

trat er vor Czernig und Therese hin und sprach sanft, aber mit Begeisterung: „Thut wie Ihr wollt, ich aber werde der Gemeinde nicht fehlen. Dieses Gemach ist unsere Kirche, ich bin Euer Priester! Der Altar soll bereitet sein. Vor ihm ist meine Stelle, dort werdet Ihr mich finden! Komme dann, was da wolle; ich ergebe mich in den Rathschluß des Herrn!“ Theresens Auge hing mit schwärmerischer Verehrung an dem Greise; sie faßte und küßte seine Hand.

„Ihr denkt fromm und handelt schön, ehrwürdiger Vater“, antwortete Czernig nach einigen Augenblicken gerührten Schweigens; „sorget denn Ihr für das Himmlische, doch uns laßt das Irdische bedenken. Ich will einen sichern Mann nach Lowositz senden, daß Wolodna und Xaver, falls sie noch dort wären, jedenfalls mit der frühesten Frühe eintreffen!“

„O das thut, treuer Czernig“, bat Therese; „ich werde Euch von ganzer Seele dankbar dafür sein.“

„Auch scheint mir's das Beste“, fuhr Czernig fort, „wir versammeln uns Alle hier; dann können wir gemeinsam beschließen und handeln!“

„Ersuchet aber“, erinnerte Nechodom, „alle unsere Brüder, die Ihr heute noch auffinden könnt, recht in der Frühe und ganz in der Stille zu kommen.“

„Das will ich!“ antwortete er und wollte gehen. Noch einmal wandte er sich zurück. „Möge Gott Euch behüten in diesem einsamen Hause“, sprach er bewegt, indem er Beiden die Hand reichte.

„Sein Auge wacht überall; wir befehlen uns in seinen Schutz“, entgegnet Nechodom. Czernig ging.

Die Sonne war dem Untergange nahe. Röthlicher Abendduft und leiser Nebel umfloß die Gipfel der Berge,

und tiefe Schatten webten die dämmernde Hülle über die Thäler.

Die Besucher der Vesperandacht in der Kirche des Klosters kehrten jetzt zurück. Wiederum zogen einzelne, finstre Gruppen und Gestalten dem Hause dicht vorüber. Ihr Anblick, ihre murmelnden Stimmen weckten neue, schauernde Besorgniß in der Brust Thereseus und ihres greisen Beschützers.

Dieser wollte, auch jetzt auf die Rückkehr seines Sohnes und Wolodna's hoffend, nicht zur Ruhe gehen. Er setzte sich in den alten schweren Lehnstuhl; Therese nahm auf einer niedern Bank ihm zu Füßen Platz und lehnte sich an ihn. „Schlummere doch ein wenig, Kind!" sagte er halb über sie gebeugt, und zog ihr lockiges Haupt sanft zu sich. Sie senkte es auf seinen Schoos.

Schweigend lauschten sie dem dumpfen Geräusch draußen. Endlich verhallte es. Sie athmeten leichter auf.

Es dunkelte; die Nacht mit ihrer tiefen Stille senkte sich in das Thal und bot den bekümmerten Herzen ihren Friedensgruß.

Achtes Capitel.

Der Morgen röthete das Gebirge; sein rosiger Hauch wehte über das lichte Grün zart keimender Fluren. Laue, leise Lüfte wiegten die Knospenzweige, die sich an den Fenstern des Hauses niedersenkten. Therese trat, noch ehe die ersten Strahlen der Sonne am Horizont zitterten, vor die Thür und blickte spähend in die Ferne, ob die Ihrigen noch

nicht zurückkehrten. Doch soweit sie den Weg überschauen konnte, zeigte er noch keinen frühen Wanderer. Endlich ließen sich einzelne Leute auf der Straße und im Felde erblicken. Sie gehörten den Böhmischen Brüdern an, die sich zu Rechodom begaben, um die Osterfeier in seinem Hause miteinander zu begehen, bevor die Glocke zur Frühmesse der Katholischen läutete.

Mit stillem Gruß traten sie in das Haus. Der Greis war schon bereit und empfing sie mit treuem Händedruck.

Therese weilte noch draußen; sie war auf eine kleine Anhöhe gegangen, wo sie weiter hinausschauen konnte. — Jetzt rief auch die Klosterglocke zur Frühmesse. Therese durfte nicht länger weilen; sie kehrte also mit ungestillter Sehnsucht ins Haus zurück.

Hier hatten sich nunmehr gegen vierzig Männer und Frauen versammelt. Auch einige Kinder waren zugegen, die nicht ohne Aufsicht in den Hütten zurückbleiben konnten. Rechodom hatte für die Aelteren, was sein Haus an Sesseln aufbrachte, im Halbkreise hingestellt; in der Mitte stand ein kleiner Tisch, mit einem weißen Tuch bedeckt, der ihm als Altar dienen sollte; auf demselben der Becher, der von Luther stammte, daneben eine Schüssel, auf der ein Laib Brot lag. So wollte er zur Feier des Osterfestes der Gemeinde das heilige Abendmahl reichen in beiderlei Gestalt, wie ihre Lehre es gebot.

Die Frauen setzten sich und nahmen ihre Kinder vor sich an den Schoos; die Männer standen entblößten Hauptes hinter ihnen. Therese nahm ihren Platz auf dem letzten Stuhl des Halbkreises, den Fenstern zunächst. Rechodom trat vor den Altar. Feierliche Stille herrschte in dem Kreise. Die noch röthliche Morgensonne hatte sich eben über die blaue Wand des Mittelgebirges erhoben, und ihre Strahlen

ergossen einen goldigen Schimmer über die ganze Landschaft, der bis in das Gemach drang und Nechodom's ehrwürdiges Haupt umfloß.

„Meine Brüder“, erhob er die sanft wohlthuende Stimme, „wir sind versammelt, in ernster, schwerer Stunde! Wir sind von düstern Geschicken bedroht; verblendeter wilder Haß regt sich zu unserer Verfolgung um unseres Glaubens willen! Wir können uns waffnen mit Muth und Standhaftigkeit; allein was vermögen wir ohne den Schutz unsers himmlischen Vaters? So lasset uns denn zu Ihm flehen, daß er uns seinen Beistand schenke in dieser Stunde der Sorge; daß er sein Antlitz der Gnade vor uns leuchten lasse, als tröstenden Stern auf den dunkeln Wegen, die wir wandeln müssen! — Allgütiger, allmächtiger Vater“, betete er mit emporgehobenen Händen und Antlitz, und der Kreis der Zuhörer sank still auf die Knie, „siehe, unsere Herzen wenden sich zu dir, und unsere Hoffnung bist du allein! Was dein Rathschluß über uns verhängt, wird uns Heil bringen. Doch du gedenkst daran in deinem gnadenvollen Mitleid, daß die Kraft der Sterblichen schwach ist, daß irdische Pein und Angst sie schwer belastet! In unserer Bangigkeit, in unserm Verzagen rufen wir zu dir, wie dein eingeborener Sohn: Ist's möglich, Vater, so laß diesen Kelch an uns vorübergehen!“

Die Frauen schluchzten leise; Therese drückte die gefalteten Hände auf die Brust und weinte; die Männer blickten ernst und fromm aufwärts, und auch in ihren Augen schimmerte es feucht.

Nechodom senkte die Arme herab und blickte, wie nachsinnend, was er nun seinen Brüdern sagen möchte, auf den Boden nieder. Die Knienden erhoben sich leise und ihre Blicke hingen an seiner Lippe.

„Freunde, Brüder", begann er aufs neue, „Worte können uns wenig Kraft geben in so ernster Stunde. Allein wenn wir das Herz in brünstiger Andacht erheben, wenn wir uns ganz durchdringen mit der Wahrheit, Reinheit, Heiligkeit unsers Glaubens, daraus wird uns die getröstende Kraft erwachsen, Jegliches zu tragen, was auch über uns verhängt sei! Und wie könnten wir diese Andacht glühender in uns wecken, das Vertrauen der Frömmigkeit fester in uns stählen, als wenn wir zur Feier des heiligen Osterfestes, des höchsten, was die Christenheit kennt, uns aufs neue in der heiligen Handlung verbrüdern, die die Grundveste unsers Glaubens bildet! Wir wollen gemeinsam das Brudermahl nehmen, das der Herr eingesetzt hat; wir wollen es nehmen, wie er es gestiftet, in seiner reinen, ursprünglichen Gestalt. Das wird uns Alle unter uns, uns Alle in Ihm vereinen! Wir haben keine Kirche, unsere Feinde haben sie zerstört! Allein der Himmelsdom des Herrn wölbt sich über das ganze Weltall, auch über diese Hütte! Und wie seine Sonne mit goldener Pracht hier hineinleuchtet, so bringt auch seine Gnade ein und erfüllt unsere Herzen."

Im Sprechen wuchs die Flamme der Andacht, die den Greis durchglühte, höher und höher; sein Auge strahlte verklärt im heiligen Feuer; das Antlitz hauchte den Geist Gottes aus, der die Seele ergriff; seine Stimme erhob sich, sein ganzes Wesen schien durchströmt von kraftvoller Verjüngung.

„Wir haben keine Kirche", wiederholte er. „Wohlan denn, so erbaut sie sich in uns! Wir haben keinen geweihten Kelch mehr, denn ruchlose Frevelthat hat ihn mit Füßen zertreten! Allein dieser Becher", er ergriff ihn mit der Rechten und hob ihn hoch empor, „dieser Becher ist geweiht durch die Lippen des muthigsten Gottesstreiters, der

die Bahn vollendet hat, die unser Glaubensheld Johannes Huß durch sein Flammenwort und seinen Flammentod brach, dieser Becher ist geweiht durch die Lippen Martin Luthers!"

Ein heiligendes Gefühl durchströmte die Versammelten, bei diesem Wort. Sie hefteten die staunenden Blicke auf den Becher in der Hand des Greises, von dem nur Einige wußten.

„Ja meine Freunde", begann Nechodom von neuem, „dieser Becher stammt aus dem Besitz des großen Mannes, der ihn als ein Geschenk des edeln Kurfürsten Friedrich des Weisen hoch in Ehren hielt. Könnte ich ihn würdiger anwenden als jetzt, in der hehren Stunde, wo unter gemeinsam drohender Gefahr das heilige Liebesmahl unser brüderliches Band noch enger schließen soll? Und so laßt uns denn, meine Brüder, aus diesem Kelch das Blut des Herrn trinken, und seinen Leib genießen in diesem Brot."

Der Greis brach einen Bissen und setzte den Becher an den Mund.

„Herr des Himmels!" tönte in diesem Augenblick der durchdringende Ruf Theresens, indem sie aufsprang und dem Fenster zuflog. Gleichzeitig schmetterte ein Schlag gegen dieses, daß die kleinen in Blei gefaßten Scheiben klirrend heraussprangen und zersplittert ins Gemach flogen. Von außen rief eine wilde Stimme: „Seht da den Baalspriester!"

Ein Schrei erfüllte das Gemach! Aller Blicke flogen dem Fenster zu, vor dem ein wilder Mensch stand, der drohend seinen Knittel schwang; es war Zaloska. Nechodom hatte den Becher von den Lippen zurückgezogen und wendete auch sein unwillig staunendes Auge der Stelle zu, woher die freche Störung kam. „Frevler", rief er mit edel

zürnender Stimme, „entheilige nicht die Stätte des Herrn, der da weilet mitten unter uns, die wir versammelt sind in seinem Namen!"

Doch er hatte noch das Wort nicht vollendet, als viele Stimmen draußen ein verworrenes Getöse erhoben, und heftige Schläge gegen die geschlossene Thür des Hauses donnerten. Die Frauen erbleichten und sprangen auf, die Männer eilten der Thür zu, die Kinder flüchteten sich in die Arme der Mütter! Das Getöse draußen wuchs; unter das Gebrüll mischte sich in erschreckender Weise das Gebell von Hunden, die mit den gegen die Thür anstürmenden Männern gleichzeitig eindringen zu wollen schienen. Therese eilte zu Nechodom und umschlang ihn mit fliegender Angst: „O wenn Xaver und mein Vater uns beschützten!" rief sie aus.

„Sei ruhig, meine Tochter", sagte der Greis tröstend, „wir schützen uns selbst, wenn Gottes Schutz uns nicht verläßt! Ich will hinaus, um diese Wüthenden zu beschwichtigen. Mein ergrautes Haupt fürchtet kein irdisches Schicksal mehr, und selbst der Ruchloseste hat ja Ehrfurcht vor Dem, den Gott mit so hohem Alter begnadigt!"

Mit diesen Worten ging er der Thür zu. Doch Therese hielt ihn zurück und bat: „Um Gottes Willen nicht, mein Vater, sie ermorden dich!"

„Gilt es mir", antwortete er mit Würde, „so wende ich das Schicksal von euch ab; und wie soll diese schwache Hütte mich vor ihrem Grimm schützen? Hier würden sie euch Alle mit mir verderben. Laß mich!"

Sanft aber entschieden machte er sich aus Theresens Armen los, und schritt zum Gemach hinaus. „Oeffnet, meine Brüder", sagte er in die Hausflur tretend, wo die Männer beschäftigt waren, die Thür fester

zu verrammeln und den Eingang zu vertheidigen. Sie schreckten zurück vor Nechodom's Gebot. „Oeffnet!“ sagte er nochmals ruhig, „ich bitte euch!“

Sie gehorchten und zogen den Riegel zurück. Im Augenblick drang, gleich der Flut durch eine geöffnete Schleuße, die Schaar der Anstürmenden ein. „Da ist er! Da sind sie Alle“, riefen sie durcheinander; „ergreift sie, schleppt sie fort! Sie sollen in die Messe!“

„Hört mich“, sprach Nechodom fest vor sie hintretend, und die Würde seiner Gestalt legte einen Augenblick die tobende Wuth der Eindringenden in Fesseln. „Weshalb stört ihr unsere Andacht? Haben wir die eure gestört? Weshalb brechet ihr ein in dieses Haus des Friedens? Haben wir ....“

„Hört das Geschwätz nicht an“, unterbrach eine Stimme die Worte milder Würde, „thut was uns geheißen ist! Ihr sollt in die Messe! Wir wollen euren Ketzerdienst nicht länger dulden!“ Und mit diesem frevelnden Wort sprang der Sprecher auf den Greis zu, packte ihn mit nervigen Armen und wollte ihn zur Hausflur hinaus vor die Thür reißen. Therese that einen lauten Schrei und hing sich an Nechodom. Einige Männer der Glaubensbrüder sprangen hinzu und wollten dem Frechen wehren; dieser aber rief den Seinigen zu: „Helft mir! Schlagt alle die Ketzer zu Boden!“ Die Masse stürzte hinzu. In dem engen Raum der Hausflur entstand ein furchtbares Getöse und Drängen. Nechodom war von den Wüthenden in wenigen Augenblicken gepackt und vor die Thür geschleppt. Die Böhmischen Brüder drangen nach! Getümmel, Wuth- und Angstgeschrei scholl durcheinander. Der Koloß Czernig machte sich Bahn. „Laßt mich vor, Brüder“, rief er, „sie sollen meine Faust fühlen!“ Er stürmte mitten durch die

Zusammengedrängten, vor die Hausthür, und schaute funkelnden Blickes umher, nach dem gewaltigsten Gegner. Er gewahrte Zaloska! Wie mit den Tatzen eines Löwen packte er ihn, der eben mit einem keulenartigen Knittel zum Schlage ausholte, an beiden Schultern und schleuderte ihn zu Boden. Der breite Filzhut fiel ihm vom Kopf, das lange, schmutzig struppige Haar wallte umher.

„Swentibor, Gorenneck zu Hülfe“, schrie er, am Boden liegend, mit fürchterlicher Stimme, und schwang den eisenbeschlagenen Knittel um sich her. Czernig fiel ihm in den Arm.

„Jetzt laßt die Hunde los!“ rief eine Stimme mitten aus dem Haufen. Eine Meute von acht oder zehn Hunden mit zottigen Haaren, die bisjetzt von ihren Herren an Ketten zurückgehalten wurden, stürzten mit wüthendem Gebell aus den Reihen der Angreifer hervor.

In dem Augenblick, wo Czernig dem niedergeworfenen Zaloska den Keulenstock entwinden wollte, fühlte er sich von hinten her durch scharfe Zähne so in den Schenkel gepackt, daß er zu Boden taumelte. „Hetzt sie in die Messe“, rief dieselbe Stimme wie zuvor, „wenn sie nicht gutwillig gehen wollen!“

Ein grauenvolles Schauspiel bereitete sich. Die Angegriffenen sahen sich von der Ueberzahl umringt, die ihren Widerstand in wenigen Minuten vereitelte. Die Unglücklichen drängten sich flüchtend zusammen; die Frauen und Kinder, die ihren Männern nach aus dem Hause gestürzt waren, hemmten noch die Wehrkraft dieser, da sie sie angstvoll umklammerten. Die Angreifer schlossen einen Kreis um sie und hetzten die Hunde gegen die Geängstigten, unter dem unaufhörlichen Ruf: „In die Messe! In die Messe mit den Ketzern! Fort in die Kirche!“ Vor den Bissen

der wüthenden Thiere flüchtend, stürzten die Verfolgten taumelnd vorwärts. Angstgeschrei der Frauen und Kinder schallte durch die Lüfte; die Verfolger übertäubten es durch ihr Geheul und das Gebell der Meute.

Nechodom, in der allgemeinen Flucht gewaltsam mit fortgerissen, hatte kaum einige Schritte gethan, als er von seiner Kraft verlassen zu Boden sank. Die gierigen Hunde fielen den unglücklichen Greis mit zerfleischenden Bissen an. Sein Blut strömte! Das sah Therese! Mit fliegendem Haar warf sie sich über ihn, umklammerte ihn krampfhaft und wollte ihn durch ihren eigenen Körper gegen die wüthenden Thiere schützen. „Erbarmen!“ rief sie mit herzzerschneidendem Laut; „Erbarmen für den Greis!“

Als jetzt die Verfolgten den Patriarchen, das ehrwürdige Haupt ihrer Glaubensgemeinschaft, so grauenvollem Unheil preisgegeben sahen, da flammte eine Empörung in ihnen auf, die sie jeder eigenen Gefahr vergessen ließ. Czernig, der sich wieder aufgerafft hatte, war der Erste, der ihm zu Hülfe kam, mit furchtbarer Kraft zwei der Hunde ins Genick packte und sie weit zurückschleuderte. Auch die Andern entrissen sich den Armen ihrer Frauen und Kinder und wandten ihren flüchtigen Fuß zurück, um den Greis zu retten. Es gelang ihnen, ihn wieder emporzuheben; sie wollten ihn dem Getümmel entreißen; doch jetzt stürzte die wahnverblendete Schaar der Feinde selbst über die Unglücklichem her und drang mit breiten Messern und Knitteln auf sie ein, um durch die Gewalt und Wuth menschlicher Kräfte zu vollenden, was dem angestachelten thierischen Grimm nicht allein möglich war. Thierischer als das Thier war hier der Mensch, und die menschliche Gewalt die unmenschlichste!

Rechodom, auf die Schultern seiner Getreuen gehoben, war bewußtlos; Blut bedeckte ihm Stirn und Antlitz und benetzte seinen silberweißen Bart. Wohl ihm, daß er das Grauen dieser That nicht mehr sah! Daß er nicht sah, wie die gehobenen Knittel und gezückten Messer eindrangen gegen Haupt und Brust seiner Getreuen, während die Zähne der Hunde sie in Leib und Schenkel packten!

Ein dichter schwarzer Knäuel von Kämpfenden hatte sich gebildet; der wilde Zaloska stürmte Allen vor und schrie: „Schlagt sie nieder! Schont Keinen!“ Und unter diesem Mordruf schmetterte seine Keule auf die Häupter der Wehrlosen. Er drang mitten in den dichten Haufen ein! Jetzt schwang er die zermalmende Waffe gegen das Haupt Rechodom's selbst! Fiel der furchtbare Schlag, so war es zerschmettert! Therese sah es! In Todesangst und Opfermuth warf sie sich zwischen den Mörder und Rechodom und umklammerte seinen gehobenen Arm mit beiden Händen. Der Wüthende riß sie an dem dunkeln Lockenhaar zurück, und von neuem schwebte die Wucht seines Keulenschlags über dem Haupte des Greises. Es war um ihn geschehen!

Da erschallte plötzlich eine gewaltige Stimme mächtig hinweg über das Getöse des Kampfes:

„Zurück, Elende! Des Todes ist, wer eine Hand rührt!“

Aller Haupt wandte sich unwillkürlich nach dem Rufe. Wie durch höhere Macht war jeder Arm gefesselt. Auf schaumbedecktem Rappen sprengte ein Reiter von fürstlichem Ansehen, mit gezücktem Schwert dicht an den Knäuel der Kämpfenden. Es war der Graf Thurn.

Neuntes Capitel.

„Was geht hier vor?“ fragte er, mit funkelndem Auge umherschauend, während das plötzlich gewaltsam angehaltene Roß sich hoch aufbäumte, daß die Nächsten erschreckt zurücksprangen.

„Was geht hier vor?“ fragte er zum zweiten male, und streckte das breite Schwert weit über den Kreis hin, als wolle er sagen: „Ihr steht unter diesem!“

Alle standen regungslos, die Schuldigen vor Schrecken, die Verfolgten vor verwundertem Staunen. Nur Therese, welche vermuthend erkannte, wer der Retter sei, erhob die Hände gegen ihn und flehte: „O Herr, schützt uns! Schützt das Leben dieses Greises vor wilden Mördern!“

„Beruhigt Euch, Ihr seid in meinem Schutz!“ sprach der Graf zu Theresen. „Wer wagt es, hier Gewaltthat und Mord auszuüben?“ herrschte er die Rotte an, und sein Blick flog rings umher. „Ich werde die Frevler zur Rechenschaft ziehen, daß sie zittern sollen!“

Gleich bei Thurn's Erscheinen hatte ein Theil der Angreifer sich zaghaft zurückgezogen und die Hunde eilig wieder an die Hand genommen. Einzelne sah man schon zwischen den Gebüschen neben der Landstraße verstohlen hinwegeilen. Zaloska schaute noch mit einem scheu prüfenden Blick umher, ob er stark genug sei, mit den Seinigen Widerstand zu leisten. Da gewahrte er einen Trupp Reiter, welcher nur noch einige Hundert Schritte entfernt, im vollen Galopp heransprengte. Bei diesem Anblick wich er zurück und war mit einem hastigen Sprunge in das Ge-

büsch am Wege verschwunden. Wie Spreu vom Winde gefegt, stob die ganze Rotte nach allen Seiten auseinander.

Die Unglückseligen, gegen die der Angriff gerichtet gewesen, waren größtentheils verwundet und zu entkräftet oder vom Schrecken bestürzt, um jene zu verfolgen. Sie schöpften kaum Athem in dieser ersten Minute der Erlösung. Frauen und Männer lagen einander in den Armen; sie umklammerten ihre Kinder; die Unverletzten leisteten den Verwundeten Hülfe.

Graf Thurn warf einen Blick düstern Schmerzes auf die Unglücklichen.

Der Greis Nechodom lag bewußtlos in den Armen Theresens und Czernig's. Von Stirn und Wangen hatten sie ihm das Blut weggewischt, doch es quoll immer neu nach, und das silberne Haupt- und Barthaar war dunkelroth gefärbt.

„Wer ist der Unglückliche", fragte der Graf und hielt die erschütterten Blicke auf ihn geheftet. Czernig gab ihm Auskunft und wollte das Geschehene berichten. Doch während er zu reden begann, hatten die Reiter sich bis auf eine Steinwurfweite genähert. Da sprangen zwei mit verhängtem Zügel den übrigen plötzlich vor bis dicht an den Kreis der Unglücklichen. Dort warfen sie sich hastig vom Pferde. Es waren Wolodna und Xaver, die der Graf, den Czernig's Bote und seine Erzählungen von der drohenden Gefahr herbeigeführt hatten, beritten gemacht und sie in seinem Reitergefolge mitgenommen hatte.

„Allmächtiger Gott, mein Vater! Mein Vater", rief Xaver, sank zu den Füßen Nechodom's nieder und bedeckte die herabhängende Hand desselben mit Küssen und Thränen. Therese hing erschöpft in den Armen Wolodna's.

Der Graf winkte seinen Reitern Halt zu machen und

schwang sich selbst vom Pferde. Er erfuhr nun durch die Umstehenden erst den ganzen Zusammenhang dieser Ereignisse.

„Welch ein Geschick habt ihr erfahren“, redete er sie an. „Allein hier erhebe ich meine ritterliche Rechte und schwöre euch bei der Ehre meines Namens, ich will euch Genugthuung verschaffen! Euch Allen!“ wandte er sich zu den Umstehenden. „Ihr sollt sehen, daß ich meine Pflichten als erwählter Schirmherr eurer Glaubensgenossenschaft erfüllen werde. Böhmens Stände werden Alle für Einen zu eurem Schutz auftreten. Solche Frevel schreien um Rache, solch heiliges Blut“, er deutete auf Rechodom, „fordert Sühne!“

„Ja“, rief Xaver, und weinte vor Schmerz und Erbitterung, „hier erhebe auch ich meine Rechte und gelobe feierlich vor Gottes Antlitz: Ich will dieses Blut sühnen!“

„Wir Alle“, scholl der laute Ruf durch die Lüfte; ein Ruf des Schmerzes und der Wuth! Die Glaubensbrüder drängten auf Xaver zu und schlossen ihn in ihre Arme. Der aus vier Wunden blutende Czernig preßte ihn ans Herz, erhob den Arm und rief: „Und ich will treu an dir halten, bis der Schwur erfüllt ist! — Rache unsern Brüdern, Freiheit unserm Glauben!“

„Rache! Rache!“ riefen Alle mit erglühendem Antlitz, auch die Frauen, die eben noch bleich und in Thränen gezittert hatten.

„Haltet fest an eurer Gesinnung“, sprach der Graf Thurn, indem er den Einzelnen im Kreise die ritterliche Hand reichte, „und wir werden unser Ziel erreichen. Ich will euch dahin führen; vertraut auf mich, aber befolgt mein Gebot. Wollt ihr euch mir in Gehorsam anschließen?“

„Ja!“ ertönte der Ruf Aller zugleich.

„So sollt ihr weiter von mir erfahren durch Diese hier.“ Er zeigte auf Wolodna und Xaver. „Ihr werdet jetzt hier, deß bin ich gewiß, vorläufig nichts weiter zu befürchten haben. Bestattet diesen Todten, wie es so ehrwürdigem Haupt geziemt!“ Bei den letzten Worten deutete er auf Rechobom, der, das Haupt an der Brust Thereseus, mit geschlossenen Augen, bleich im Arm der Seinigen lag.

„Er ist nicht todt, er athmet noch“, sagte Therese bebend, „er wird uns erhalten bleiben!“ Ihr thränenvolles Auge richtete die heißeste Bitte um Erfüllung dieser Hoffnung nach oben.

„O möchte der Himmel Euer Flehen erhören!“ wandte sich der Graf Thurn bewegt zu Theresen. „Eine ahnende Ungeduld führte mich auf meinem raschen Pferde den Meinigen voran, und doch kam ich zu spät! Allein ich will nachholen, was ich versäumt habe!“

Xaver hatte die Hand seines Vaters ergriffen und beugte sich über sein Haupt. „Ein schwacher Lebenshauch schwebt noch auf seiner Lippe“, sagte er. „Wir wollen ihn in das Haus tragen, ihm alle Pflege zu widmen.“

Der Greis wurde emporgehoben; sie trugen ihn hinein. Lebenlos befand er sich nun an eben der Stelle, wo er einige Minuten zuvor in so hehrer Begeisterung der Andacht zu seinen Brüdern gesprochen hatte. Die Tragenden ließen den kaum noch Athmenden in seinen Lehnsessel nieder. Therese, Xaver, Wolodna und Thurn umstanden ihn zunächst und lauschten auf seine Athemzüge. Die Andern blieben in ehrerbietiger Ferne.

Da schlug der Entkräftete das Auge matt auf.

„Er lebt“, flüsterte Therese mit heißem Dankgefühl.

Lange blickte der Greis umher, den Ausdruck der Be-

fremdung in den Zügen; er suchte den Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit. „Einen Tropfen! Mich dürstet“, bat er endlich mit schwacher Stimme. Therese reichte ihm den Becher mit dem Wein, der noch auf dem Altartisch stand. Der Greis erkannte das heilige Gefäß, und in seinem Auge glänzte es wie ein überirdischer, verklärender Schimmer. Er versuchte den Becher zu fassen, doch er war zu schwach dazu. Therese unterstützte ihn und führte ihn an seine Lippen. Nur mit wenigen Tropfen netzte er sie; dann athmete er tief auf, wandte das Auge nach oben und hauchte das Wort: „Vater!“ Ein Anflug von Kräftigung kehrte in die ermatteten Lebensgeister zurück. Xaver fühlte einen leisen Druck von der Rechten seines Vaters, die er in der seinigen hielt. Noch einen tiefen Athemzug that der Erschöpfte, dann sprach er mit schwachem, aber vernehmlichem Klang seiner sanften Stimme:

„Ich vergebe meinen Feinden! Meine Brüder, meine Kinder!“

Athemlose Stille umher. Er legte mühsam die Rechte auf Xaver's Haupt; sein brechendes Auge suchte Theresen, die neben ihm kniete. Er lächelte ihr leise, schmerzlich, dann sank er zurück, der Märtyrer hatte vollendet! Im Hauche des Frühlingsmorgens entschwebte seine Seele.

Drittes Buch:

Zehntes Capitel.

In der Altstadt Prag hatte an der Südseite des großen Ringes, nahe dem Rathhause, ein wohlhabender Bürger, Jakob Steffek, ein reiches Weinlager und eine vielbesuchte Trinkstube.

Hier pflegten nicht nur die angesehenen Bürger, sondern auch edle Herren und Ritter zusammenzukommen und die besten böhmischen und die feurigen Ungarweine, welche Jakob Steffek auf dem Lager hielt, beim Gespräch mit Behagen zu trinken. Je Wichtigeres die Tage brachten, um so lieber kamen die Männer hier zusammen, um es zu besprechen.

So saß in den spätern Nachmittagsstunden des 22. Mai eine Anzahl von Männern an einem langen Tische, auf welchem gefüllte Becher und Gläser standen, im eifrigen Gespräch beisammen. Die große Versammlung der utraquistischen Abgeordneten zum 21. Mai, welche gestern wirklich im Carolinum stattgefunden hatte, und deren nächste Folgen, bildeten den Gegenstand der Unterredung.

„Ich wette, es fällt morgen etwas vor von einer oder der andern Seite; sie sind zu erbittert gegeneinander“, sagte

ein Mann in mittlern Jahren, dessen schwarze Kleidung den gerichtlichen Stand verrieth. Es war der Stadtschreiber Nikolaus Dionysius, insgemein Niklas Diewiß genannt. *)

„Sollte es wirklich so weit kommen, Herr Stadtschreiber!" entgegnete ein schon älterer, aber rüstiger Mann ihm gegenüber, der Rathszimmermeister Duffek.

„Diewiß hat Recht", nahm der gelehrte Doctor beider Rechte, Daniel Basilius, das Wort. „Es ist so heftig debattirt und disputirt worden gestern auf der Kanzleistube, daß sie fast schon die Degen gezogen hätten. Nur der Ort, der doch gewissermaßen unmittelbar unter dem Schutze Sr. kaiserlichen und königlichen Majestät steht, hat den gewaltsamen Ausbruch verhütet."

„Man konnte das schon aus dem Aufzuge vermuthen, mit dem die Herren gestern Vormittag um elf Uhr vom Carolinum sich auf den Hradschin begaben", sagte der Wirth Jakob Steffek, indem er dem Stadtschreiber einen frisch gefüllten Becher hinsetzte. „Zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen; Einer drängte dem Andern vor, und ein Volksgetümmel war umher, das den halben Ring füllte. Der Zug konnte kaum hier aus der Eisengasse heraus und nahm gar kein Ende!"

„Die Versammlung ist ja auch viel zahlreicher, als die im März gewesen ist", bemerkte Niklas Diewiß. „Eine Menge Magnaten aus allen Kreisen Böhmens, die das letzte mal fehlten, sind nach Prag gekommen!"

---

*) Der Name Dionysius ist wahrscheinlich nur durch unklare Schrift (aus Dionys oder Dionis, wobei man das on für ein w las), in Diewis oder Diewiß übergegangen; da er aber in allen Geschichtsbüchern und gleichzeitigen Documenten so geschrieben und gedruckt ist, schien es mir am angemessensten, ihn (obgleich sichtlich corrumpirt und wol schwerlich bei Lebzeiten des Trägers so gesprochen) in dieser durch den Gebrauch gültigen Form beizubehalten.

„Es wäre traurig, wenn es zu offenem Zwiespalt und Tumult käme“, sagte Dussek mit bedenklicher Miene. „Es hatte so würdig begonnen. Die Eröffnung der Versammlung durch den Gottesdienst gestern im Carolinum soll so feierlich gewesen sein.“

„Ja, das war sie“, bekräftigte ein älterer Mann, der berühmte Arzt Mathias Borbonius, der schon Kaiser Rudolf's Leibarzt gewesen war und den selbst der jetzige Kaiser Mathias öfter zu Rathe gezogen hatte. „Schade, daß der Theologensaal nur so wenig Zuhörer faßt. Ich wollte, die Eröffnung hätte in der Schloßkirche stattfinden können, damit Tausende zugegen gewesen wären. Unser Pfarrer Rosacius hat eine wahrhaft herzerhebende Rede gehalten. Es ist bei Gott auch nichts Geringes, um was es sich handelt!“

„Das meine ich auch“, pflichtete Basilius bei; „der Pfarrer sagte ganz richtig: «Es ist der Scheideweg für Böhmens Zukunft, an dem wir stehen!»“

„Und es handelt sich um unser Aller Gewissen und Seelenheil“, entgegnete Borbonius.

„Wir müssen den Majestätsbrief schützen!“ rief Diewiß eifrig.

„Ja, das müssen wir“, stimmten Mehre ein, und die Versammlung ward unruhig.

„Was meint Ihr, lieber Doctor Basilius“, fragte Borbonius, „haltet Ihr es nach Eurer Rechtskunde für möglich, daß die Versammelten wegen der Versammlung selbst zur Verantwortung gezogen werden können?“

„Keineswegs“, antwortete Basilius. „Das böhmische Landrecht und der Majestätsbrief berechtigen sie dazu. Sonst wäre die Zusammenkunft auch sicherlich nicht zugelassen worden; allein die Statthalter haben sie nur mit Worten

unterſagt, nicht durch die That verhindert. Selbſt in dem letzten kaiſerlichen Schreiben ſind die Defenſoren ermahnt worden, um wichtiger Gründe willen, das heißt die unſern Gegnern wichtig ſind, die Verſammlung aufzuſchieben. So handelt man nicht, wenn man ein Recht hat, geradezu zu verbieten!“

„Und am wenigſten die Herren Statthalter“, pflichtete Diewiß bei.

„Mögen unſere Defenſoren ſich nur im Eifer, in der Heftigkeit nichts zu Schulden kommen laſſen“, ſprach Borbonius beſorglich. „Was bis jetzt geſchehen iſt, war ſo würdig!“

„Ich wollte, ich hätte dem Gottesdienſt im Carolinum beiwohnen können“, ſagte Duſſek, der nicht nur ein Mann ſtrenger Rechtlichkeit, ſondern auch wahrer Frömmigkeit war.

„Auch die in den Kirchen ehegeſtern durch die Pfarrer verleſene Schrift war würdig und ſchön“, meinte Nikolaus Diewiß.

„Ja, wahrlich“, ſtimmten Mehrere bei.

„Wie voll mag es aber auch überall geweſen ſein“, ſagte Jakob Steffek. „Vor der neuen Salvatorkirche hier drüben“, er deutete durchs Fenſter über den Ring hin, an deſſen Nordſeite die Kirche lag *), „ſtanden die Leute bis auf den halben Ring hinaus. Herr Magiſter Lippach hat dort die Predigt gehalten.“

„Das iſt auch ein echter Mann Gottes“, rief Duſſek, „Wahrheit und Klarheit in jedem Worte.“

„Es wäre traurig, wenn ſo ſchöner Anfang einen böſen Ausgang haben ſollte“, hub Borbonius wiederum an.

„Und doch fürchte ich's! Denn die Gemüther ſind zu erhitzt!“ blieb Diewiß bei ſeiner Meinung.

*) Jetzt iſt die Münze in dem Gebäude befindlich.

„Was ist denn eigentlich zwischen ihnen vorgegangen?“ fragten Einige.

„Eine Partei“, antwortete Diewiß, „klagt die andere geheimer böslicher Absichten an. Der Graf Thurn ist aufs äußerste erzürnt auf Martiniz wegen des Burggrafenthums von Karlstein, und auf Slawata, weil dieser die Kirchenschließung zu Braunau und die Zerstörung zu Klostergrab und Alles, was dort im Gebirge vorgefallen ist, so eifrig mitbetrieben haben soll .....“

„Das hat er gewiß gethan“, warf Basilius dazwischen.

„Ich glaube es auch“, stimmte Dussek bei; „auch Alles, was sie von den Ränken und dem Aufhetzen des Volks durch den Herrn Geheimschreiber erzählen!“

„Nun eben“, fuhr Diewiß fort, „weil nun einmal die Feindseligkeit und der Haß gegenseitig so groß ist, so haben sie von der andern Seite das Gerücht verbreitet, der Graf Thurn und General Colon von Fels und etliche Andere von der Partei stellten den beiden Statthaltern nach dem Leben und wollten Gewalt wider sie gebrauchen.“

„Ich glaube zwar nicht, daß eine solche Anklage Grund hat. Allein es ist schlimm, wenn immerfort gegenseitiger Verdacht genährt wird, der von Tag zu Tag höher steigt. Heute war nun großer Eifer darüber, daß die Schloßwacht verdoppelt worden sei. Und das Gerücht gar unter den utraquistischen Brüdern verbreitet, der Schloßhauptmann, Czernin von Chrudenitz, habe Befehl erhalten, zwar die Herren, wenn sie heute auf den Hradschin kämen, einzulassen, nicht aber, wie gestern, auch die Diener. Der Herr Rath Dworschetzki von Olbramowitz, dies weiß ich aus sicherer Hand, wollte in Erfahrung gebracht haben, daß sogar Befehl gegeben sei, die Herren zwar einzulassen, aber nicht zurück, sondern Thurn und andere

von ihnen sofort festzunehmen und in den Weißen Thurm abzuführen!“

„Unglaublich!“ rief Borbonius. „Schändlich! Abscheulich!“ tönte es von mehreren Stimmen.

„Ob ich es glauben soll, weiß ich nicht“, fuhr Diewiß fort, „aber das Gerücht ist im Umlauf gewesen und ist es noch. Ebenso wird erzählt, daß Martiniz, Slawata und der Herr Erzbischof und Andere der Partei geäußert haben sollen, es müsse jetzt kurzes Verfahren eintreten, man müsse der Ketzerei mit Einem Schlage ein Ende machen! Wenn nur die Häupter der Hydra, Graf Thurn, Graf Schlick, Budowa, Olbramowitz, und ihrer noch Etliche fielen, dann würde der Rumpf schon absterben! Und solchen Rath sollen sie dem Kaiser ertheilt haben!“

„Das sind wol böswillige Erfindungen“, entgegnete Borbonius, „so gut wie die Anklage gegen unsere Vertreter, daß sie Gewalt und Mord gegen die Statthalter beabsichtigten.“

„Die Hauptanklage bleibt immer die“, nahm Basilius wiederum das Wort, „daß Martiniz und Slawata das harte Antwortschreiben auf die Beschwerdeschrift der Versammlung vom 6. März selbst verfaßt haben, oder sie von den Herren Paul Michna und Fabricius haben verfassen lassen. Darüber wird morgen verhandelt werden!“

„Ganz richtig“, pflichtete Diewiß bei, „allein über Das, was ich Euch sagte, wird wol morgen auch heftig verhandelt werden, da es heute schon geschehen ist, wiewol nur durch etwelche Abgeordnete. Morgen aber kommen sie in größerer Zahl auf die Kanzlei der Statthalter.“

„Wisset Ihr etwas Näheres von den heutigen Verhandlungen, Herr Diewiß?“ fragte Borbonius.

„Einiges“, versetzte dieser. „Der Herr Schloßhaupt-

mann ist in Gegenwart der Abgeordneten vernommen worden. Er hat erklärt, daß er keinen Befehl von dem Statthalter empfangen habe, die Wachen zu verstärken, noch irgend sonst etwas Feindseliges wider die Utraquisten vorzunehmen.*)

„Aber die Wachen sind verstärkt gewesen", fiel Basilius eifrig ein, „das weiß ich ganz sicher!"

„Ja wol, Herr Doctor", antwortete Diewiß. „Doch der Hauptmann Czernin hat erklärt, das sei nur in Folge alten Herkommens gewesen, weil in diesen Tagen so viele Processionen stattfänden!"

„Hm! Ich wüßte doch nicht, daß dem sonst so gewesen wäre!" meinte Dussek. „Ehegestern, am Sonntag, haben freilich Processionen stattgehabt!"

„Ich kann nur sagen, daß der Schloßhauptmann das angegeben hat; das ist aber zuverlässig."

„Ich kann nicht glauben, daß die Statthalter so offenbar Gewaltsames beabsichtigt haben", wiederholte Borbonius.

„Ihren eigenen Aeußerungen nach gewiß nicht", nahm Diewiß seinen Bericht wieder auf, „denn sie haben verlangt, daß ihnen wegen dieses ungerechten und schmählichen Verdachts Genugthuung werden müsse.**) Martiniz hat sogar stolz gesagt: Auch den Statthaltern sei Vieles hinterbracht worden, was die Utraquisten arglistiger Absichten gegen sie beschuldige. Allein da dieselben Edelleute und einige darunter ihnen sogar blutsverwandt seien, so hätten die Statthalter sie solchen Frevels für unfähig gehalten und sie deshalb gar nicht mit einer Befragung belästigen wollen."

„Martiniz ist ein harter Mann, aber ich glaube, er

*) Historisch. Ebenso alle oben in diesem Capitel angeführten Thatsachen und Gerüchte.

**) Historisch.

denkt wirklich so ritterlich, als er hier geäußert hat", bemerkte Borbonius; „nur in Glaubenssachen mag ich nichts mit ihm zu thun haben."

„Ihr seid ja wol, verzeiht die Frage, auch sein Arzt", wandte sich Basilius zu ihm.

„Das bin ich. Er hat", fügte er lächelnd hinzu, „oftmals versucht, mich zu bekehren. Und er wird es, glaube ich, noch oft wiederholen!"

„Nur nicht auf die Weise", entgegnete Basilius, „daß er Euch, Herr Doctor, den Mund gewaltsam aufsperren ließe, um Euch die Hostie einzugeben, wie er dies auf seiner Herrschaft Smeczan mit den utraquistischen Bewohnern gethan hat. Ich habe einen armen Verwandten, dem das begegnet ist!"

„Ich mag an solche Dinge gar nicht denken!" erwiderte Borbonius entrüstet. „Das war aber doch vor Erlaß des Majestätsbriefes?"

„Ich glaube, ja", antwortete Doctor Basilius.

„Solche Dinge haben wir erdulden müssen!" rief Dussek aus.

„O, sie kommen noch heutzutage vor, wie die letzten Ereignisse im Erzgebirge nur zu traurig beweisen", fiel Diewiß ein.

„Und es ist ganz angelegt darauf, daß das allgemein wieder so werden soll", setzte Basilius hinzu.

„Darum bleibt es wahr, wie der Herr Pfarrer Rosacius gestern sagte: «Wir stehen am Scheidewege für Böhmens Zukunft!»"

„Möge man nur morgen die richtige Straße wählen! Fest, aber ruhig!" sprach Borbonius mit Ernst.

„Horch! Ist das nicht Donner?" fragte Dussek unterbrechend, und lauschte auf.

„Es kann wol sein; ich glaube, es zieht ein Gewitter herauf“, meinte Steffek.

„Darum thäten wir wohl, aufzubrechen“, sprach Diewiß, und stand auf. Mehrere Andere folgten seinem Beispiele. Sie sahen durch die Fenster nach dem Himmel.

„Hier ist es noch hell; aber westwärts liegt grau dunstiges Gewölk“, sagte Duffek.

„Schwül genug ist es, um ein schweres Gewitter fürchten zu lassen!“ sprach Borbonius halb vor sich hin, doch mit ernstem Nachdruck.

Er ging in den Hintergrund des Gemachs, wo er seinen Stock und Hut nahm. Die andern Gäste hatten inzwischen die Weinstube eilig verlassen, da es stärker zu donnern anfing. Borbonius, Basilius und Diewiß waren die Letzten.

„Ihr bleibt dabei, es sei morgen ein thätlicher Ausbruch zu erwarten?“ fragte Borbonius nochmals zu Diewiß gewandt.

Dieser zuckte die Achseln.

„Selbst der Tag gefällt mir nicht“, fiel Basilius ein. „Es ist der 23. Mai! Kein guter Tag für Prag!“

„Ihr meint wegen des Kaisers Rudolf Abdankung?“ erwiderte Borbonius. „Der Tag liegt uns, die wir ihn erlebten, freilich schauerlich genug in der Erinnerung.“

„Man sagt, der Kaiser habe die Stadt Prag verflucht an diesem Tage“ *), wandte sich Diewiß halb fragend mit leiserm Tone an Borbonius, als scheue er es, dies laut auszusprechen.

„Dem ist so, ich weiß es leider ganz gewiß“, antwortete Borbonius. „Ich bin nicht abergläubig, allein die

---

*) Historisch.

Erinnerung an den schrecklichen Tag, wo der jetzige Kaiser auf der einen Seite im Schlosse jubilirte und banketirte, während auf der andern der Kaiser Rudolf über seine erzwungene Abdankung in Wehklagen und Verwünschungen ausbrach, diese Erinnerung wird mich mein Lebtag nicht verlassen, und es ist mir an diesem Tage noch niemals wohl zu Muthe gewesen. Was soll ich nun für morgen hoffen, wo Alles schon so bedenklich steht!"

„Sie hätten, ohne dieser übeln Vorbedeutung zu gedenken, den Tag vermeiden können", meinte Basilius. „Denn morgen ist Mittwoch; und Mittwoch und Sonnabend sind keine Sitzungstage."

„Die Ungeduld der Versammlung ist zu groß", versetzte Diewiß; „sie wollen nicht bis übermorgen warten! Ich wiederhole es Euch, die Stimmung ist allzu erbittert!"

„Sollte es wahr sein", fragte Borbonius leise, und zog beide Männer etwas in den Vordergrund, damit Steffek, der hinten im Gewölbe beschäftigt war, das Gespräch nicht höre, „daß bei Thurn heute Abend eine geheime Versammlung stattfindet? Eine Art Verschwörung oder engere Verbrüderung?"

„Ich habe auch etwas davon flüstern hören", antwortete Basilius ebenso.

„Es ist nicht ohne Grund", versetzte Diewiß noch leiser, mit einem Blicke auf Steffek, der aufmerksam auf das Gespräch zu werden schien.

„Sein Bruder, Tobias Steffek, wird auch dort sein. Auch Colon von Fels, Olbramowitz, Paul Riczan, Budowa, der alte Capliez, Graf Schlick ..."

„So würdige, besonnene Männer auch?" unterbrach Borbonius.

„Sie sollen sich nur verpflichten, als Glaubensbeschützer sich diesmal nicht mit bloßen Worten und Versprechungen genügen zu lassen, sondern Thaten und Unterpfand zu verlangen“, erklärte Diewiß. „Allein wer weiß, womit Thurn noch zurückhält; er ist, glaube ich, zum Aeußersten entschlossen!“

„Das Schlimmste bleibt immer die Frage, ob die bittere Antwort von den Statthaltern oder vom Kaiser herrührt“, sagte Basilius bedenklich. „Sie werden nicht Nein sagen können und keine andere Antwort geben wollen. Dann ist für nichts zu stehen. Wenigstens mögen Martiniz und Slawata sich vorzusehen haben!“

„Ich habe gehört, sie sind gewarnt und wollen sich decken“, sagte Diewiß.

„Sonst könnten sie leicht zu den Abgeordneten von Braunau in den Weißen Thurm wandern und als Unterpfand inne gehalten werden“, meinte Basilius.

„Wer weiß, was möglich ist!“ erwiderte Diewiß, und schüttelte sorgenvoll den Kopf. „Vorbereitet wird etwas, Prag ist voller Leute mit verdächtigen Mienen, man sagt, Thurn und die andern utraquistischen Herren haben sie von ihren Gütern hereinkommen lassen. Andererseits hat auch die kaiserliche Mannschaft ihre strengen Befehle! Kommt es zum Ausbruch, so geschieht es von beiden Theilen mit gut gerüsteter Kraft. Genug, ich besorge einen harten Zusammenstoß!“

In diesem Augenblicke dröhnte ein so schwerer Donnerschlag, daß die Fensterscheiben zitterten.

Es entstand eine betroffene Stille.

„Laßt uns fort, ihr Herren, wir werden kaum noch das Haus erreichen!“ brach sie Borbonius, und schritt eilig hinaus. Die Andern folgten.

Wenige Minuten später rauschte ein schwerer Gewitterregen nieder. Schweflige Blitze kreuzten die Lüfte. Doch es drohte ein schwereres Gewitter auf Prag, auf Böhmen herab als das, dessen Donner jetzt über die Stadt hinrollten.

Elftes Capitel.

Der Nachregen des Gewitters hatte noch nicht aufgehört, als, kurz vor Sonnenuntergang, sich dem Reichsthore von Prag ein mit zwei Pferden bespannter, mit Geräthen schwer beladener Wagen langsam näherte, auf dem zugleich eine weibliche, dicht im Regenmantel eingehüllte Gestalt, mit einem Tuche über dem Kopfe, neben einem etwa sechzehnjährigen Knaben im braunen Wollkittel und breiten Filzhut saß, der die Zügel führte. Neben dem Wagen ritten zwei Männer, gleichfalls gegen den noch ziemlich stark strömenden Regen dicht in Mäntel gehüllt. Es waren Wolodna, Xaver und Therese, welche diese Wandergruppe bildeten. Sie hatten mit ihrer beweglichen besten Habe die Heimat verlassen und zogen, auf Thurn's Aufforderung, jetzt zu diesem, einstweilen nach Prag.

„Nun wären wir denn in Prag", sprach Wolodna, als sie das enge dunkle Festungsthor hinter sich hatten und in die Straße einritten, wo zunächst, ihnen zur Rechten, das Strahow'sche Prämonstratenserkloster lag, das mit seinen alterthümlichen Thürmen und Giebeln ernst emporstieg. „Du wirst bald staunen über die Stadt, Therese, und du auch, Xaver", fuhr er fort, „wartet nur noch einige Minuten."

„Von weitem dünkte sie mich wol sehr stattlich und prächtig“, antwortete Therese, „zumal als die Sonne noch schien und die herrliche Kirche da drüben beleuchtete mit ihrem wundervollen Thurme; aber jetzt, das düstre lange Thor, diese enge Straße, die seltsamen Klostergebäude, dazu der graue Regenhimmel, das Alles bedrückt mich und gibt mir ein Gefühl düstrer Schauer und Ahnungen, wie ich es noch niemals gehabt.“

„Wahrlich“, rief Xaver, „auch mir wird die Brust ganz enge in diesen Steinmassen. Acht Tage bei so grauem Wetter hier zugebracht, und ich würde glauben, ich sei schon begraben!“

„Hm!“ sagte Wolodna, „die Stadt wird dir wol noch anders erscheinen! Zumal wenn die Sonne noch einmal durchbricht vor dem Untergehen, wie ich fast glaube, da das Gewölk hinter uns sich schon theilt und einen leicht vergoldeten Saum zeigt. Dabei wandte er sich halb im Sattel herum und deutete mit der Hand rückwärts.

Sie ritten noch einige Minuten die Straße hinab, die sich etwas bergab senkte; da öffnete sie sich und ein weiter freier Raum lag vor ihnen; links ein prachtvolles Schloß und eine herrliche gothische Kirche mit hoch in die Lüfte ragendem Thurme. „Das ist der Hradschin, der erzbischöfliche Palast, und die Schloßkirche“, sagte Wolodna.

Therese, die bis dahin tief eingehüllt vor sich niedergeblickt hatte, erhob jetzt das Auge und rief: „Welche Prachtgebäude!“

Auch Xaver, der Prag noch nie betreten hatte, sah bewundernd nach beiden Seiten. Zur Linken die stolzen Gebäude des Hradschin, zur Rechten den ansteigenden Lorenzoberg mit einer Kapelle und einem Kirchlein geschmückt und von der zackigen Festungsmauer mit ihren Thürmen umkränzt.

„Ihr sollt den Anblick noch schöner haben", sagte Wolodna. „Laß uns einen Augenblick absitzen, Xaver; der Bube wird die Pferde halten, während wir mit Theresen dort nach dem Hradschin hinaufgehen!" Er schwang sich vom Sattel, streifte die Zügel des Pferdes über dessen Kopf und warf sie dem Wagenführer zu. Xaver that ein Gleiches, und Beide halfen Theresen vom Wagen. Während sie über den Platz zu ihrer Linken und gerade auf das Schloß zuschritten, hellte sich das Gewölk im Westen völlig auf und die Sonnenstrahlen brachen durch. Jetzt hatten sie einen Höhepunkt dicht an einer kleinen steinernen Brüstung, am Abhange gegen die Stadt zu, erreicht und die mächtigen Thürme derselben, jenseit der in rauschender Pracht dahinströmenden Moldau, lagen wie ein steinerner Wald zu ihren Füßen. In diesem Augenblick trat die Abendsonne in voller Klarheit zwischen dem Regengewölk hervor und ergoß ihren purpurnen Lichtstrom über Stadt und Landschaft. Die Zinnen des Schlosses auf dem Hradschin, der zackige Thurm der Schloßkirche, glühten, wie von einer Feuersbrunst geröthet, auf dem grau bewölkten Himmel; die Thürme der Altstadt leuchteten an den Spitzen, während ihr unterer Theil in dunkelblaue Schatten gehüllt blieb. Der Strom, den halb düstern, halb gerötheten Himmel zurückspiegelnd, rollte abwechselnd in finstern und in rosig blinkenden Wellen, und die mächtige Steinbrücke wölbte ihre schwarzen Bogen schwer darüber hin. Die Höhen um die Stadt an beiden Ufern des Flusses schimmerten im hellen Frühlingsgrün; jenseits, hoch über die Altstadt hinaus, ragte die zweite Veste, welche dieselbe deckt, der Ursitz der böhmischen Herrscher, von der Stammfürstin Libussa gegründet, der Wisherad, über die im grauen Duft sich verlierenden Häuser empor!"

„Wie prächtig“, rief Therese aus, „und doch wie schauerlich! Wie werden wir uns unter den Tausenden von Ungekannten in den dunkeln Straßen verlieren!“ setzte sie halbseufzend hinzu.

„Hier wohnt viel Kummer und Sorge dicht neben vielen Freuden und Hoffnungen!“ sagte Wolodna; „wir werden die Zahl der Frohen freilich nicht vermehren!“

Xaver blickte düster vor sich hin und legte den Arm sanft um Theresens Schulter. „In dieser Stadt können schwere Dinge geschehen“, sagte er, „vielleicht auch freudige! Dunkel ist die Zukunft!“

Alle schwiegen; ihre Gedanken verloren sich in dem erhabenen Schauspiel vor ihnen.

„Hier unter uns, neben dem kleinen Garten“, unterbrach Wolodna die Stille, „liegt der Palast des Grafen Thurn. Dort links, seitwärts von der Kirche hier, ragen die Giebel hervor.“

„Und wessen ist das stattliche Schloß gleich links daneben? Wißt Ihr das, Vater?“ fragte Xaver.

„Ich glaube, es gehört dem Grafen Albrecht von Waldstein.“

„Ein Meer von Häusern und Dörfern, und ein Wald von Thurmspitzen! Doch keine der Kirchen dort unten kommt dieser gleich!“ sagte die staunende Therese.

„Der Schloßkirche, meinst du“, entgegnete Wolodna. „Ja, es ist ein wunderbares Gebäude, dieser Dom! Doch zählt Prag viele großartige Kirchen. Siehst du jene dort mit den vielzackigen Doppelthürmen?“

„Wo jeder Thurm wieder mit kleinen Thürmchen besetzt ist?“ fragte Therese.

„Richtig, das ist die Theinkirche, die reichste von allen. Im Giebel ist das Brustbild des großen Königs Georg

Podiebrad aufgestellt, und oberhalb das Sinnbild unsers Glaubens, der Kelch. O, die Jesuiten haben schon lange dagegen gearbeitet, und möchten gern sowol das Bild des edlen, freigesinnten Königs fortschaffen als den Kelch, um irgend einen Heiligen oder die heilige Jungfrau an die Stelle zu setzen. Doch noch beschützen unsere Glaubensschirmer, was unsere Väter angeordnet haben." *)

„Zu welcher Kirche gehört der Thurm links, nahe der Theinkirche?" fragte Therese abermals.

„Der große? Er gehört zu gar keiner Kirche; es ist der Rathhausthurm", belehrte Wolodna. „Der kleine gehört zu der Kirche St.-Nikolas. Dort liegt der Markt der Altstadt, der Altstädter Ring."

Therese schaute unverwandt nach der Gegend hin. „Welch ein blutiger Dunst dort aufsteigt", sagte sie nach einigen Augenblicken halb vor sich hin in dem Anschauen verloren.

„Das sind die Regendünste, die die sinkende Sonne röthlich färbt", bemerkte Wolodna gleichgültig. Therese antwortete nicht; ihr Blick war unbeweglich auf die Gegend geheftet. Auch Xaver stand stumm und ließ sein schwarzes, feuriges Auge hin- und herschweifen über die Stadt; in seiner Brust wogten dunkle Gedanken, einem bewegten Meere gleich, auf und nieder.

„Seht Ihr nicht auch den Regenbogen?" rief Therese. „Zwei sogar, sie kreuzen sich! Eben dort!"

„Wo eben dort?" fragte ihr Vater.

„Nun dort, wo der blutige Rauch aufsteigt, über dem Markte!"

„Ich sehe nichts von Regenbogen, Kind, und niemals im Leben sah ich Regenbogen, die sich kreuzen."

---

*) Jetzt nicht mehr.

Therese antwortete nicht; sie hielt die Hand über das Auge und war in gefesseltes Hinstarren verloren. Sie schauerte zusammen, zitterte.

„Was ist dir Kind“, fragte Wolodna verwundert. „Friert dich?“

„Ja“, antwortete sie und hüllte sich dichter in den Regenmantel.

„Laßt uns eilen, Vater Wolodna“, drängte Xaver. „Es wird dunkel bevor wir die Herberge erreichen, und wir müssen uns dann noch beim Grafen Thurn melden; er erwartet uns ja noch heut.“

„Du hast Recht“, erwiderte Wolodna. Sie gingen; bald erreichten sie ihr Fuhrwerk wieder, und setzten nun den Weg vom Hradschin nach der Moldaubrücke hinunter fort, um die in der Altstadt belegene Herberge aufzusuchen, welche ihnen als Versammlungsort derjenigen ihrer Glaubensgenossen bezeichnet war, die auf Thurn's und seiner Freunde Anordnung in diesen Tagen nach Prag kamen, um ihre Unternehmungen zu unterstützen.

Diese zahlreichen, streitbaren Männer gelangten unter allerlei Verkappungen, als Kaufleute, Pilger, Viehtreiber, und in andern Gestalten nach Prag. Seit mehreren Tagen schon hatten sie sich an vielen verschiedenen Orten in der Stadt eingefunden, um sich allmälig, und möglichst unbemerkt zu einer starken Schar zu versammeln. Auch Xaver und Wolodna waren zu diesem Zweck hierher beschieden. Thurn, der gerade in diesen schwer Geprüften und Bedrückten die Zuverlässigsten für seine Zwecke fand, hatte ihnen seinen vollen Schutz auch für die Zukunft zugesagt, indem er ihnen einen Wohnsitz auf seinen eigenen Gütern Wellisch und Windritzsch sicherte, wenn sie sich dort niederlassen wollten.

Um den Wagen, der Alles enthielt, was sie von ihrer beweglichen Habe hatten fortschaffen können, und Theresen zuvörderst in der Herberge unterzubringen, nahmen die Wandernden ihren Weg zuerst nach der Altstadt; die Männer wollten dann sogleich wieder zurück nach der Kleinseite, wo des Grafen Thurn Palast am Fuße des Hradschin lag.

Der Anblick Prags wurde, je tiefer sie in die Stadt hinab kamen und sich der Moldaubrücke näherten, immer düsterer und erhöhte die unheimlichen Schauer, welche Theresen durchzitterten. Die schweren, dunkeln Häuser, die in den grauen Abendhimmel emporragenden Thürme, welche in der Dämmerung unabsehbar hoch schienen, die ihr ganz ungewohnte Enge der Straßen, erfüllten sie mit einem bedrückenden Gefühl.

Der Weg führte jetzt durch das Thor des Brückenthurms an der Kleinseite; es herrschte tiefe Dämmerung, als sie die Moldaubrücke betraten. Damals war diese weder durch das Standbild des heiligen Nepomuk, noch durch die der andern Heiligen geziert; erst die spätern, ausschließlich katholischen Zeiten Böhmens richteten diese Bildsäulen auf. Das steinerne Geländer lief in langer, ununterbrochener Linie hin, wodurch die Brücke den Strom noch schwerer zu drücken schien. Nur an ihrem jenseitigen Ende, etwa auf dem letzten Viertel desselben, erhob sich ein Crucifix, und ihm gegenüber stand auf einem der Pfeiler, mit einem Eisengitter umgeben, der Marterpfahl, wo Hinrichtungen und andere schwere Strafen vollzogen wurden.

Wolodna gab Xaver und Theresen Auskunft über diese Gegenstände und erklärte ihnen Alles sonst was in der tiefen Dämmerung noch erkennbar war.

Der ganze Himmel vor ihnen deckte sich mit dem schwarzen Gewölk des abziehenden Gewitters; nur im Westen hinter

ihnen glühte unter den schweren Wolkenmassen das Abendroth der schon versunkenen Sonne nach und umbrannte den Horizont mit düstrem Feuerschein. Die gedämpfte Widerspiegelung desselben zeigte sich vor den Reisenden, im Osten, sodaß die Thürme der Altstadt sich mit dem unteren Rumpf scharf darauf abzeichneten, während ihre Spitzen und Zinnen auf dem dunkeln Wolkenhintergrunde ins Unbestimmte verschwanden. Der Strom rauschte, die Lichtblicke des Abends in mattem Purpurglanz zurückwerfend, unter der Brücke hin.

„Schaut einmal rückwärts“, sagte Wolodna. „Das sieht aus als ob der Hradschin im Feuer stehe!“

„Ach!“ rief Therese, indem sie sich umwandte; ihr Auge hing gefesselt an dem schauerlich prachtvollen Anblick. Xaver ließ den Wagen anhalten.

„Wir können ja zu Fuß vollends hineingehen“, sagte Wolodna, und saß ab. Xaver that Dasselbe und half Theresen vom Wagen. „Du magst die Pferde mitnehmen“, rief er dem Knaben zu und gab ihm die Zügel.

Schweigend stand Therese, von der Gewalt ihrer Gefühle im Tiefsten erregt, auf der Brücke, und konnte die Augen nicht abwenden von dem mit seinen Palästen, Mauerzinnen und Thürmen und dem zackigen Thurm der Schloßkirche auf dem Feuergrunde des Abendhimmels sich abzeichnenden Hradschin. Auch hier ragten die höchsten Zinnen in das schwarze Gewölk hinein, als ob eine Rauchmasse, die aus dem Glutmeer aufsteige, sie umhülle. Die gewaltigen Mauern und Gebäude malten sich tief dunkel auf dem leuchtenden Hintergrunde. Nur die Fenster blinkten in mattem Purpur, da sich der rosige Widerschein, welcher im Osten über der Altstadt lag, darin spiegelte. Alle Drei standen

schweigend. „Seht dort“, begann Wolodna endlich, „jenes Fenster, aus dem das Abendroth so feurig zurückflammt, während die andern alle nur in mattem Schimmer glänzen; es gehört zu dem Saale, wo die Statthalter ihre Sitzungen halten.“

„Welches?“ fragte Xaver. „Das in dem viereckigen Gebäude, welches aus dem längern Flügel hervorspringt. In diesem liegt der Huldigungssaal, wo im verwichenen Jahre die Stände dem Erzherzog Ferdinand als erwählten böhmischen Könige den Eid geleistet haben. Die lange Reihe der großen Fenster gehört dazu. Doch der Berathungssaal der Statthalter ist in dem Vorsprung. Die zackige Pyramide des Schloßthurms“, fuhr er fort, „steigt gerade dahinter auf, und dicht daneben, rechts, das ist der Spitzthurm von St.-Thomas.“

„Das Gebäude, in welchem die drei viereckigen Fenster übereinander liegen?“ fragte Xaver.

„Richtig; das obere gehört zu dem Saal!“

„Die Statthalter!“ sagte Xaver mit finsterer Miene. „Also dort sitzen sie und schauen weit über Stadt und Land hinweg, wohin ihr Spruch den Segen oder den Fluch trägt! Es ist seltsam, daß gerade dieses Fenster so in Feuer glüht, während die andern alle nur blaßroth schimmern. Sie können ja auch nicht anders, da die Glut des Abends hinter den Gebäuden brennt, und sich von drüben nur der matte Abglanz zurückspiegelt. Sollte der Saal innerhalb erleuchtet sein?“

„O nein!“ versetzte Wolodna, „um diese Stunde werden schwerlich Geschäfte abgethan; auch müßten dann die andern Fenster zur Seite des Gebäudes erhellt sein. Es ist doch nur der Widerschein einer Stelle am Osthimmel.“

Therese hatte während dieses Gesprächs geschwiegen,

aber ihre Blicke nicht von dem Fenster verwandt. Die ganze Gewalt innerer Erregungen ergriff sie, und wogte in ihrer Brust. „Wie ein glühendes Drachenauge schaut das Fenster über Stadt und Land, als wolle es Blut und Feuer aussprühen!“ rief sie seltsam schauernd. „Sehet da! Die Finsterniß lagert sich rings über Dächer und Thürme; nur aus dem Fenster flammen Blitze wie aus einer Wetterwolke! Horcht! Wie es donnert!“ sagte sie schauerlich und lauschte auf.

Wirklich tönte ein dumpfer, ferner Donner des abziehenden Nachgewitters, der sich leise murmelnd in den Bergen verlor.

„Meine Therese, was hast du?“ fragte Xaver, der sie zittern fühlte.

„Seht! Es glüht wie der offene Schlund eines Vulkans!“ rief sie von einer unerklärlichen Aufwallung ihres ganzen Innern erschüttert, und zeigte nach dem Fenster hinüber. „Das ist das Flammenthor der Hölle, aus dem die bösen Geister in die Welt ziehen!“

„Komm, liebe Therese, wir haben Eile!“ unterbrach Wolodna sanft ihr düsteres Hinstarren, und zog sie halb mit Gewalt vorwärts.

Indem sie gegen die Altstadt zuschritten, trat der unlängst aufgegangene purpurrothe Mond zwischen den Häusergiebeln aus graulichem Gewölk hervor und schwebte mitten unter dem Thor des innern Brückenthurms!

Therese bebte; es graute ihr, durch die unheimliche Thorwölbung zu schreiten.

„Da sehen wir's nun, wovon das Fenster so glüht“, sagte Wolodna trocken, „es war der roth aufgehende Mond, der sich darin spiegelte.“

„Blutig!“ sagte Therese. „Er hängt wie ein blutiges Haupt an dem schwarzen Thurm!“

„Nur weiter, weiter“, drängte Wolodna die zögernd Widerstrebende. Sie schritten eilig vorwärts; Therese von Xaver's Arm fortgezogen, im Innern von einem kalten Grauen geschüttelt.

Waren es Ahnungen, waren es Offenbarungen, die halb enthüllt vor ihrer Seele schwebten?

Zwölftes Capitel.

Durch ein Gewebe enger, gewundener Straßen erreichten sie die Herberge, vor der schon der Wagen und die Reitpferde standen. Sobald sie eine Stätte für die Nacht gefunden, Pferde und Wagen untergebracht hatten, eilten Xaver und Wolodna, Theresen allein zurücklassend, nach dem Palast des Grafen Thurn. Es war ein ansehnliches, finstres Gebäude, in einer Straße, hart am Fuße des Hradschin. Das Thor war geschlossen, ein schwerer eiserner Klopfer befand sich an der Pforte. Wolodna pochte damit. Alsbald öffnete sich ein kleines Fenster in dem Thorflügel, und durch die, überdies noch zum Schutz mit Eisenstäben kreuzweis vergitterte Oeffnung fragte eine rauhe Stimme: „Wer da?“

„Wir sind herbeschieden“, antwortete Wolodna und nannte sich und Xaver.

„Wartet ein wenig“, erwiderte der Pförtner, und das Fenster schloß sich wieder. Nach wenigen Minuten klirrten Riegel, und eine engere Pforte in dem großen Thorflügel öffnete sich, um die Männer einzulassen. In der gewölbten Hausflur brannte eine Ampel. „Folgt mir“, sagte der

Thorhüter, nachdem er die Pforte wieder fest verschlossen hatte, „der Herr Graf will euch selbst sprechen." Sie durchschritten die Hausflur und traten in den geräumigen Hof. Hier sahen sie beim Schimmer einiger Laternen an den verschiedenen Eingängen des Hofes und bei dem unsichern, flackernden Schein eines inmitten des Hofraums lodernden Feuers eine ansehnliche Zahl von Männern beisammen. Einige lagen auf ausgebreitetem Stroh und schliefen, Andere putzten Waffen, noch Andere waren um das Feuer gelagert, auf dem ein großer Kessel in vollem Sieden stand.

Sie schritten mitten durch diese kriegerischen Gruppen hindurch, ohne sonderlich beachtet zu werden. Jenseit des Hofs traten sie in eine enge Pforte und stiegen eine schmale, um einen Pfeiler gewundene Steintreppe hinan. Droben fanden sie einen Diener, dem ihr Führer zurief: „Das sind sie, Johannes, führe sie zu dem Herrn Grafen." Der Angeredete öffnete die Thür, ging voran durch mehrere Zimmer und hieß sie in dem letzten, in welchem auf einem Marmortisch ein Armleuchter mit zwei brennenden Kerzen stand, warten. Der Führer ging allein weiter in das anstoßende Gemach; bald kehrte er zurück, hielt die Thür offen und hieß Xaver und Wolodna eintreten.

Hier fanden sie den Grafen, in Gesellschaft mehrerer anderer Herren und Ritter, etwa zehn oder zwölf, die um eine lange Tafel saßen. Schriftstücke lagen ausgebreitet auf derselben. An den Wänden lehnten abgeschnallte Degen; einige Helme, auf Nebentischen und Sesseln, zeigten, daß auch mehrere Kriegsmänner unter den Berathenden seien. An der langen Seite der Tafel, in der Mitte, gerade der Thür gegenüber, saß der Graf. Er stand auf, als Wolodna und Xaver eintraten. „Da seid ihr ja, wackere Männer", rief er ihnen mit herzlichem Ton entgegen. „Tre-

tet näher! Eure Hand, Vater Wolodna, Eure Hand, Nechodom!“

Mit diesem ehrenden Gruß lud er sie ein, bis zur Tafel hinzutreten, und reichte ihnen freundlich seine Rechte hinüber. „Ihr seid pünktlich und kommt uns gerade zur rechten Stunde. Auf diese Beiden dürfen wir uns verlassen“, wandte er sich zu den Versammelten. „Sie werden uns Dienste leisten, morgen, wenn es Noth thun sollte. Es ist mir sehr lieb, daß sie gerade zu unserm Beschluß eingetroffen sind. Wollet Ihr nun so gut sein und die Vorlesung des Protokolls noch einmal beginnen! Herr Martin Frühwein?“ sagte er zu einem Herrn, der am untern Ende der Tafel saß. Dieser stand auf, nahm ein großes Blatt in die Hand und las:

„Die am Schluß dieser Schrift Unterzeichneten haben in reifliche Erwägung gezogen, was sie auf den abschläglichen Bescheid zu thun gedenken, der von Sr. kaiserlichen Majestät auf ihr dringendes Gesuch um Abstellung der argen Misbräuche und Verfolgungen, mit denen sie und die Anhänger ihres Glaubens heimgesucht werden, ertheilt ist. Sie sind der festen Ueberzeugung, daß Se. kaiserliche Majestät durch treulose und hinterlistige Diener in dieser Angelegenheit gemisbraucht und gröblich getäuscht werden. Daher sind sie fest entschlossen, dieselben zur Rechenschaft zu ziehen, und verpflichten sich demgemäß gegenseitig, morgen früh um die neunte Stunde, wenn die Statthalter, die im Namen Sr. kaiserlichen Majestät das Königreich Böhmen verwalten, auf dem Schlosse versammelt sind, sich sämmtlich dorthin zu begeben — wie denselben schon angesagt ist — um von Mund zu Mund Auskunft von ihnen zu fordern, wie es geschehen konnte, daß so gerechte und dringende Beschwerden nicht nur keine Abhülfe gefunden haben, son-

dern schnöde, und sogar mit Drohungen zurückgewiesen sind. Sie verpflichten sich gegeneinander, unter keinerlei Vorwand, und was auch ihre anderweitigen ständischen Genossen thun mögen, von diesem Beschluß zurückzutreten. Sie verpflichten sich ferner auf ihr ritterliches Wort, auf ihren ständischen Eid und auf ihren heiligen Beruf als Defensoren der böhmischen Dissidenten, die Sache derselben auf jegliche Art in Schutz zu nehmen, sodaß sie auch bei diesem Act mit dem ganzen Nachdruck ihrer Kraft und Macht verfahren, und nöthigenfalls Leib und Leben einsetzen wollen, um ihre Rechte und die ihrer Glaubensgenossen zu vertheidigen. So geschehen am zweiundzwanzigsten Mai des Jahres unseres Herrn eintausend sechshundert und achtzehn."

„Meinen Namen sollt Ihr zuerst haben!" rief Graf Thurn, stand lebhaft auf, ließ sich das Blatt herüber reichen und unterzeichnete es auf der Stelle, indem er dabei laut sprach: „Heinrich Mathias, Graf von Thurn! — Ich bin kein Böhme", setzte er hinzu, „aber ich habe ein Herz für Böhmen!" damit reichte er zugleich das Blatt weiter an seinen Nachbar. „Folgt Ihr zunächst meinem Beispiele, Colon von Fels, wir müssen als Feldherren auch hier die Ersten sein. Es könnte ein Kampf werden, härter als manche Schlacht."

Der Angeredete, ein hoher Mann in kriegerischer Tracht, unterzeichnete sofort. So ging das Blatt von Hand zu Hand am Tisch herum. Diejenigen, welche unterzeichnet hatten, standen danach auf und zerstreuten sich im Saale, in einzelnen Gruppen zueinander tretend. Der Graf sprach während dessen freundlich mit Wolodna und Xaver von ihren Verhältnissen, ihrer Auswanderung, und erneuerte die Versicherung, daß er für ihre gegenwärtige und künftige

Lage getreulich sorgen werde. Er führte auch einige der anwesenden vornehmen Herren zu ihnen und schilderte diesen mit Eifer die Vorgänge, welche die Auswanderung dieser beiden Männer veranlaßt hatten."

„Auf Männer, die das erdulden mußten", sagte er zu einem bejahrten Herrn im schwarzen, goldgestickten Sammetkleid, „können wir zählen, das werdet Ihr zugeben, Budowa! Das ist eine Bürgschaft, die selbst ein so strenger Jurist wie Ihr nicht abweisen wird!"

Xaver fühlte sich von ehrfurchtsvollem Staunen durchdrungen, da er aus dem genannten Namen ersah, daß es der Mann sei, den sein Vater so hoch verehrte, und dem alle Utraquisten so Großes verdankten.

„Der Sohn", fuhr Thurn fort, und schlug Xaver männlich auf die Schulter, „wird es nicht vergessen, daß sein Vater mit Hunden in die Messe gehetzt ward! Vater Caplicz", wandte er sich einem würdigen Greise mit silberhaarigem Haupt zu, „der Vater dieses jungen Mannes, ein Greis in Euren Jahren, hauchte sein Leben aus, unter den Bissen einer wilden Meute! Es war grauenvoll! Allein", hier legte er wieder die Hand auf Xaver's Schulter, „der Tag der Vergeltung bleibt nicht aus, mein wackrer Nechodom! Die Hülfe ist vielleicht näher als Ihr meint!"

Inzwischen hatten Alle unterschrieben, und Einige der Anwesenden bereits ihre Degen umgeschnallt, Andere die Hüte oder Baretts genommen; sie schickten sich sämmtlich an den Saal zu verlassen.

„Nicht gleichzeitig, einzeln, Ihr Herren", erinnerte Thurn; „ich weiß, sie haben Verdacht und belauern jeden unserer Schritte. Heute, lieben Freunde, noch geheim, im Dunkeln, vereinzelt; morgen öffentlich,

am lichten Tag, Alle zugleich, und Alle für Einen!"

So trennte sich die Versammlung. Xaver und Wolodna blieben allein zurück. Der Graf hatte es ihnen also geheißen. „Freunde", redete er sie an, als der Saal leer war, „ich vermuthe, wir werden morgen einen heißen Tag haben, dem vielleicht noch heißere folgen. Aber durch heiße Tage reifen die goldenen Früchte des Feldes! Um sie zu ernten, baue ich auf euch Beide, als verständige und entschlossene Männer, mit. Ihr wißt noch nicht ganz, was dieser Auftritt hier bedeutet. Ich darf's euch anvertrauen. Setzt euch, Freunde!" Er that es selbst und winkte ihnen, die Sessel ihm gegenüber einzunehmen. Dann begann er im vertraulichen Tone: „Auf unser gemeinsames, dringendes Bittschreiben, von dem ich euch schon zu Klostergrab sagte, ist die Antwort aus Wien eingelaufen. Nicht aber an uns, eure Glaubensdefensoren, wie sich's gebührt hätte, sondern an unsere Bedrücker, die Statthalter. Diese Hinterlistigen aber, wir wissen es sicher, haben den Bescheid selbst geschmiedet und ihn dem Kaiser nur zur Unterschrift vorgelegt, ihn mit Lug und Trug hinters Licht geführt, daß er alle Dinge falsch sieht. Deshalb wollen wir sie morgen auf dem Kanzleisaal zur Rechenschaft ziehen. Die Mehrzahl der Statthalter selbst ist auf unserer Seite; es werden daher Viele gar nicht in der Sitzung erscheinen. Sie können als Diener des Kaisers nicht offen für uns auftreten, aber sie werden ebenso wenig hindern, was wir thun. Und zu einer Entscheidung muß es kommen!"

„Gebe es Gott zu einer guten, sie thäte uns Noth", sprach Wolodna.

„Was wir dazu vermögen", sagte Xaver, „soll gewiß redlich geschehen, Herr Graf!"

„Das glaub' ich euch", erwiderte Thurn, und schüttelte Beiden die Hand. Dann fuhr er fort: „In Frieden sind die Zustände nicht länger zu halten. Sollen wir den Druck, solche Gräuel wie Ihr erfahren, in alle Ewigkeit fort erdulden? Uns immer nur mit geschmeidigen Worten nähern, wenn sie uns mit Feuer und Schwert verfolgen? Im Guten gibt man uns unser Recht nimmermehr! Heute wird ein Weniges bewilligt, zum Schein, um das Aeußerste zu meiden, und morgen, wenn sie nicht mehr in Furcht sind, wird das Bewilligte zurückgenommen oder vergessen. So war es mit dem Majestätsbrief des Kaisers Rudolf. Damals glaubten wir, nunmehr sei unsere Sache geschützt auf immer! Doch ihr seht, wie es damit ergeht! Sie zerren und deuteln daran, bis kein Buchstabe mehr bleibt! Glaubt mir, wir werden nichts Gesichertes erhalten, was wir uns nicht erkämpfen! Stark genug sind wir; wir sind die Stärkeren sogar, allein wir müssen einig sein!"

„Das müssen wir!" rief Xaver feurig.

„Dazu helfe Gott", setzte Wolodna hinzu.

„Die Hülfe Gottes wird uns nicht fehlen", fuhr der Graf fort, „wenn unsere eigene entschlossene That uns hilft. Aber man muß vorangehen mit muthigem Beispiel. Das will ich, dazu haben wir uns hier verpflichtet, und dazu seid auch ihr die Männer. Es sind der Zögernden, der Furchtsamen noch zu Viele, die immer erst morgen möchten, nur nicht heute! Diese müssen wir zwingen, mit uns zu gehen. Es muß etwas geschehen, was die Zaghaften nicht mehr zurücktreten läßt. Ein kühner Schlag, der die weitläufigen hinterlistigen Unterhandlungen ferner unmöglich macht! Dann ist der Damm durchbrochen, und der Strom stürzt nach. Alle, die gezaudert haben, müssen mit uns

sein, und dann sind wir stark genug uns selbst zu geben, was uns zukommt."

Thurn glühte; das Blut italienischer Abstammung rollte in seinen Adern. „Wollt ihr mir morgen folgen, wohin ich auch gehe?" fragte er aufstehend, und hielt das blitzende Auge gespannt auf die beiden Männer. „Ihr wißt, ich habe nicht gezaudert, als es galt euch zu beschützen!" fuhr er fort, da Wolodna zu stutzen schien. „Ich sprengte allein mitten in den Schwarm der Wüthenden und mein Kopf war leicht zu haben, denn ihr und meine anderen Hülfsgenossen, ihr waret weit hinter mir. So werdet auch ihr mich jetzt nicht im Stich lassen, wenn mir eure Hülfe nöthig wird!"

„Ich nicht, bei meines Vaters heiligem Blut!" rief Xaver, und sein schwarzes Auge warf Blitze. „Ich nicht!"

„Ich auch nicht", sprach Wolodna stark und mit festem Entschluß. „Wohin Euer Fuß tritt, trete ich auch. Ihr waret einst mein Feldherr, Herr Graf, ich folgte als Soldat, wohin Ihr mich führtet. In Gottes Namen denn jetzo auch!"

„Gut denn! So achtet auf meine Wege! Und wenn ich das Schwert ziehe, aber früher nicht, dann vorwärts! Wenn nur drei Männer in den Feind einfallen, dann folgen ihnen Tausende. Ein Funke muß zünden, dann fliegt die Pulvermine auf! Ich zähle also auf euch, falls es nothwendig werden sollte!" Er hielt ihnen beide Hände zum Einschlagen hin.

„In Leben und Tod!" rief Xaver und faßte die Rechte des Grafen.

„In Leben und Tod!" wiederholte Wolodna und schlug gleichfalls ein.

„So sind wir einig!" sagte der Graf, ihre Hände

herzlich schüttelnd. „Morgen um 8 Uhr früh seid pünktlich hier; da sollt ihr Weiteres hören. Ihr kommt gewaffnet; aber nicht zu auffällig; meinethalben den Dolch im Gürtel, ein Schwert, oder je nachdem es bei euch Sitte ist, den polnischen Säbel an der Seite. Es muß nicht scheinen, daß ihr's mit Absicht thut, nur aus Gewohnheit, zum Schmuck, wie wir Ritter das Schwert tragen. Doch nichts von Feuergewehr, Harnisch, Helm. Das Alles soll uns zur rechten Zeit nicht fehlen. Zuvor aber nichts, was auffällt! Wenn Andere, die mehr dazu verpflichtet sind, so Wort halten, wie sie bis jetzt versprochen, bedarf es eures Arms jetzt vielleicht gar nicht. Später aber gewiß! Nun gute Nacht! Morgen zur rechten Zeit." Thurn entließ sie mit nochmaligem herzlichen Händedruck.

Indem sie der Thür zuschritten, öffnete sie sich, und ein großer, hagerer Mann, in einen schwarzen Kriegsmantel gehüllt, trat ein; sein Auge blitzte finster unter den hochgezogenen buschigen Brauen hervor. Er warf einen flüchtigen, aber scharfen Blick auf die ihm Entgegenkommenden und schritt dann rasch, ohne sie weiter zu beachten, an ihnen vorüber. Xaver, der Letzte, der hinausging, sah sich noch, indem die Thür sich hinter ihm schloß, staunend nach ihm um. Der Fremde hatte einen seltsamen Eindruck überwiegender Geistesgewalt auf ihn gemacht!

Dreizehntes Capitel.

„Ihr hier, Wallenstein? Kommt Ihr aus Ungarn oder Venedig? Und zu dieser Stunde in meinem Hause?“ rief Thurn überrascht, als er den Eintretenden erkannte, und seine Mienen drückten eine gleiche, unruhvolle Verwunderung aus wie seine Worte, — — „Ihr kommt ....“

„Zu spät, besorge ich“, unterbrach ihn der Graf Albrecht Wallenstein, „zu spät, um Euch zu warnen, Thurn!“ Der Graf schwieg verwundert. „Ihr seid erstaunt, daß ich so ohne weiteres hier Eingang gefunden? Das ist einfach. Euer Portier war früher in meinen Diensten und, ich kenne Euer Losungswort!“

„Ihr Graf Wallenstein?“ erwiderte Thurn rasch und sichtlich bestürzt.

„Besorgt nichts, Graf Thurn! Wir sind alte Kriegskameraden und Nachbarn hier in Prag. Ich werde Euch, wenn es sein muß, mit offener Waffe angreifen, aber Verrath ist nicht mein Handwerk!“

„Wollt Ihr Euch nicht setzen, Graf?“ fragte Thurn und suchte eine leichtere Fassung zu gewinnen.

„Wie's Euch beliebt“, antwortete Wallenstein. Er setzte sich, Thurn gleichfalls.

„Ich will Euch“, begann er mit dem ruhigen Ton völliger Sicherheit seiner selbst, „nur ein paar Worte sagen, aus alter Freundschaft. Euer Handel kann übel gerathen! Ihr wißt, in Glaubenssachen denke ich frei. Nicht die Jesuiten sind es, die aus mir sprechen. Aber, Ihr seid auf dem Punkt, Böhmen in einen Krieg zu stürzen!“

„Wer sagt Euch das?“ fiel Thurn lebhaft ein. „Gerade hoffe ich den Krieg zu vermeiden, zu dem es kommen müßte, wenn man wie bisher ....“

„Davon überredet wen Ihr wollt, Thurn, nicht mich. Ihr fragt mich, wer mir sagt, daß Ihr den Krieg entzündet? Ich sage mir's; und ich verstehe mich etwas auf solche Sachen. Allein bedenkt es wohl! Ihr beginnt einen Krieg, dessen Anfang Ihr wohl kennt, nicht aber das Ende. Sollen sich unsere Städte untereinander mit Feuer und Schwert anfallen? Der Bürger den Bürger erwürgen? Haben wir nicht schon genug des Elends und der Zwietracht im Lande gehabt, seit Procopius und Ziska? Sind die Passauer Händel nicht Euch selbst noch frisch genug im Gedächtniß? Sollen diese Gräuel sich erneuern? Ihr seid kein Böhme, Thurn“, fuhr er ruhiger fort, „aber Ihr habt Besitzthümer bei uns. Euch richtet der Krieg zu Grunde, so gut wie alle Anderen auch. Wollt Ihr ...“

„Jetzt verstehe ich Euch, Wallenstein“, unterbrach ihn Thurn, und nahm, um seine Stimmung zu verbergen, eine halb scherzende Wendung. „Ihr müßt freilich den Krieg in Böhmen scheuen, da es Euch zur Hälfte gehört —.“

„Gemach, Graf Thurn, ich nehme die andere Hälfte lieber!“ antwortete Wallenstein eben so, fuhr aber sogleich in seiner ernsten Ruhe fort: „doch wer verliert was er hat, ist ein Bettler, er habe wenig oder viel. Ich habe mehr als Ihr, doch dieser Krieg kann uns Beide rasch gleich machen. Ich scheue ihn, ja; aber Ihr hättet ihn mehr zu scheuen, da der Ausgang Euch Schlimmeres bringen kann als mir —“

„Auch Besseres, Graf!“

„Ich zweifle!“

Beide schwiegen.

„Nehmt meinen Rath an, Thurn“, hub Wallenstein zuerst wieder an. „Treibt es nicht zum offenen Bruch!“

„Hört, Wallenstein“, antwortete der Graf lebhaft. „Ein Rath ist des andern werth. Nehmt den meinigen an: Gesellt Euch zu uns!“

„Ihr räumt also doch ein, daß Ihr offenen Kampf sucht!“ sagte Wallenstein mit Nachdruck.

„Ich glaube nur, daß er unvermeidlich ist“, erwiderte Thurn. „Tretet zu uns!“

Wallenstein wiegte das Haupt langsam. Nach einigen Augenblicken sagte er fest: „Nein! Ihr wollt mähen, ehe das Korn reif ist! Das gibt eine schlechte Ernte!“

„Wallenstein“, rief Thurn von dem ihm plötzlich gekommenen Gedanken, den er erst jetzt recht in seinen Folgen weiter überschaute, entzündet, „wenn Ihr zu uns tretet, ist der Erfolg gewiß. Dann beginnen wir einen Krieg, dessen Ende wir kennen!“

„Weder in Zeit noch Ausfall“, erwiderte Wallenstein kalt, abermals das Haupt schüttelnd.

„Beim Himmel! Wir wissen das Wie und das Wann“, fuhr Thurn noch eifriger fort, „wenn Ihr zu uns tretet! Ihr, der reichste, der mächtigste Edelmann in Böhmen, — der beste Soldat!“

„Wolltet Ihr unter mir dienen, Thurn?“ fragte Wallenstein, und maß ihn mit einem durchforschenden Blick.

„Neben Euch!“ erwiderte Thurn.

„Nein!“ widerholte Wallenstein.

„Meinethalben, ins Teufels Namen auch unter Euch“, rief Thurn fast im Ton des Zorns. „Aber seid der Unsrige! Ihr waret entfernt, Ihr wißt nicht, wie hier die Dinge stehen! Morgen wird ....“

„Ich weiß Alles“, entgegnete Wallenstein, in unbeweglicher Kälte der Haltung. „Ich weiß Alles und weiß es besser als Ihr, den der Eifer verblendet. Glaubt Ihr wirklich, Thurn, ich würde in Böhmen nicht so viel Ohren haben, um in Ungarn und in Venedig zu hören, wenn hier eine Maus im Kornboden raschelt? Vollends wenn ein Wolf in die Heerde bricht? Meint Ihr, ich wisse nicht, was Ihr, selbzwölfe hier unterzeichnet habt?“

„So sind Verräther unter uns“, rief Thurn und sprang auf.

Wallenstein lächelte. „Sie waren unter den Jüngern des Herrn, wie könnt Ihr es anders verlangen?“

„Wer ist der Judas?“

„Ereifert Euch nicht! Ich sagte Euch ja schon“, fuhr Wallenstein fort, indem er ruhig aufstand, „und Ihr könntet es von selbst wissen, Verrath ist nicht meine Sache; wer dafür sorgt, daß ich weiß, was ich wissen muß, ist darum noch kein Judas. Im Gegentheil, ich bin unterrichtet zu Eurem Vortheil; denn ich warne Euch nochmals: drückt den Pfeil nicht ab!“ Er stand auf; Thurn ging unruhig einige Schritte auf und nieder.

„Ich wiederhole Euch“, hub Wallenstein wieder an, indem er den Mantel wie zum Gehen dichter an sich zog: „Ihr wißt nicht, wie weit die Kugel fliegt. Haltet den Hahn Eures Gewehrs gespannt, — damit genug! — Gute Nacht!“ Er wandte sich um.

„Nein, Wallenstein!“ entgegnete Thurn warm und ergriff seine Hand. „Geht nicht! Seid der Unsrige! Mit Euch schreiben wir die Gesetze Böhmens!“

„Ich vielleicht einmal auch ohne Euch“, antwortete Wallenstein. „Doch wie gesagt, Euer Feld ist noch zu grün!“

„Ich sage Euch, es ist so überreif, daß die Körner aus

den Aehren fallen", erwiderte Thurn und ließ seine Hand nicht los. „Kommt, theilt unsere Ernte! Durch Euch verdoppelt sie sich!"

Wallenstein schwieg und zog seine Hand zurück.

„Glaubt nicht, daß ich den Krieg suche, Wallenstein", begann Thurn noch einmal; „beim Himmel, ich möchte ihn nicht! Aber es ist nur dadurch abzuwenden, daß wir Alle dazu bereit und gerüstet sind! Der Krieg geht vom Kaiser aus; sieht er uns entschlossen, ihn anzunehmen und im Stande ihn zu führen, wird er ihn unterlassen, und uns gewähren, was wir haben müssen. Weil ich zum Kriege rüste, darum hoffe ich den Frieden, nach dem alten Spruch: Si vis pacem, para bellum!"

„Und weshalb bedürftet Ihr dann meiner?" fragte Wallenstein ruhig, „wenn Ihr den Krieg nicht wollt."

„Euer Hinübertreten zu uns macht uns den Frieden zur Gewißheit, den wir jetzt nur zu erlangen hoffen", antwortete Thurn warm. „Wir sind mit Euch seiner Früchte sicher, ohne Kampf, die wir ohne Euch vielleicht blutig erkämpfen müssen. Wir Alle gewönnen, Wallenstein! Ihr die sichere Ruhe für Euren reichen Besitz, wir die freie Ausübung unserer Religion und unserer Rechte. Nirgends treten wir Euch in den Weg, denn wir werden Keinem die Freiheit kränken, die wir selbst begehren. Darum kommt zu uns, seid Böhmens guter Engel! Ihr könnt es! Die Saaten sind reif, die Ernte ist unser, in wenigen Wochen, wenn Ihr helfen wollt, sie einzubringen!"

Wallenstein stand mit verschränkten Armen und blickte starr vor sich hin; es schien als kämpfe er mit einem Entschlusse. Dann erhob er das Auge und sah durch einen obern Fensterflügel, der offen stand, scharf hinaus nach dem hellbestirnten Himmel draußen. Er vertiefte sich in den

Anblick. Es ging etwas Seltsames in ihm vor, das sich in seinen Zügen unheimlich widerspiegelte. Thurn schwieg in gespannter Erwartung.

„Nun?“ fragte er endlich, „Ihr schweigt? — Ihr wollt nicht?“

„Nein“, sagte Wallenstein kurz. „Ich verlasse Prag in dieser Stunde wieder, unbemerkt, wie ich gekommen bin. Ich habe Euch meine Meinung gesagt, Thurn; ich glaube, ich habe Euch einen Dienst geleistet! Gedenkt mir dessen. Der Tag kann kommen, wo Ihr ihn mir vergelten könnt. Jetzt gute Nacht!“

Thurn erwiderte den Gruß stumm. Wallenstein ging.

Lange blickte Thurn ihm schweigend nach! „Wenn er zu uns träte“, rief er endlich aus, „morgen wäre unsere Sache entschieden!“

In heftiger Wallung ging er auf und nieder. Unruhig warf er in abgebrochenen Sätzen vor sich hin: „Unter ihm dienen, der unter mir gefochten, es möchte sein! Doch unsere Saat unreif! Das ist sie nicht! Die Früchte, an die er denkt, mögen freilich noch nicht reif sein! Unsere Sense wird zur rechten Zeit blinken, und die Schnitter werden mähen, daß es eine Freude ist!“

Schnellen Schrittes wollte er den Saal verlassen, doch plötzlich stand er nachdenklich still: „Sollten wir wol sicher sein in dieser Nacht? Ist ihm zu trauen — Ihm, ja —. Aber Dem, der ihm verrieth, was hier geschehen? Hm! Und wo ein Verräther war, könnten da nicht auch zwei und mehrere sein? Wir müssen also auch darauf bedacht sein!“ In diesen unruhigen Gedanken, die seine Seele hin- und herwälzte, ging er der Thür zu, um den Saal zu verlassen. Da öffnete sich eine Seitenthür, die zu der Woh-

nung der Gräfin hinüberführte. Sie selbst, die Gräfin Thurn trat ein.

„Elisabeth“, redete Thurn sie erstaunt an, „du noch so spät? Und hierher?“

„Verzeih'“, antwortete sie, mit sanft bewegter Stimme, „Balthasar berichtete mir, dein letzter Besuch habe dich eben verlassen, ich glaubte dich nun nicht mehr in Geschäften zu stören!“

„Du siehst ich bin allein; was führt dich aber jetzt noch hierher?“

Die Gräfin seufzte leise. „Ich kann nicht Ruhe finden“, sagte sie mit von Besorgniß zitterndem Ton. „Geh' nicht zu gefahrvolle Wege, Thurn“, fuhr sie fort und trat ihm näher, indem sie die Hand bittend auf seine Schulter legte. „Es umschleichen uns Gerüchte aller Art, schauerliche!“

„Liebe Elisabeth“, unterbrach er sie, „wie kann es anders sein, in so bewegter Zeit? Jeder weiß halb, hört halb, erfindet halb hinzu. Laß dich das nicht in Angst setzen!“

„Doch allgemein fürchtet man, daß morgen die Versammlung auf dem Schloß nicht in Güte enden werde...“

„Je nachdem es fällt, wir müssen freilich auch auf einen scharfen Zusammenstoß gefaßt sein... Doch sei ohne Sorgen, wir sind darauf gefaßt!“ war Thurn's Antwort.

„Was habt ihr heute beschlossen, Thurn, sage mir's, wenn du darfst“, bat sie, „nimm die Angst von meiner Seele!“

Sie umfaßte ihn innig und sah ihn bittend an.

Die Gräfin Thurn war ganz das Gegentheil ihres Gatten. Er, unruhigen Geistes, rastlos strebend, heftig, kühn, ehrgeizig, leichten Sinnes über die Folgen verwegener Thaten; die Gräfin, in sich zurückgezogen, sanft, innig,

nur das nächste stille Glück erstrebend und den Ihrigen bereitend, gewagten Aufschwung scheuend. So erfüllte diese unruhige Zeit sie mit Besorgniß und bangen Ahnungen, während sie in Thurn nur kühne Hoffnungen und Entwürfe erregte. Diese Verschiedenheit beider Gatten trennte sie aber keineswegs, sondern einigte sie nur um desto herzlicher. Jeder ergänzte den Andern. Thurn seine Gemahlin durch seine belebende, fördernde Kraft, sie ihn durch ihre behütende, sorgliche Theilnahme. Ganz Eins waren Beide in der innigsten Liebe zueinander und ihren Kindern, und in dem Wohlwollen gegen Alle, die sie umgaben und die der Theilnahme würdig waren.

„Liebe Elisabeth“, sagte er sie besänftigend, „wir haben heute nichts beschlossen, als was die alten Beschlüsse befestigt. Einig zu sein im Handeln, und da Worte keine Bürgschaft mehr geben, Thaten an ihre Stelle zu setzen!“

„Aber welche Thaten?“ fragte sie.

„Nur solche, die nothwendig sind, uns gegen eigene Gefahr zu schützen! Welcher Art diese sein müssen, kann sich erst aus den Verhandlungen ergeben.“

„O möchtet Ihr die Ruhe bewahren!“ sprach sie bittend. „Man sagt“, fuhr sie fort, als Thurn schwieg, „die Statthalter seien um ihre Freiheit, um ihr Leben besorgt?“

„Bei Gott“, antwortete Thurn lebhaft, „sie haben es nicht mehr nöthig als wir selbst. Vergiß nicht, Elisabeth, daß unser Haupt an einem Haar schwebt, daß sie mich, Schlick, Budowa, Wilhelm Lobkowitz und wer weiß wen noch, schon bezeichnet haben als Diejenigen, deren Köpfe fallen müßten, um dem Ketzerthum mit einem Schlage ein Ende zu machen.“

„Ich kann an die Absicht solcher Frevel nicht glauben“, entgegnete Elisabeth, schauerte aber doch zusam-

men; „nimmermehr würde der Kaiser solche That zugeben!“

„Mathias nicht, wie eng sie ihn auch umgarnt haben; aber auf Ferdinand steht ihre Hoffnung und er wird ihr Vertrauen nicht täuschen! Mathias liegt halb im Grabe, vielleicht herrscht schon jetzt Ferdinand mehr als er selbst. Wenn er unser König wird! Glaube mir, Elisabeth, wenn wir jetzt verzagt sind, sind wir verloren! Wir müssen handeln!“

Die Gräfin fühlte, daß sie nicht weiter gehen könne; sie brach ab und fragte, um zu etwas Anderem zu gehen: „Wer verließ dich zuletzt, Thurn?“

„Ahnst du es?“ fragte er mit äußerstem Erstaunen.

„Nein“, antwortete sie betroffen, da sie nicht geglaubt hatte, daß ihre Frage von solchem Gewicht sein würde. „Wenn ich es nicht wissen darf, so will ich nicht gefragt haben“, setzte sie hinzu.

„Du darfst es wissen. Ich will nichts Heimliches vor dir haben, was mich angeht, Graf Albrecht Wallenstein.“

„Er, hier? In Prag? Und was wollte er?“

„Was du willst“, sagte Thurn lächelnd. „Mich warnen!“

„Warnen!“ sprach Elisabeth langsam nach, „o folge ihm!“

„Dann würde ich zum Verräther an Böhmen“, antwortete er unwillig. „Laß das, Elisabeth!“ Vor Dem, wovor zu warnen wäre, warnt mich am meisten deine Angst! Ihr gehorche ich mehr als dem Drohen der Gefahr!“ Er küßte sie innig; sie hing fest in seinen Armen.

„Ich habe dir noch etwas zu sagen. Die wackern Männer aus dem Erzgebirge, Joseph Wolodna und Xaver Nechodom, sind eingetroffen. Sie werden treu zu mir halten und ich muß ihnen das Gleiche thun. Denn sie haben

auf meinen Anlaß, freilich unserer gemeinsamen Sache halber, ihre Heimat verlassen. Sobald diese unruhigen Tage vorüber sind, will ich dauernd Sorge für sie tragen, bis sie vielleicht später wieder ungefährdet, friedlich auf ihrem Eigenthum wohnen können. Ein Theil dieser Sorge aber fällt für jetzt dir zu; das schöne, edle, muthige Mädchen, Wolodna's Tochter, Therese, ist in ihrer Begleitung. Diese mußt du aufnehmen."

„Sie soll mir wie eine Tochter willkommen sein!" antwortete Elisabeth aus liebreichem Herzen.

„Sie wird sich gut zu Thekla schicken. Morgen wird sie dir zugeführt werden."

Die Gräfin blickte ihren Gemahl noch einmal tief innig an; dann sank sie an sein Herz. Er hielt sie in langer, stummer Umarmung. Endlich trennten sie sich, tief bewegt.

Thurn's Stimmung war nicht mehr dieselbe, wie vor Wallenstein's und Elisabeth's Besuch. Das Gewicht der Verantwortung drückte schwerer auf seiner Brust, dunklere Schatten der Besorgniß fielen auf die Zukunft. Es sprach eine warnende, innere Stimme zu ihm, die er nicht hören mochte.

Schweigend, nachsinnend, schritt er in dem Saal auf und nieder. Er trat an das Fenster, das in den Garten hinausging, und blickte in die Nacht hinaus. Die Gedanken wogten in seiner Brust.

„Sollten diese schönen, hellen Sterne der Maiennacht, die selbst vor dem Mondenlicht nicht erbleichen, mir ungünstig stehen?" — — —

Er öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus. Tiefe Stille herrschte; nur der ferne Schall der Glocken aus der Stadt, welche, einander folgend, die Mitternachtsstunde anschlugen, tönte herüber. Schattiges Dunkel lagerte sich in den

Gebüschen; nur der Weg an der westlichen Gartenwand war vom leicht verhüllten Monde matt beleuchtet. Die unbestimmten Schatten der Baumwipfel fielen darauf und bewegten sich leise im Hauche des Nachtwindes. Einen Augenblick, wo der Strahl des Mondes hell durch das getheilte Gewölk fiel, war es, als schwebe der Schatten einer langsam wandelnden Gestalt an der Mauer hin. Sie glich einem tief verhüllten, gebeugt wandelnden Mönch mit langem Barte. Der Mond verschwand wieder; auch der Schatten mit dem der Gebüsche zugleich.

„Seltsam! Sollte noch Jemand im Garten sein?“ dachte Thurn. „Ist wer da?“ fragte er laut hinüber. Keine Antwort erfolgte. Lautlose Stille ringsher, auch der Glockenton war verhallt. Nur der Wind rauschte in den Wipfeln.

Lange blieb Thurn in Betrachtungen versunken. Endlich suchte er, schwerer Gedanken voll, das Lager.

Vierzehntes Capitel.

Am 23. Mai wohnten die Statthalter des Kaisers, wie nach altem Brauch vor jeder Sitzung geschah und auch an beiden Tagen zuvor geschehen war, einer feierlichen Procession und der Messe in der Schloßkirche auf dem Hradschin bei. Erst nachdem sie solchergestalt ihre Andacht verrichtet, begaben sie sich einzeln hinauf in den Saal der Kanzlei. Der Geheimschreiber Fabricius war schon dro-

ben und mit Ordnen der nöthigen Papiere beschäftigt, als Slawata eintrat.

„Ist Alles in Ordnung?" fragte er diesen.

„Alles", antwortete Fabricius. „Die Leute sind im landständischen Saal."

Die Thür öffnete sich. Der Burggraf von Karlstein, Freiherr Borzika, Jaroslaw von Martinitz, trat ein.

„Guten Morgen, Martinitz", begrüßte ihn Slawata; „Ihr kommt aus der Messe wie ich?"

Martinitz bejahte.

„Waret Ihr heute schon in der Altstadt", fragte Slawata. „Bringt Ihr etwas Neues mit?"

„Ich bin schon in aller Frühe drüben gewesen. Die Herren Utraquisten eilten schon nach dem Carolinum. Viel Volk war auf den Straßen. Es ist noch unruhiger als gestern und vorgestern!"

„Was hört Ihr von der Stimmung der Versammlung?"

„Die Antwort des Kaisers ist den Herren ab utraque doch etwas in Hirn und Glieder gefahren. Sie stecken die Köpfe gewaltig zusammen. Thurn war gestern den ganzen Tag in Bewegung. Er muß die Altstadt nach allen Strichen der Windrose durchkreuzt haben, denn vier oder fünf mal sah ich ihn in seinem Wagen und zwei mal zu Pferde, und immer in einer Eile, als sei er auf der Flucht!"

„Ihr wißt nichts Näheres über sein Verkehren?" fragte Slawata betonend, während Fabricius scharf aufhorchte, dabei aber zugleich seine Papiere ordnete, als achte er nicht auf das Gespräch.

„Nichts! Er ist zwar ein unruhiger Kopf, ein dreister Wagehals; allein er wird nichts Anderes unternehmen als was er bisher gethan; lange Reden halten, die Gemüther erhitzen, die Federn in Bewegung setzen!"

„Nur die Federn?“ fragte Slawata.

„Die Schwerter nicht, verlaßt Euch darauf! Ja, wenn sie Allen so locker in der Scheide säßen wie ihm! Doch glaubt mir, Slawata, ich kenne die Andern! Sie besinnen sich lange, ehe sie einen Degen ziehen!“

„Sie haben sich schon ziemlich lange besonnen!“ versetzte Slawata. „Es könnte doch sein, daß sie einmal zum Entschluß kämen! Ich habe sichere Nachricht, daß sie in allen Kreisen des Landes viele Leute aufgeboten haben, hierher nach Prag zu kommen. Der Stadthauptmann Chodowiecki hat mir berichtet, daß seit ungefähr drei Tagen ungewöhnlich viel Landvolk nach Prag hereingekommen ist und auffallend wenig wieder hinauspassirt.“

„Aber wo sollten die Leute geblieben sein?“

„Sie sind wie verschwunden. In einigen Herbergen habe ich nachfragen lassen. Die waren freilich gefüllt, aber das will wenig sagen. Viehtreiber, die hier durchziehen zum Markte nach Budweis, Kaufleute, die eben dahin wollen, Pilger, die nach Maria-Culm wallfahrten!“

„Darunter mögen auch die Landleute stecken“, bemerkte Martinitz.

„Möglich! Ich habe aber für nöthig erachtet, die Maßregeln, über die wir Beide gestern übereingekommen sind, noch etwas weiter auszudehnen!“

„Vergebt, daß ich Euch unterbreche“, fiel ihm Martinitz mit einem mismuthigen Verziehen des Gesichts ins Wort. „Es ist so schwül hier im Saale; sie haben gewiß wieder das Zimmer heut früh nicht ordentlich gelüftet! Laßt uns das Fenster öffnen.“ Er that es. „Viel gebessert sind wir damit auch nicht“, sagte er ärgerlich, als er sich einen Augenblick über die Brüstung hinausgelehnt hatte. „Jetzt dringt ein Kehricht- und Düngergeruch hier herauf,

der mich auch nicht erquickt! Wir sind hier wenigstens funfzig Fuß hoch über dem Rande des Schloßgrabens, und doch steigt der üble Dunst so hoch herauf. Sie schütten allen Teufel hier aus den Fenstern!"

„Laßt das jetzt gut sein", unterbrach ihn Slawata. „Ich möchte Euch etwas mittheilen, solange wir noch allein sind." Er zog ihn auf die Seite etwas entfernter von Fabricius, und sagte leise: „Ich bin gewarnt worden; die Häupter der Ketzer sollen heut Gewaltsames gegen uns vorhaben!"

„Hm!" versetzte Martiniz. „Ich habe auch eine solche Warnung erhalten, aber ich wollte es Euch verschweigen!"

„Man sagte mir, unser Leben sei bedroht!"

„Mir auch, aber das glaube ich nicht. Und kommen mußten wir ja doch!" antwortete Martiniz entschlossen.

„Ich bekenne Euch, ich dachte daran, der Gefahr auszuweichen und die Stadt zu verlassen ...."

„Nimmermehr", unterbrach ihn Martiniz.

„Ich glaube doch, daß mancher unserer Amtsgenossen deshalb heut nicht hier sein wird. Nur Sternberg und Lobkowitz kommen, und diese sind halb auf Seiten unserer Gegner!"

Martiniz schwieg nachdenklich. „Noch wäre es Zeit für uns", fuhr Slawata fort. „Was vermögen wir wider die Gewalt? Mein Wagen steht bereit; wir könnten durch das hintere Schloßthor ....."

„Nein!" rief Martiniz lebhaft, „um der heiligen Jungfrau Willen, nein! Wir müssen als kaiserliche Räthe auf unserm Posten verharren, jetzt zumal, wo es so wichtige Angelegenheiten des Kaisers gilt!" *)

---

*) Historisch.

„Gut; ich schließe mich Eurer Ansicht an“, antwortete Slawata nach kurzem Besinnen. „Aber schützen dürfen wir uns doch soviel als möglich!“

„Wie meint Ihr das?“

„Im Huldigungssaal sind vierzig Bewaffnete bereit; wenn man uns beleidigt oder angreifen will, lasse ich die Thäter, die den Kaiser in seinen Stellvertretern verletzt haben, als Beleidiger der Majestät verhaften!“

„Hm!“ summte Martiniz in seinem tiefsten Tone, „wollt Ihr das in Wien verantworten?“

„Ich denke doch“, entgegnete Slawata, „wenn uns Gefahr, Gewalt droht?“

„Allein, vergebt mir, seid Ihr Eurer Leute sicher? Sind sie von der prager Garnison?“

„Bewahre! Zuverlässige Männer, die nur mir gehorchen, meist von des Erzbischofs Gütern und den meinigen!“

„Das ginge eher. In den Wämmsern der böhmischen Landsknechte steckt mancher eingefleischte Hussit!“

„So seid Ihr einverstanden?“ fragte Slawata dringend.

Martiniz stand finster schweigend da. Slawata wurde unruhig.

„Wollt Ihr Euch“, fragte er mit steigender Erhitzung, „von diesem trotzigen, übermüthigen Thurn verhören lassen wie ein Delinquent? Wollt Ihr Euch Alles von ihm gefallen lassen ....: vielleicht seine Maßregeln abwarten! Die Herren werden nicht ohne Waffen sein!“

„Was könnte ich jetzt noch thun?“ erwiderte Martiniz. „Die Leute sind da! Fortzuschaffen sind sie nicht mehr ....“

„Um des Himmels Willen nicht!“ rief Slawata.

„Gut denn!“ sagte Martiniz fest. „Ihr schlugt mir vor, zu flüchten und bleibt; so theile ich jetzt die Gefahr der Verantwortung mit Euch. Hier meine Hand.“

„Seht, Martiniz“, sagte Slawata lebhaft, die Hand freudig ergreifend, „es wäre vielleicht recht gut, wenn es zu solchem Ausgang käme: Wir hätten gerechten Grund, die Häupter zu verhaften; nur die vom Herrenstande, dann würde die Masse ihrer Anhänger erschreckt und rathlos sein, und wir hätten leicht gewonnenes Spiel! Ich hoffe ordentlich darauf! Sie werden voll Eifer sein, wir bleiben kalt, das reizt sie. Thurn wird sicherlich das Wort führen, er redet sich in Flammen, wir lassen ihn sprechen, ich schweige. Ihr auch, bitte ich. Sternberg und Loblowitz werden, wie immer, gütliche Worte geben, das wird jene zuverlässiger machen. Sie werden immer trotzigere Forderungen stellen; seid Ihr dann so kalt und scharf als möglich, Ihr habt ganz die Gabe dazu!“

„Was, Gabe!“ fuhr Martiniz auf; „ich bin wie ich bin und will nicht anders sein; meine Zunge und mein Schwert müssen scharf sein, sonst taugen beide nicht!“

„Und je kälter der Stahl, je schärfer!“ fiel Slawata ein. „Thurn verliert gewiß Zaum und Zügel, zumal Euch gegenüber, und dann soll er auch die Bügel verlieren. Bricht er los in seiner Heftigkeit mit Drohungen, dann ziehe ich die Glocke — —“

„Still, sie kommen“, stieß ihn Martiniz an.

Der greise Großprior, Diepold von Loblowitz, und der Oberstburggraf Adam von Sternberg traten ein.

Die Begrüßung war kühl.

„Es gehen allerlei seltsame Gerüchte in der Stadt“, fing Loblowitz gegen Slawata gewendet an, „daß die Wachen überall verstärkt seien und die Kriegsmannschaft in Bereitschaft gehalten, als hätte Prag einen feindlichen Angriff zu erwarten. Ist dem so? Wir haben doch nichts der Art beschlossen?“

„Es ist nur geschehen, was nach den neuesten eingetretenen Umständen unerläßlich nothwendig war", entgegnete Slawata. „Nur die Obersten sind angewiesen, ihre Mannschaften bereit zu halten."

„Das ist doch seltsam", sagte Sternberg. „Gerade das wird böses Blut machen und die heutigen Verhandlungen sehr erschweren; denn ruchtbar ist die Sache geworden, und es gehen nun gewiß die übertriebensten Gerüchte um!"

„Das läßt sich freilich nicht hindern", versetzte Slawata; „allein diese Maßnahmen waren nothwendig. Wir wohnen wie auf einem Pulvermagazin."

„Um desto mehr sollte man sich hüten, einen Funken hineinzuwerfen", entgegnete Sternberg, und warf unmuthig seinen Hut auf einen Sessel.

„Es scheint, daß die Herren wenig über die Zustände Prags seit gestern Abend unterrichtet sind", antwortete Slawata. „Ich hatte in Absicht, den Herren Statthaltern in der heutigen Sitzung Rechenschaft über die Maßregeln zu geben, die ich eilig zu treffen für nöthig gehalten. Ich ersuche die Herren, demnach Platz zu nehmen; die Sitzung kann beginnen. Sie wissen, daß unsere andern Collegen durch Abwesenheit von Prag entschuldigt sind."

„Ja, wir wissen, wir wissen", sagte der alte Lobkowitz, und Sprachton und Gesichtszüge drückten gleiches Misbehagen und spottenden Zweifel aus.

Man setzte sich. Fabricius, der mit seinen stechenden Augen alle Vorgänge bisher, auch das Gespräch zwischen Slawata und Martinitz wie ein spähender Raubvogel beobachtet, aber dabei immer den Schein der völligsten Theilnahmlosigkeit bewahrt hatte, schickte sich an, das Protokoll zu führen.

„Es ist so offenkundig, daß man kaum davon zu sprechen brauchte“, begann Slawata mit geschäftlich feierlichem Ernste, „was die Partei der Dissidenten in ihrer feindseligen und aufrührerischen Gesinnung schon seit Monaten in Bewegung gesetzt hat, um Erbitterung durch das ganze Land zu verbreiten. Ich muß aber alle dahin zielenden Vorgänge, Veranstaltungen und Ränke zusammenfassen und in ihrem Zusammenhange nochmals in Erinnerung bringen, weil wir auf einem Punkte äußerster Höhe angelangt sind, der entschlossene Gegenschritte gar nicht mehr aufschieben läßt. Seit den auf Befehl Sr. allerhöchsten Majestät des Kaisers getroffenen Maßregeln wider die zu Braunau und Klostergrab von den Utraquisten erbauten Kirchen hat der Graf Thurn nichts unterlassen, diese völlig gerechtfertigte Maßregel als eine der äußersten Willkür darzustellen. Er hat die Empörer an den genannten Orten, die sich mit Gewalt unsern Anordnungen widersetzen wollten, auf jede Weise in Schutz genommen. Alle Mittel sind in Bewegung gesetzt worden, die Gemüther zu erhitzen, sie zu feindseligen Unternehmungen aufzustacheln. Fast mit offener Gewalt hat er die Versammlungen im Carolinum durchgesetzt, obgleich die allerhöchsten kaiserlichen Erlasse, die sie für ungesetzlich erklären, den utraquistischen Ständen mitgetheilt und in verschärfter Weise wiederholt worden sind.

„Es sind verdächtige Bewegungen aller Art in der Partei wahrzunehmen, die darauf hindeuten, ihren Forderungen, wenn sie nicht genehmigt würden, auf gewaltsame Art Geltung zu verschaffen. Ich habe dies längst in der Stille beobachtet und beobachten lassen. Allein seit drei Tagen haben diese Veranstaltungen zu sichtlichem offenen Bruche des Landfriedens und der Ruhe, in erschreckender Weise zugenommen. Es sind, wie ich zuverlässig weiß, von den

Gütern der utraquistischen Edelleute große Schaaren von Bewaffneten hierher entboten und heimlich in Prag eingewandert und versteckt."

„Wie Ihr sicher wißt?" fiel Lobkowitz ein. „Weshalb habt Ihr uns denn keine Mittheilungen gemacht?"

„Ich bin erst seit gestern von meinen Vermuthungen zur Gewißheit gelangt", entgegnete Slawata ruhig.

„Und was sollten die Dissidenten mit diesen Leuten beabsichtigen?" fragte Sternberg, „sie werden doch nicht so rasend sein, einen offenen Krieg versuchen zu wollen?"

„Ich weiß es nicht, doch man muß auf Alles vorbereitet sein", antwortete Slawata. „Das aber weiß ich gewiß, daß gestern Nacht in Thurn's Haus Colon von Fels, der alte Caplicz, Graf Joachim Andreas Schlick, Euer Vetter, Wilhelm von Lobkowitz, Herr Großprior, Paul von Rcziczan, Wenzel von Raupowa, der Kanzler Budowa und mehrere Andere eine geheime Sitzung gehalten und eine Bundesschrift, worin sie sich verpflichten, Alles wider uns in Bewegung zu setzen, unterzeichnet haben."

Sternberg und Lobkowitz sahen sich verwundert an. „Ist das zuverlässig?" fragte der Letztere.

„Zuverlässig", sagte Slawata.

„Wir haben", fuhr er fort, „den Versammelten im Carolinum gestattet, heut hier in diesem Saale, durch Abgeordnete, mündlich mit uns zu verhandeln über die Gegenstände, die schon gestern und vorgestern — Was ist das?" unterbrach er sich aufhorchend selbst.

Man hörte draußen im Corridor ein Geräusch verworrener Stimmen und Schritte. In Sternberg's und Lobkowitz' Zügen drückte sich ein besorgliches Befremden aus. Slawata hielt die Blicke erwartungsvoll auf die Thür ge-

heftet; Fabricius schielte seitwärts über das Protokoll dahin; Martiniz saß unbeweglich wie ein Stein.

„Ich besorge", fing Slawata wieder an, „es erfüllt sich schon, was ich den Herren eben melden wollte .... offenbar drängt man auf diesen Saal zu; Herr Geheimschreiber, Ihr seid wol so gut, einmal nachzuschauen, was der Lärmen zu bedeuten hat?"

Fabricius stand auf und ging der Thür zu. Doch noch ehe er sie erreicht hatte, öffnete sie sich rasch und ein Amtsdiener stürzte hastig ein mit der Meldung, daß ein ganzer Schwarm von Männern, vornehmen und geringen, ins Schloß gedrungen sei, theils den Hof, theils schon Treppen und Gänge auffülle und sich dem Saale nähere. Man könne sie nicht mehr zurückhalten. Noch während er sprach, wurde der Lärmen draußen so stark und drang so nahe, daß seine letzten Worte davon übertönt wurden. Er hatte kaum geendet, als die Thür rasch geöffnet wurde und der Graf Thurn voranschreitend, aber dicht gefolgt von vielen Edlen und andern Männern eintrat.

Er ging ruhig, doch entschlossenen Schrittes auf die am Berathungstische Sitzenden zu.

Funfzehntes Capitel.

„Euer Begehr, Graf Mathias von Thurn?" fragte Slawata, und stand auf.

„Ich werde es aussprechen, ohne daß Ihr mich danach fragt, Herr Präsident Slawata", war die Antwort

Thurn's, „doch ich will abwarten, bis der Saal etwas ruhiger geworden, denn es sollen mich Alle hören!"

Damit nahm er eine Stellung ein, durch die er sich halb den Statthaltern, halb den Eindringenden zuwandte, und richtete in ruhig stolzer Haltung seine Blicke auf die Letztern, als ob er die Seinigen zähle.

Slawata verfärbte sich etwas, als er die große Schaar von Begleitern sah, die Thurn gefolgt waren, und daß die Meisten ihre Degen oder Säbel an der Seite hatten, was allerdings bei den böhmischen Edlen und Solchen die freie Kriegsdienste gethan, überall gebräuchlich war.

Plötzlich drängte sich ein Mann durch die an der Thür sich stopfende Menge und ging eilig auf Thurn zu. Es war Xaver. „Herr Graf", flüsterte er diesem zu, während der Saal sich noch fortdauernd füllte, „ich habe eine wichtige Botschaft. Auf dem langen Bogengange, den Ihr mir zu durchsuchen befahlt, traf ich einen der wildesten unter jenen Wüthenden, welcher die Fluchthat gegen meinen Vater vollbracht, Zaloska mit Namen. Er war in Waffen; als er meiner ansichtig wurde, flüchtete er; doch es gelang mir, seiner habhaft zu werden. In meiner Erbitterung zuckte ich den Dolch gegen ihn; da sank er auf die Knie und rief: «Schont meiner, ich will Euch ein wichtiges Geheimniß entdecken!»"

„Und das wäre?" fragte Thurn.

„Es sind in einem hier anstoßenden Saale Bewaffnete versteckt, die auf einen Glockenzug dieses Zimmer von außen besetzen und sich Eurer und der andern Edlen bemächtigen sollen!"

„Wacker gehandelt, Xaver", sagte der Graf leise; „gut, daß ich auf etwas der Art vorbereitet war! Zwischen uns bleibt es bei der Verabredung, haltet Euch hier dicht zu mir!"

Hierauf ging der Graf zu einem Manne von kriegerischem Ansehen, der sich unter den Eingetretenen befand, und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Dieser verließ sofort den Saal.

Indessen hatten sich so Viele eingedrängt, Ständemitglieder und ihre bewaffneten Diener, Bürger und andere Bewaffnete, daß bis wenige Schritte von dem Berathungstisch der Raum ganz gefüllt war. Im Hintergrunde stand man so gedrängt, daß auch eine Bank, die um den großen Ofen in der Ecke lief, ganz besetzt war. Die dort Stehenden hatten den vollen Ueberblick des Saales. Die Deputirten der verschiedenen Kreise standen in den ersten Reihen, so gut es anging im Halbkreis geordnet, Graf Thurn in ihrer Mitte, einige Schritte vorgetreten. Auf seinen Wink wurde Niemand mehr eingelassen, die Thüren geschlossen. Slawata war sichtlich immer unruhiger geworden. Er hatte, was zwischen Thurn und Xaver vorging und was der Erstere darauf that, scharf beobachtet. Mehrmals stand er auf und sprach leise mit Fabricius. Dieser blickte scheu umher; er schien mit einem Entschluß zu kämpfen, aber nicht Muth zur Ausführung zu haben.

Thurn gebot durch einen Wink Ruhe. Es ward still.

„Mein Begehr, Herr Präsident der kaiserlichen Statthalterschaft“, wandte er sich zu Slawata, „ist, von einem jeden dieser Herren“, er deutete auf die Statthalter, „eine Erklärung zu fordern, ob er an der Antwort Sr. kaiserlichen Majestät auf unsere und unserer Glaubensgenossen Eingabe einen Antheil hat?“

„Eine Frage, die Euch nicht zusteht, Graf Thurn“, erwiderte Slawata mit mühsam gewonnenem Anschein der Ruhe. „Doch will ich es diesen Herren überlassen, darauf zu antworten oder nicht.“

„Leset denn unsere Anfrage, Reziczan“, forderte Thurn den Abgeordneten Paul von Reziczan auf. Dieser trat vor, zog ein Blatt aus der Brusttasche seines Kleides und las: *)

„Statt der Antwort, welche die Stände vom Kaiser zu empfangen erwarten durften, ist ein äußerst beschwerliches und furchtbares Schreiben Sr. Majestät an die Verweser Böhmens ergangen und von diesen bekannt gemacht worden; die Stände fragen, ob dieses Schreiben, laut dessen das Leben der Defensoren selbst gefährdet werden konnte, von den Statthaltern angerathen oder gebilligt worden ist? Die Ständegesammtheit wird, unter alleiniger Ausnehmung der Person des Kaisers, gegen Jeden, welcher eins ihrer Glieder unrechtmäßig anfechten will, sich kräftig vertheidigen und schützen!“ **)

Während Paul von Reziczan las, herrschte die tiefste Stille in dem zuvor so lärmenden Saale. Jeder lauschte auf die Antwort, die ertheilt werden würde. Slawata schien kein so sicheres Vertrauen mehr auf seine Anstalten zu haben, denn er sah bleich aus; auch war bis jetzt nichts geschehen, was Gewalt rechtfertigen konnte. Martinitz muthmaßte seine Besorgniß. Er sprach leise mit ihm; dann zog er auch Lobkowitz und Sternberg bei Seite. Sie beriethen sich.

„Wir warten auf Antwort“, sprach Paul von Reziczan mit Nachdruck, und ein dumpfes Gemurmel lief durch die Reihen im Saal.

Der Oberstburggraf Adam von Sternberg trat vor

*) Historisch.
**) Historisch.

und erwiderte: „Wir sind in zu geringer Zahl beisammen, um eine solche Frage, welche an die gesammte Statthalterschaft des Kaisers gerichtet ist, zu beantworten. Wir werden mit unsern Amtsgenossen und insonders mit dem Oberlandhofmeister, Grafen Adam von Waldstein, der krank danieder liegt, uns berathen und wollen euch morgen redlich Bescheid thun!"

„Morgen!" rief die Versammlung wie aus einem Munde unwillig aus. „Nichts da! Nichts von morgen!" tobte die Menge durcheinander.

Thurn gebot Ruhe. Er selbst, Colon von Fels und Wilhelm der Aeltere von Lobkowitz traten auf Sternberg zu, reichten ihm die Hand, und Lobkowitz sagte: „Wir haben nichts wider Euch, Graf Sternberg, allein wir wollen nicht auf den Oberlandhofmeister verwiesen sein, mit dem wir gar wohl zufrieden sind. Wir wollen unverzüglichen Bescheid!"

Der ehrwürdige Diepold von Lobkowitz wandte sich jetzt zu Thurn und sprach mit dem Tone der Mäßigung, aber sehr ernst: „Graf Thurn, Ihr seid mit der edlen Ritterschaft Böhmens so bekannt und verbunden, daß ich Euch frei sagen darf, die Art, wie Ihr hier eingedrungen, Euer Gefolge in Waffen, der gebieterische Ton Eurer Frage, verbieten mir die Antwort. Ich hoffe, Ihr werdet das einsehen und von diesem Begehr in solcher Form abstehen!"

„Ich bedaure, würdiger Herr", entgegnete Thurn ebenso ruhig und ebenso fest, „daß ich Euch nicht willfahren kann. Der Drang der Zeiten entschuldigt das Ungewöhnliche. Unsere Glaubensgenossen sind aufs Aeußerste gebracht. Jeder willkürliche Zwang wird an ihnen verübt; sie sind der empörendsten Grausamkeit schutzlos preisgegeben, und die Antwort des Kaisers, statt ihnen Hülfe und Rettung dar-

zubieten, billigt die begangenen Frevel und droht mit neuen, härtern, nie endenden." Ein Murmeln der Zustimmung lief durch die Versammelten. Der Oberstburggraf von Sternberg nahm abermals das Wort. Auch er wandte sich im festen, aber milden Tone zu Thurn. „Bedenkt, Graf Thurn, daß wir hier als Stellvertreter der Majestät des Kaisers sitzen, und daß es nicht wohlgethan ist, drohend und gewaltsam gegen den Träger der Krone, dem Ihr Treue geschworen, aufzutreten! Uebrigens, Graf Thurn, beunruhigt Ihr Euch ohne Grund. Ich selbst finde zwar Manches in der Antwort hart ausgedrückt, doch dürft Ihr der milden Auslegung durch des Kaisers Güte vertrauen!"

„Ja, wenn der Kaiser, dem ich die tiefste Ehrfurcht schulde und widme, mit eigenen Augen sähe, mit eigenen Ohren hörte, mit eigener Hand handelte!" rief Thurn erhitzt. „Aber wenn seine Stellvertreter, Euch und dem Großprior alle Achtung" (er verbeugte sich dabei gegen die genannten Herren), „überall ihr Gift und ihre Lüge einmischen, dann verwandelt sich der Segen der Majestät in einen Fluch für das Volk, und es muß endlich selbst für sich eintreten!"

Ein lauter Beifallsruf folgte diesen Worten und die Edelleute ließen die Waffen klirren.

Slawata verfärbte sich; doch behauptete er äußerlich die Fassung. Martiniz blieb stumm wie ein Erzbild.

In dieser Pause drängte sich abermals ein Bewaffneter aus dem Hintergrunde hervor, trat auf Thurn heran und sagte ihm einige leise Worte. Dieser nickte nur.

„Ich will mich nicht mit langen Reden aufhalten!" fuhr er wieder zu den Statthaltern gewandt fort: „Ich muß Euch fragen, Herr Oberstburggraf und Herr Groß-

prior, habt Ihr dem kaiserlichen Schreiben Eure Zustimmung gegeben? Euer einfaches Wort ist mir die vollste Bürgschaft der Wahrheit; doch Antwort muß ich haben."

Graf Sternberg erwiderte mit Ruhe, der ganzen Versammlung zugewandt: „In allen öffentlichen Angelegenheiten handeln die Statthalter Sr. Majestät des Kaisers nicht als Einzelne, mit einzelner Meinung, sondern als Collegium. Kein Einzelner, sondern nur das gesammte Collegium kann auf die Frage des Grafen Thurn Antwort ertheilen, selbst wenn wir ihm das Recht dazu einräumten. Wir sind aber nicht vollzählig. Wir müssen überdies die Angelegenheit berathen, da sie von äußerster Wichtigkeit ist. Ich ersuche Euch also nochmals, gebt uns Aufschub bis morgen!"

Ein lärmendes Geschrei der Masse war die unmittelbare Antwort. Thurn machte sein Ansehen geltend und gebot zum zweiten male Ruhe.

„Aufschub? Und immer wieder Aufschub!" wandte er sich darauf zu Sternberg; „als ob wir nicht schon lange genug hingehalten wären in dieser Sache, die eines Jeden Herz und Gewissen bedrängt! Es ist des Aufschubs genug gewesen. Jetzt, jetzt gleich, wollen wir wissen, woran wir sind?"

„Laßt uns nur eine Stunde", entgegnete Sternberg begütigend; „ich will, da Ihr kein Mistrauen in mich setzt, sogleich selbst zu dem Oberlandhofmeister!" *)

Der Ruf der Magnaten: „Nein! Nein!" und andere tobende Stimmen aus dem Hintergrunde wiesen des Oberstburggrafen billige Forderung zurück. Die Gemüther erhitzten sich mehr und mehr. Die Mitglieder des Herren-

*) Historisch.

standes traten den Statthaltern näher und redeten heftig zu den Einzelnen.

„Ihr Vier“, rief Colon von Fels, „sollt sogleich antworten!“

„Wenn's uns beliebt, können wir später den Oberlandhofmeister ja selbst befragen!“ bemerkte Wilhelm von Lobkowitz.

„Bejaht oder verneint nur die Frage geradezu“, drängte wohlwollend der Graf Schlick; „ihr Beide“, wandte er sich zu Sternberg und dem alten Lobkowitz, „könnt gewiß ohne Gefahr antworten!“

„Ich scheue nicht Gefahr, ich handle nach Pflicht“, antwortete der Großprior mit Würde.

Hans Albrecht von Smirziczki, eins der Ständemitglieder, trat heftig gerade vor die Statthalter hin und rief: „Wir werden durch euch um der Religion Willen wie die Sklaven bedrückt! Wer soll das länger aushalten!“ *)

Graf Schlick, der Martinitz gerade gegenüber gedrängt war, welcher wie eine Bildsäule unter der wildbewegten Gruppe stand, redete diesen hart an: „Ja, Ihr übt jede, auch die unwürdigste Feindseligkeit! Ihr, Herr von Martinitz, habt dem Grafen Thurn das Burggrafenthum von Karlstein geraubt, das Niemand, dem es einmal gesetzlich übertragen ist, anders verlieren darf als durch den Tod!“

„Laßt das, ich bitte Euch!“ hielt ihn Thurn zurück. „Nicht um eine persönliche Kränkung handelt es sich hier! Es geht um das Höchste für uns Alle, um die freie Stellung unserer Religion!“ **)

---

*) Historisch.
**) Historisch.

Der Tumult wuchs. Colon von Fels mit seiner hohen Gestalt trat in die Mitte, erhob den Arm und rief laut: „Hört mich, Ihr Freunde und Genossen!“ Es wurde stiller. „Es bedarf hier keiner Antwort der Statthalter. Jedermann weiß, daß diese hier“, er zeigte auf Slawata und Martiniz, „Urheber des harten Schreibens sind!“

„Ja, das sind sie! Verräther! bestraft sie!“ erscholl der verworrene Ruf durch den Saal. Colon von Fels fuhr mit lauter Stimme fort: „Sie haben alle Zeit dem Majestätsbrief sich widersetzt und durch Hinterlist gegen denselben gewirkt. Sie sind die Zerstörer des Friedens und des Gemeinwohls! Doch der Oberstburggraf und der Großprior meinen es treu. Sie haben entweder das kaiserliche Schreiben nicht angerathen oder sind von Slawata und Martiniz dazu getrieben worden. Ich frage die versammelten Stände hier, ob die Worte, welche ich jetzt gesprochen, Wahrheit sind?“ *)

„Ja, ja!“ erscholl der Ruf, daß die Fenster des Gemachs bebten.

Martiniz blickte auf Slawata, ob dieser es jetzt an der Zeit halten werde, die Hülfe herbeikommen zu lassen. Slawata hatte die Fassung verloren. Er erhob zwei mal die Hand, als wolle er den Glockenzug fassen, ließ sie aber beide mal wieder sinken, ohne wirklich das Zeichen zu geben. Fabricius zitterte wie im Fieber.

„Unser Recht ist zu klar“, ließ sich eine feste würdige Stimme vernehmen. Es war der Kanzler Wenzel von Budowa, der Director des böhmischen Landgerichts. Als man sah, daß er das Wort begehrte, wurde es still. „Der Majestätsbrief des Kaisers Rudolf“, sprach er,

---

*) Historisch.

„sichert uns das freie Recht zu, Kirchen zu erbauen, und man schließt sie uns und reißt sie nieder!“

„Es ist nichtswürdig!“ rief mit aufbrausendem Zorn Dwortschetzki von Olbramowitz. Paul Caplicz, ein junger, feuriger Mann, der Neffe des greisen Kaspar Caplicz von Sulewitz, wiederholte den Ruf: „Ja, es ist schändlich!“

Die Aufregung im Saale wuchs mit jeder Secunde.

Wenzel von Budowa erhob abermals die Stimme. Alles horchte auf ihn. Er wendete sich zu den Statthaltern und sagte in würdigstem Ton: „Der Majestätsbrief besagt wörtlich: «daß kein Befehl und nichts dergleichen, was in diesen für die Religion aufgerichteten Frieden die allergeringste Hinderung und Unordnung bringt, von dem Stifter, Kaiser Rudolf, seinen Erben und künftigen Königen von Böhmen, auch von keinem Andern ausgehen, oder vorgenommen werden soll!»“ *) Bei dieser durch den Sprecher stark hervorgehobenen Stelle erscholl lauter Beifall.

„Also hört ihr“, fuhr Budowa fort, „von keinem Andern! Folglich am wenigsten von Denen, die Namens Sr. kaiserlichen Majestät Recht und Gerechtigkeit im Lande verwalten sollen! — Schon die bloße Annahme des kaiserlichen Schreibens durch die Statthalter“, fuhr er mit Nachdruck fort, „und die öffentliche Mittheilung desselben macht sie des Bruches des Majestätsbriefes schuldig. Vollends aber, wenn sie Antheil an der Fassung hätten, die uns so schwer beleidigt! Das ist ein offener Bruch des Religionsfriedens, den sich, den heiligen Zusicherungen des Briefes zufolge, Niemand erlauben darf! Sie müssen sich also darüber erklären!“

„Ja! Sie müssen!“ „Redet, redet, gebt Ant-

---

*) Historisches Document.

wort!“ riefen die Stimmen durcheinander. Der Tumult wuchs von Minute zu Minute.

Thurn erhob den Arm und winkte seinen Freunden. „Ich bitte euch“, sagte er, „seid ruhig, daß wir Alle ihre Erklärung vernehmen!“ Es ward still.

„Herr Burggraf von Karlstein“, wandte er sich jetzt mit scharfer Betonung an Martiniz ...

„Ich versichere Euch, Graf Thurn“, fiel ihm Martiniz ins Wort, „ich habe Euch nicht um dieses Amt gebracht!“

„Es handelt sich hier nicht um meine persönliche Angelegenheit, wie ich Euch schon zuvor gesagt habe“, antwortete Thurn. Doch sah man ihm seine Erbitterung an, obwol er sie nicht Wort haben wollte.

„Herr Burggraf von Karlstein“, wiederholte er schneidend, „ich frage Euch hier im Angesicht aller böhmischen Edlen, habt Ihr Eure Stimme zu diesem Bescheid gegeben?“

Martiniz runzelte die finstren Brauen und blickte, ohne von seinem Sitz aufzustehen, den Redner starr an.

Alles lauschte in athemloser Stille, ob er Antwort ertheilen werde. Nach wenigen Secunden sagte er laut mit männlicher Entschlossenheit: „Ich erkenne hier Keinem das Recht zu dieser Frage zu, doch ich antworte, weil es mir so ansteht. Die Antwort Sr. Majestät des Kaisers enthält vollständig meine Meinung.“

Ein Schrei der Wuth erscholl in der Versammlung.

Thurn trat auf Slawata zu: „Euch brauche ich nicht erst zu fragen, Slawata! Ihr waret der Genosse des Burggrafen, als er sich weigerte in der Sitzung zu erscheinen, wo der Majestätsbrief, der die Schutzrechte unseres Glaubens enthält, in das böhmische Landrecht eingetragen wurde; Ihr werdet auch hier sein Genosse sein. Euer

Trachten war von jeher, unsere verbrieften Glaubensrechte rückgängig zu machen!"

Slawata's Hand zuckte nach der Glocke. Doch er zog sie abermals zurück. Die Furcht, daß ihm und Martiniz sofort Gewalt geschehen werde, wenn er selbst jetzt Gewalt versuchen wolle, hielt ihn ab. Da er unentschlossen auf die Vorwürfe Thurn's schwieg, umdrängten ihn die andern Mitglieder der utraquistischen Stände mit stürmischen Ausrufungen und Fragen.

„Habt Ihr nicht bei der Königswahl des Erzherzogs Ferdinand gesagt", eiferte Wilhelm von Lobkowitz, „daß Ihr die Bestätigung des Majestätsbriefes gar nicht verlangtet?"

„Wir als Katholiken durften das wol sagen!" antwortete Slawata.*)

„Ich bin vorgeladen an den Kaiserhof", rief Thurn. „Das haben die beiden gekannten Feinde unseres Glaubens erwirkt! Ich werde aber nicht so thöricht sein, solcher Ladung zu folgen."**)

Martiniz entgegnete ruhig: „Ihr glaubt doch von dem gütigen und gerechten Kaiser keine Unbill zu befahren? Folgt also der Ladung getrost, Graf Thurn, und hört ihre Ursach von Sr. kaiserlichen Majestät selber!"

„Er leugnet die Ladung nicht ab", sagte Lobkowitz.

„Sie wollen nirgends Ja noch Nein sagen", rief Rcziczan.

Colon von Fels wandte sich zu der unruhig andringenden Versammlung: „Slawata und Martiniz gefährden unsern Glauben und unser Leben! Es wäre gerecht, sie aus

---

*) Historisch.
**) Historisch.

der Welt zu schaffen, damit wir endlich Ruhe und Sicherheit gewinnen!“ *)

Ein wildes Geschrei nach Rache erscholl auf diese drohenden Worte.

„Jetzt wäre es Zeit“, raunte Martiniz Slawata zu; „sie bedrohen unser Leben! Jetzt ist die Gewalt Nothwehr!“

Slawata griff nach der Glocke und zog sie an.

„Bemüht Euch nicht! Darauf sind wir vorgesehen!“ sagte Thurn ruhig.

Jetzt sah Slawata, daß er in der Gewalt seiner Gegner sei. Er wurde bleich wie der Tod und zitterte. Fabricius, der vom untern Ende der Tafel den Vorgang scharf beobachtete, Thurn's Worte gehört hatte und die Wirkung auf Slawata sah, verlor gleich ihm in diesem Augenblick jegliche Fassung und Hoffnung. Der Anklage seines Bewußtseins verfallen, bebte er wie im Fieberfrost; seine Zähne klapperten gegeneinander; scheu blickte er seitwärts, ob sich nicht eine Möglichkeit zur Flucht aufthue. Doch er sah nur eine Mauer von wilden Gesichtern um sich her.

Martiniz allein behielt seine eherne Fassung.

Während dessen trat Graf Ulrich Kinski zu dem Großprior und dem Oberstburggrafen und flüsterte ihnen zu: „Euch droht keine Gefahr. In euch ehren wir die Statthalter des Kaisers. Jene dort“, er zeigte auf Martiniz und Slawata, „werden wir nur als arge Feinde unseres Glaubens betrachten.“ Thurn und Fels und Wilhelm von Lobkowitz, die die Worte hörten, bekräftigten sie.

„Ihr bürgt mir für Leben und Sicherheit dieser beiden

---

*) Historisch.

Ehrenmänner", sprach Thurn, indem er auf den Großprior und den Oberstburggrafen zeigte, zu Kinsky und Bohuslaw von Berka, die ihnen zunächst standen. „Führt sie hinaus!"

Diepold von Lobkowitz und Graf Sternberg wurden umringt, man führte sie aus dem Saal.

Als Slawata dies sah, ergriff ihn grauenvolle Ahnung. Er wußte nicht, welch ein Schicksal den Abgeführten bereitet wurde, und — er zitterte für sein eigenes.

„Sie werden fortgeschleppt", flüsterte er Martinitz zu. „Will man sie draußen morden? Und was wird man mit uns beginnen? — — O wäre ich meinem ersten Plan gefolgt und geflüchtet! Ihr wolltet nicht — Ihr riethet ab! Jetzt müssen wir verderben!" *).

Martinitz antwortete würdig: „Wohl Euch, daß Ihr geblieben seid! Hättet Ihr trotz Eurer Amtspflicht das Land in dieser höchsten Noth verlassen, so wäret Ihr für einen eidbrüchigen und ehrlosen Mann erachtet worden. Jetzt sterben wir als treue Diener des Kaisers und als Märtyrer. Empfehlen wir uns einzig der Gnade Gottes!" **)

Thurn, der nebst Colon von Fels den Hinausgeführten gefolgt war, kehrte mit Wilhelm Lobkowitz und Berka zurück.

„Jetzt wollen wir an unsern Feinden verfahren, wie Rechtens ist", rief Rziczan und schoß funkelnde Blicke auf Martinitz und Slawata.

Ein dumpfes drohendes Getön erhob sich im Saal.

„Ihr werdet doch nicht Gewalt wider uns üben!" rief Slawata mit bebender Lippe.

---

*) Historisch.
**) Historisch.

Ein Augenblick tiefer, schauerlicher Stille trat im Saale ein. Allen schien der Athem zu stocken, da es nun zur That kommen sollte. Keines der Ständemitglieder hatte den Muth auf Slawata's angstvollen Ruf das Ja zu antworten.

Thurn blickte in unruhvoller Spannung im Kreise umher, sein blitzendes Auge haftete auf Xaver, dieser legte die Hand ans Schwert.

Da trat Hans Litwin von Reziczan, dessen fragender Blick an Thurn's Antlitz hing, mit einem raschen Schritt aus dem Kreise auf den stolz dastehenden Martinitz zu. Diese Bewegung wirkte, als habe der Blitz zündend in den Pulverthurm geschlagen. Im gleichen Augenblick sprangen auch die andern der erbittertsten Ständemitglieder, Wilhelm Lobkowitz, Albrecht Smirziczki, Ulrich Kinski, Paul Caplicz und Martin Frühwein auf Martinitz zu, ergriffen ihn von allen Seiten zugleich und rissen ihn von dem Tisch fort, dem Fenster zu. „Tod, Tod!" erscholl es mit dem lauten Aufschrei vieler Stimmen tobend durch den Saal.

„Er hat seine Unterthanen mit Hunden in die Messe gehetzt", rief eine über das Getöse hinweg.

„Verfahrt nach altböhmischem Brauch wider ungerechte Richter. Stürzt sie zum Fenster hinaus!" rief Wenzel von Raupowa! *)

Jetzt erkannte Martinitz was ihm bevorstehe. Er leistete mannhaft Widerstand, doch nur mit der Kraft der Arme, über die er den schwarzen Mantel geschlagen; er hatte weder Dolch noch Degen gezogen, sie blieben an seiner

---

*) Historisch.

Seite. Der Hut mit glänzender Schnur von Gold, Perlen und Edelsteinen geschmückt, ward ihm aus der Hand gerissen.

„Ich fordere gerichtliches Urtheil", rief er, die ganze Kraft seiner zuversichtlichen Entschlossenheit zusammenraffend.

„Dein Urtheil soll dir werden!" erscholl es um ihn her, und zugleich hoben ihn übermächtige Arme empor.

Da streckte er die Rechte, die ihm frei geblieben war, gen Himmel und flehete beschwörend:

„Ich will als Märtyrer dulden um des Glaubens und des Kaisers Willen! Doch gestattet mir zu beichten!" *)

Das Wuthgeschrei im Saal übertönte seine Stimme. Die Erbitterten schleppten ihn dem aufgerissenen Fenster immer näher.

„Jesu! fili Dei vivi, miserere mihi, — mater Dei, memento mihi!" **) rief er im heißen Gebet laut aus.

Die letzten Worte verhallten schon während seines Sturzes in die Tiefe.

In dem Augenblick, wo die That vollführt war, ergriff Alle das Ungeheure derselben. Ein Grauen durchbebte jeden Einzelnen und plötzlich war es lautlos still im Saal. Jeder dachte oder ahnte einen Augenblick lang die Vergeltung!

Selbst Thurn war von dieser Erschütterung des Bewußtseins getroffen. Da faßte ihn der Gedanke noch mächtiger an, daß bei dieser halben Vollstreckung der Rache sein ganzer Plan scheitern könne. Daher raffte er seine äußerste Kraft zusammen und rief, die Ruhe des Richters, der die gerechte Strafe verhängt, äußerlich erzwingend, innerlich aber von dunkler Gewalt der Dämonen

---

*) Historisch.

**) Historisch.

getrieben: „Das war der Eine! Vollstreckt das Gericht auch an dem Andern!“ *)

Slawata hatte, während die Rachethat an Martiniz geübt wurde, regungslos dagestanden; nur an dem fliegenden Zittern war zu erkennen, daß die bleiche Gestalt noch Leben in sich trage. Jeglicher Muth hatte ihn verlassen, er gab sich verloren. Auf Thurn's Wort, das wie der Donner des Gerichts an sein Ohr schlug, sank er in die Knie. Der schweren Schuld bewußt, die er als Abtrünniger wie als Verfolger seiner einstigen Glaubensgenossen auf sich geladen, vernichtete ihn vielleicht noch mehr die Furcht vor dem höhern Richter, als die vor der Strafe des Augenblicks. Lobkowitz, Smirziczki, Rcziczan, Kinski und Caplicz, noch von dem Wahnsinn der ersten That flammend, in neue Strudel des Wahnsinns fortgerissen, stürzten auf ihn zu.

„Lasset mich beichten!“ flehte auch er laut, „gewährt mir einen Priester!“ **) Und im Kampf der Todesangst umklammerte er die Knie Kinski's, den er zunächst erfaßte. Doch er wurde von den Andern gleichzeitig ergriffen und emporgezogen. Während der Zuckungen seiner verzweiflungsvollen Nothwehr hörte er die erbarmungslosen Worte: „Nichts von deinen Jesuitenpriestern! Du hast ihnen genug gebeichtet!“ ***)

Das Toben der zu neuer fanatischer Wuth erwachten Menge im Saal übertäubte den Angstschrei seiner Verzweiflung. Er schwebte schon über dem Abgrund, als er den

---

*) Historisch.
**) Historisch.
***) Historisch.

Ruf: „Herr Gott, sei meiner Seele gnädig!“ ausstieß. Häuptlings stürzte er in die Tiefe.

Jetzo rasete der Wirbelsturm der Wuth fort, bis zur Sättigung des Rachedurstes.

Fabricius, der sich in niedriger Gesinnung nur als erkaufter Helfer zu den Thaten der Verfolgung hergegeben hatte, Fabricius war es, gegen den die Erbitterung der Menge sich ebenso richtete wie die Verachtung der Höherstehenden. Er war, von der Schreckensgestalt seines Gewissens verfolgt, schon beim ersten Drohruf der Erbitterten schlotternd in die Knie gesunken, und hatte sich hinter dem Tisch niedergekauert. Während die Mitglieder der Stände die That gegen Slawata verübten, hatten sich die im Hintergrunde des Saales zusammengedrängten bewaffneten Diener und Helfer bereits vorgedrängt, die Begier der Selbstrache zu sättigen. Doch auch die Edlen selbst, von dem Wahnsinn des Augenblicks fortgerissen, warfen sich gleichfalls auf diesen Elenden, der tief unter dem Ziel ihres Wollens stand. Die wilde Berauschung unterschied nichts mehr! So stürzten Alle gleichzeitig auf ihn ein.

Das furchtbare Bild einer wüthenden Meute gegen unglückliche Unterdrückte losgelassen, um sie gegen ihren Glauben zum Meßaltar zu hetzen, erneuerte sich jetzt in der grauenhaften Verzerrung menschlicher Gestalten, zu thierischer Wuth. Johann Smirziczki, mit fliegendem Haar und wahnsinnstrunkenem Auge, ergriff ihn zuerst an beiden Schultern, um ihn von dem Tisch, an den er sich geklammert hatte, hinwegzuzerren. Andere packten ihn an den Füßen. Der Elende schrie, daß sein Angstruf das Getöse der Wüthenden übertönte und durch Mark und Bein drang. Sein Entsetzen steigerte nur die Rachewuth und -Wollust! Sie zerrten an ihm, als wollten sie ihn zerreißen. Der

Tisch, an dem er sich mit beiden Händen geklammert hielt, stürzte mit Getöse um. Jetzt wurde der Unglückliche emporgehoben. Hoch über den Rasenden schwebend, rief er mit schneidendem Angstgeschrei um Erbarmen.

Xaver vernahm den Angstruf. Obwol er tief überzeugt war, daß hauptsächlich Fabricius der Urheber des schauervollen Todes war, der seinen greisen Vater getroffen, vernahm er die Stimme Gottes in sich. Das Friedenswort seines sterbenden Vaters erklang in seiner Seele. Sein Haß war überwunden.

„Haltet ein!“ rief er mit dem Laut des Erbarmens, und sprang hinzu. — Es war zu spät! —

Ein furchtbarer Schrei des Entsetzens, den der Unglückliche ausstieß, bezeichnete den Sturz auch dieses dritten Opfers.

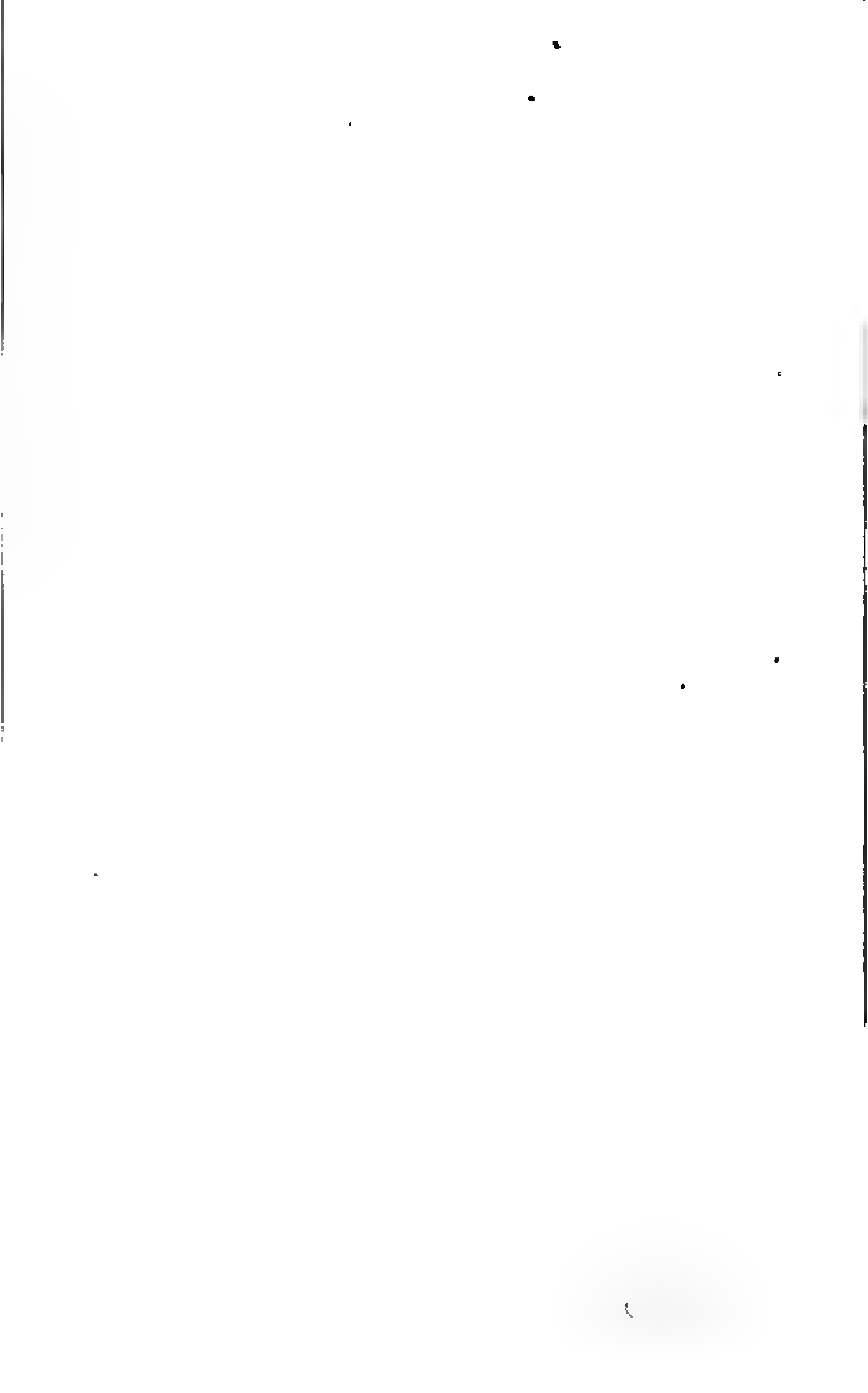
„Es war Gottes Gericht!“ sprach Xaver bebend vor sich hin.

Lautes Getümmel folgte der That.

„Folgt mir, Ihr Herren!“ rief Thurn und winkte nach der Thür, wohin ihm ein drängender Strom nachzog. Andere sprangen dem Fenster zu, um den Hinabgestürzten nachzuschauen. Wider Willen wurde Xaver dorthin gerissen. Doch ehe er einen Blick hinabgethan, tönten Schüsse dicht um sein Ohr. Einige Edelleute feuerten mit Büchsen und Pistolen den Hinabgestürzten nach. Eine dichte Rauchwolke wälzte sich vor das Fenster, von Blitzen erneuerter Schüsse durchkreuzt. Eben wollte sich Xaver abwenden, als ein Windstoß den Dampf theilte, und das prachtvolle Bild der Stadt einen Augenblick im düstren, durchblitzten Wolkenring, wie von schwarzen Gewittern rings umschlossen, vor ihm lag.

Er schauerte zusammen! — „Ist dies nicht das näm-

liche Fenster, das gestern ....!" rief er unwillkürlich! Die Gewalt der Erinnerung überfiel ihn mit grausender Erschütterung. „Fort!" rief er, und stürzte hinaus, um sich Thurn anzuschließen und durch das äußere Getümmel des Kampfes, den die Thaten in diesem Saal herausgefordert haben mußten, den aufwogenden Sturm seines Innern zu übertäuben.



Viertes Buch.



Sechzehntes Capitel.

Kaum war die Kunde Dessen, was auf dem Schloß geschehen, in der Stadt erschollen, als die stürmische Bewegung sich durch alle Straßen verbreitete. War auch Einiges dazu vorbereitet, so warf doch die Gewalt dieser furchtbaren That hauptsächlich den zündenden Blitzstrahl in die Bevölkerung. Wie aus der Erde gewachsen, zeigten sich kriegerische Schaaren; es waren die insgeheim schon seit mehreren Tagen nach Prag gekommenen Genossen der evangelischen Stände, welche auf die ihnen schon zuvor bezeichneten Versammlungsplätze eilten. Allein auch die Bürger Prags selbst eilten mit Waffen in der Hand auf die Gassen, theils in Bestürzung und weil sie allgemein drohenden Ereignissen entgegentreten wollten, theils weil sie der evangelischen Lehre anhingen und für diese kämpfen zu müssen glaubten. Selbst von den Böhmen im Heer, die schon längst mit Widerstreben die strengen Befehle gegen ihre Landes- und Glaubensgenossen in Ausführung brachten, traten ansehnliche Theile sofort zu den Ständischen über.

Graf Thurn hatte sich sogleich aufs Pferd geschwungen, um von einer Schaar Getreuen, unter denen auch Xaver und Wolodna waren, gefolgt, die wilden Ausbrüche der Bewegung zu zügeln und das Ganze zu leiten.

Zum großen Glück für die aus dem Fenster Gestürzten war der achtundzwanzig böhmische Ellen tiefe Fall für Keinen tödtlich geworden. Slawata war nur hart mit dem Kopf, sodaß er stark blutete, auf das vorspringende Gesims eines unteren Fensters geschlagen; doch hatte er nach einigen Minuten der Betäubung noch die Kraft sich aufzurichten und unter dem Schutz des dichten Gebüsches, welches den Schloßgraben bedeckte, längs desselben zu flüchten. Martinitz hatte sich durch das Gefäß seines eigenen Degens in der Seite verwundet, doch nur leicht. Er flüchtete mit Slawata in gleicher Richtung. Fabricius war ganz unverletzt geblieben. Der Fall aller drei Hinabgestürzten war durch einen Hollunderbusch aufgehalten worden, der sich am Fuß der Mauer dicht am Grabenrande befand. Ueber diesen hatte man in lässiger Gewohnheit seit Jahren aus den Fenstern den Kehricht geschüttet, der theils in den Zweigen hängen geblieben war, theils sich darunter, den Grabenrand abwärts, aufgehäuft hatte. Diesem Zufall verdankten sie die Rettung ihres Lebens. Verdeckt von dem dichten Gebüsch im Graben, wo Hirsche und anderes Wild gehegt wurden (der Theil, in welchen sie gestürzt waren, führte den Namen des Schweinsberges), suchten sie zu entkommen. Slawata und Martinitz flüchteten nach der Richtung des Hradschinthores zu; Fabricius hatte sich, zuerst vom Fall aufgesprungen, schon früher nach der entgegengesetzten Seite gerettet.

Diese Fluchtversuche wurden von dem Fenster des Sitzungssaales, aus welchem die Thäter den Hinabgestürzten nachblickten, wahrgenommen und daher von mehreren Edelleuten, welche Pistolen und kurze Gewehre bei sich führten, auf sie gefeuert. Sie schossen meist fehl, da das Buschwerk die Fliehenden größtentheils verbarg, auch die Schüsse von

oben herab unsicher waren. Doch gingen dem flüchtenden Martinitz drei Kugeln durch die Kleidung, von denen eine ihn leicht streifte.

Die Gefahr erhöhte die Kräfte der Fliehenden. Noch ein anderer Umstand kam ihnen zu Hülfe. Sie waren, der Sitte der Zeit gemäß, von ihren Dienern auf die Burg begleitet worden, die in den Corridors oder in den Vorhallen und Höfen ihrer Herren warteten. Als diese von der furchtbaren That Kenntniß erhielten, stürzten sie, ihren Herren zu helfen, auf Umwegen hinab in den Schloßgraben. So kamen sie den Bedrängten entgegen, unterstützten sie und geleiteten sie so weit, daß sie das Haus des Oberstkanzlers Zdenko von Lobkowitz erreichten, welches, dem Schlosse nahe, nach dem alten Hradschinthor zu und mit seiner hintern Seite am Graben selbst lag. Nur die Gemahlin des Oberstkanzlers, Polyxena von Lobkowitz, eine Frau hochherzigen Sinnes, entschlossenen Muths, war im Hause. Der Knall der Schüsse, die Bewegung in der Burg hatte sie schon aufmerksam gemacht, und als sie erfuhr, was geschehen war, ertheilte sie, besorgt, daß die Rache auch ihren Gatten, der absichtlich verreist war, aufsuchen könne, ihren Dienern Befehl, sich zu bewaffnen, das Haus wohl zu besetzen und zu bewachen. Die muthige Frau befahl die Flüchtlinge aufzunehmen *); man warf ihnen von der Zugbrücke des Grabens Seile zu, half ihnen mit Leitern, und so gelang es, sie in dem Hause zu verbergen. Aber wenige Minuten nach ihnen trafen auch schon bewaffnete Männer ein, welche die Geflüchteten suchten. Sie wurden mit Entschlossenheit zurückgewiesen, als sie in das Haus dringen wollten. Da ihre Zahl nur ge-

*) Historisch.

ring war, zogen sie sich zurück, um Verstärkung zu holen. Dabei stießen sie auf den Grafen Thurn, indem er an der Spitze seiner Getreuen hinab in die Stadt wollte. Als er hörte, daß Martiniz und Slawata sich im Hause des Oberstkanzlers verborgen hielten, sprengte er mit etwa zwanzig Reitern voran und gab Befehl, daß die Bewaffneten zu Fuß nachrücken sollten. In einigen Minuten war der Raum vor dem Hause Zdenko's von Lobkowitz dicht mit Neugierigen und herbeiströmendem Volk erfüllt.

Graf Thurn begehrte Einlaß oder Auslieferung der Geflüchteten. Da öffnete sich die Pforte und Polyxena von Lobkowitz trat unerschrocken heraus.*) Es war eine majestätische Gestalt, das dunkle Haar fiel ihr in langen Ringen auf die Schulter herab, ihr feuriges Auge blickte muthvoll in das Gewühl der Gasse. In edler Haltung grüßte sie den Grafen und winkte mit der Hand der Menge zu. Es ward augenblicklich still, eine solche Gewalt übte die hohe Erscheinung.

„Graf Thurn“, begann sie, „würdet Ihr jemals Flüchtlinge, die an Eurem Herd Schutz gefunden, ihren Verfolgern überliefern? Könnt Ihr das von einer Frau verlangen, in deren Brust außer dem Gefühl der Ehre und Pflicht auch das des Mitleids wohnen soll? Ich richte die Forderung an Euch, abzustehen von Eurem Begehr!“

Thurn war ergriffen durch die Würde in Sprache und Haltung der edeln Frau; aber es war nicht diese Gewalt allein, die sich auf ihn geltend machte. Er selbst hatte einst, vor einer Reihe von Jahren, ihren großmüthigen Schutz erfahren. Es war in der Zeit gewesen, wo das wilde passauer Kriegsvolk, welches Kaiser Rudolf gegen sei-

*) Historisch.

nen Bruder Mathias und gleichzeitig zur Unterdrückung der Utraquisten in Böhmen geworben hatte, Prag besetzte. Damals wollte Thurn, schon in jener Zeit der eifrigste Vertheidiger seines Glaubens, die Prager zu einem Aufstande und Kampf gegen die Feinde zusammenschaaren. Er schwang sich zu Pferde und forderte die wehrhaften Männer in allen Straßen auf, sich ihm anzuschließen. Doch der Versuch misglückte, er mußte flüchten, ward verwundet und fand in eben dem Hause, durch eben die edle Frau Schutz, welche ihn jetzt den kaiserlichen Statthaltern gewährte. Diese Erinnerung, verbunden mit der hochherzigen Gesinnung Polyxena's (die in feinem Gefühl es ihm selbst überlassen hatte, seiner eigenen früheren Lage zu gedenken), mußte ihn besiegen. Doch wollte er auch der Sache, für die er eintrat, den wichtigen Vortheil nicht sofort verscherzen. Er grüßte die Gräfin daher mit Ehrfurcht und erwiderte: „Edle Frau! Nicht ich bin es, der die Auslieferung bedrängter Flüchtlinge verlangt, sondern es ist der von seinen Landesgenossen erwählte Beschützer der evangelischen Glaubensfreiheit, der im Namen dieser die Ueberlieferung strafwürdiger Verräther an der gemeinsamen Sache begehrt. Diesem Begehr werdet Ihr zuverlässig willfahren!"

„Nein, Graf Thurn! Ihr werdet das nicht von mir fordern", entgegnete die hohe Frau unerschrocken; „ein furchtbares Gericht habt Ihr über die Unglücklichen gehalten. Erkennt Ihr nicht die Gnade des Himmels, die sie selbst in Schutz genommen? Wolltet Ihr zu freveln wagen an dem sichtlichen Willen des Allmächtigen, der sie gerettet aus einer Gefahr, wo jede Rettung unmöglich schien? Möget Ihr solchen Frevel auf Euer Haupt laden! Ich nimmermehr! Welchem Glauben man auch angehöre, eine solche sichtbare Gnadenverkündigung Gottes vermag Niemand

abzuleugnen, und ich fordere Euch auf, bei dem ewigen Heil, bei der Gnade, die Ihr selbst dereinst hofft, greift nicht mit verwegener That ein in die offenbare Fügung des Himmels!“

Der Graf, schon erschüttert durch die Thatsache und die Gewalt eigener Erinnerung, wurde besiegt durch diese Hoheit der Gesinnung und durch die gläubig muthige Sprache, in der sie sich kund that. — Er empfand, daß es ein Frevel gegen des Himmels unableugbare Fügung sei, wenn die blutdürstige Gewaltthat, die gegen die Statthalter begangen und nur wie durch ein Wunder abgewendet war, wiederholt werden sollte. Nur um nicht seinen Begleitern gegenüber den Schein zu schneller Nachgiebigkeit auf sich zu laden, nicht mit der wirklichen Absicht, Polyxena's Entschluß zu bekämpfen, erwiderte er daher:

„Nicht Haß, nicht Rache bestimmen meine Handlungen, edle Frau. Die Pflicht der Stellung, die ich seit wenigen Augenblicken in dem Volk der Böhmen eingenommen, drängt mich zu dieser Forderung. Ich darf die gefährlichsten Feinde unserer Sache nicht aus meiner Gewalt entlassen, in die sie Gottes Hand gegeben!“

Ein Murmeln in der Menge, das nach diesen Worten begann, ließ es zweifelhaft, ob sich Unwillen gegen Polyxena oder gegen Thurn's Forderung rege. Doch vom entschiedensten Wollen war die Gräfin beseelt.

„Wie, Graf Thurn, ist die Sache, die Ihr führt, so schwach, daß sie vor zwei einzelnen Männern zittert? — Ich zittere nicht, denn ich vertraue auf Gott, der die Unglücklichen in meinen Schutz geführt hat. Seinem Willen gehorche ich und werde sie beschirmen. Nur Gewalt kann sie mir entreißen, nur über meine Leiche dringt Ihr in dieses Haus!“

So stand sie, stolz aufgerichtet, dem Grafen und seinen Kriegern furchtlos gegenüber.

Es war ein gefährlicher Augenblick für Thurn. Gewaltsames Eindringen erschien als eine Ruchlosigkeit, die das Ansehen seiner ganzen Unternehmung stören konnte; Zurückweichen eine Beschämung, die vielleicht gleiche Wirkung übte. Doch traf er einen glücklichen Ausweg. „Ihr entwaffnet uns, edle Frau, durch Eure Hochherzigkeit“, erwiderte er mit ritterlicher Feinheit. „Der Preis Eures Lebens, den Ihr uns aufzwingt, wäre zu hoch für das Haupt zweier Verräther. Ich werde die Pflicht, jedes Haar auf Eurem Haupte zu schonen und mich dennoch unserer Feinde zu versichern, zu vereinen wissen. Sie sollen uns als ein Unterpfand verbleiben, das unter Eurem Schutz für die Ruhe ihrer Partei haftet! Doch Euer Haus muß ich in eine streng belagerte Festung verwandeln.“

„Nechodom!“ gebot er, sich zu Xaver umwendend, „besetzt die Gasse auf beiden Ausgängen und laßt das Schloß von der Grabenseite bewachen. Mit Euren anderen Leuten rückt nach der Altstadt auf den großen Ring. Mich trefft Ihr im Rathhause.“ Er begrüßte die Gräfin ehrfurchtsvoll, wandte seinen Rappen und ritt, von einem kleinen Gefolge begleitet, dem nahegelegenen alten Hradschinthore zu, von wo aus der Weg über eine der Zugbrücken in die Stadt hinunterführte. Eine Menge Volks drängte sich im verworrenen Gewimmel ihm nach und erfüllte die Straße.

Die Thür des Hauses der Gräfin öffnete sich wieder, und ihre Dienerschaft, noch bewaffnet, trat heraus, um zuzuschauen wie sich die Menge verlor. Es schlossen sich noch einige männliche und weibliche Hausgenossen an und mischten sich halb unter die Vorübergehenden. Ein schmutziger Mensch, der einem Ofenfeger oder Essenkehrer glich, befand

sich unter ihnen und lachte mit verzerrtem Gesicht in die Vorüberdrängenden hinein. Tölpelhaft stieß er an einen der gewaffneten Diener, der ihm wieder einen Stoß gab, mit den rauhen Worten: „Schmutziger Lump, nimm dich in Acht, daß du uns die Kleider nicht besudelst!“ Zwei Mägde kreischten und drängten sich seitwärts, als er ihnen zu nahe kam. „Mach überhaupt, daß du nach Haus kommst“, rief Einer, der der Oberaufseher der Diener zu sein schien, „mit deinem Geschäft bist du fertig! Packe dich und wasche dich!“ So halb gestoßen, halb mit Spott und Scheltworten verjagt, mischte sich der schäbige Gesell unter die Vorbeifslutenden. Doch Polyxena, die noch immer vor dem Hause verweilte, sah ihm spähenden Blickes nach, bis er an der Ecke verschwand. Dann sagte sie mit einem tiefen Athemzuge: „Gott sei Dank, nun hoffe ich, ist er gerettet! Einer wenigstens!“ — Es war Martinitz, der in dieser Verkappung den glücklichen Augenblick zur Flucht benutzt hatte.

Siebzehntes Capitel.

In später Abendstunde dieses Tages, als schon tiefes Dunkel die Stadt bedeckte, saß der Pater Thyßka, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu und Archivar und Bibliothekar derselben, noch in seiner Zelle, eifrig mit dem Studium alter Documente beschäftigt. Es waren nicht die heiligen Bücher der Kirchenväter, noch die Heilige Schrift selbst, in denen er forschte, sondern sehr weltliche Gegenstände nahmen seine Thätigkeit in Anspruch. Er las Urkunden über

ältere, dem Orden gemachte Schenkungen an Grundstücken, welche dieser außer dem großen Gebäude des Hauptcollegiums besaß. Zu diesen gehörte auch das Haus, in welchem der Pater sich soeben befand, ein altes Klostergebäude mit einer schätzbaren Bibliothek, das in einem sehr entfernten Theile der Altstadt in der Nähe der Kirche von St.-Peter lag. Der Pater Thyßka wohnte hier, um die weltlichen Geschäfte, welche auf dieses Besitzthum des Ordens und auf einige andere Bezug hatten, bequemer abthun zu können; denn hier befand sich das Archiv mit den nöthigen Documenten, welches seit langer Zeit vernachlässigt und daher in große Unordnung gerathen war. Es kam in diesem Augenblick besonders darauf an, dieses Filialarchiv zu ordnen und die wichtigeren Documente herauszusuchen, um sie in das große Gebäude des Collegiums hinüberzuschaffen.

Außer dem Pater Thyßka bewohnten noch einige ältere Mitglieder des Ordens dieses abgelegene Haus. Sie hatten den vordern Theil desselben inne; die Zelle des Paters lag in dem Archivgebäude, welches einen Querflügel bildete, der den ersten und zweiten Hof des Hauses schied. Diese Wohnung war daher in die tiefste Stille begraben und kein Laut drang von außen her, von dem Treiben der Stadt bis dahin; nicht zu gedenken, daß bis zu diesem entlegenen Theile der Stadt sich das Geräusch des Verkehrs fast niemals ausdehnte. Pater Thyßka war in den Geschäften, die er hier ausführte, nicht weniger gewandt als im theologischen Gebiet. Er hatte oft Gelegenheit gehabt, dem Orden und zunächst seinem Collegium wichtige Dienste durch diese seine genaue Kenntniß von weltlichen, und besonders juristischen Dingen zu leisten, sodaß ohne seinen Rath vielleicht mancher Rechtshandel ungünstig ausgefallen, mancher Vortheil nicht zur rechten Zeit wahrgenommen worden wäre.

Er durchlas eben jetzt die Abschrift eines alten Testaments, in welchem für gewisse Fälle dem Orden das Besitzrecht auf ein Haus in der Altstadt zu Prag zugesichert war, Fälle, die jetzt einzutreten schienen und rechtzeitig benutzt werden mußten. Die hagere Gestalt war tief über das Pergament gebeugt, sodaß das Gesicht sich ganz im Schatten befand, den die mit einem grünen Schirm versehene Lampe darauf warf. Doch blitzten die Augen des Paters aus dem Halbdunkel, welches seine Züge umgab, scharf hervor, und seiner zusammengezogenen tiefgefurchten Stirn ließ sich die durchdringende Aufmerksamkeit anmerken, die er auf das Studium wandte.

Da schellte es stark an der Pforte des Vordergebäudes. „In so später Stunde? Was kann das bedeuten?“ fragte sich Thyßka und lauschte, ob der Pförtner öffnen werde. Es währte nicht lange, so schoben die schweren Riegel sich zurück und die Thür kreischte auf ihren rostigen Angeln. Der Pater hörte das Murmeln einiger Stimmen. Bald darauf vernahm er auch Schritte im Hof. Erstaunt über den zu solcher Stunde ganz ungewöhnlichen Vorfall, stand er auf und blickte durch die runden in Blei gefaßten, etwas trüben Scheiben seines Fensters hinaus. Er sah zwei Gestalten über den Hof schreiten, gerade auf die Pforte zu, die zu seiner Zelle führte. In der einen derselben erkannte er bald den Pförtner selbst. Dieser leuchtete einem fremden Manne, der, ganz eingehüllt, eilig neben ihm hinschritt. Jetzt verschwanden sie in der Thür und stiegen die Treppenstufen hinan. „Sollte der Besuch wirklich mir gelten?“ dachte er staunend und ging der Thür zu, indem er aufmerksam nach außen lauschte. Man näherte sich, es pochte; Thyßka öffnete und ein trotz des warmen Maiabends tief und seltsam vermummter Mann trat ein.

„Ehrwürdiger Vater, gönnt mir eine Freistatt", bat er mit zitternder Hast.

„Herr Fabricius! Um der heiligen Jungfrau Willen, was führt Euch zu dieser späten Stunde hierher und in solcher Verkappung!" rief Thyßka voll Staunen, da er ihn an der Sprache erkannte.

„Ihr habt noch nicht vernommen?" fragte der Flüchtling, „wie ich selbst in die Schreckensereignisse dieses Tages verflochten bin?"

„In die Schreckensereignisse dieses Tages?" fragte Thyßka, und der Mund blieb ihm offen stehen und das hagere Gesicht wurde noch hagerer. „Was ist denn geschehen?"

„Ihr wißt nicht — wißt nicht, was auf dem Hradschin geschah? Nicht von den Unruhen in der Stadt?"

„Keine Silbe! Unsere abgelegene Wohnstätte berührt selten ein Fuß. — Heut ist auch unser Rechtsconsulent nicht erschienen!" entgegnete Thyßka.

„Das glaube ich!" rief Fabricius, „es wird ihm unmöglich gewesen sein! Unerhört, daß Ihr von nichts wisset! Ich will Euch erzählen, daß Ihr staunen sollt! Aber ich bitte Euch vor allen Dingen, ehrwürdiger Vater, gebt mir einen Trunk Wasser und einen Bissen Brot, ich bin fast verschmachtet, — und sagt mir, ob Ihr mich wenigstens diese Nacht beherbergen könnt?"

Mit diesen Worten sank er erschöpft in einen hohen ledernen Armsessel, der ihm zunächst stand. Thyßka gab ihm die Zusicherung, daß er im Hause eine Zelle und ein Bett haben könne, und brachte ihm eiligst Wein und Brot. Der Pförtner ging wieder hinab. — Als Fabricius sich erquickt hatte, begann er seine Erzählung. Der Pater hörte mit immer wachsendem Erstaunen. Als der Erzähler an den

Augenblick kam, wo man ihn zum Fenster hinausgeschlendert hatte, unterbrach ihn ein lauter Ausruf Thyßla's. „Heilige Mutter Gottes und Ihr sitzt lebendig und unversehrt vor mir? So müssen Euch die heiligen Engel selbst auf ihren Flügeln hinabgetragen haben!"

„Nicht ganz, hochwürdiger Herr, ich fiel wie ein Anderer auch", entgegnete Fabricius und unterdrückte trotz seiner Angst und des Ernstes der Sache kaum ein Lächeln, „aber, — salva venia auf einen Haufen Kehricht und Dünger!" Selbst der Pater vermochte bei dieser nüchternen Auflösung des Wunders nicht völlig den frommen Ausdruck der Züge zu bewahren, mit dem er seine Muthmaßung über die untergebreiteten Flügel der Engel begleitet hatte.

„Es bleibt doch eine staunenswürdige Fügung Gottes, die unsern zerknirschten Dank fordert! Seine Wege sind wunderbar im Kleinen wie im Großen, und Er, der Euer Unheil voraussah, hatte im voraus für Euer Heil gesorgt. Allein was thatet Ihr, da Ihr Euch wohl und gesund fühltet?"

„Je nun, ich stand auf und suchte davon zu kommen! Aber so durchaus wohl und gesund fühlte ich mich doch nicht. Sechzig bis siebzig Fuß bleiben ein verteufelter Sprung; ich war lahm an allen Gliedern und nicht blos vor Schrecken!"

„Wo blieben aber die Statthalter?" fragte Thyßla.

„Ich weiß es nicht; Slawata blutete am Kopf und taumelte; Keiner konnte sich um den Andern kümmern! Man schoß aus den Schloßfenstern auf uns, daher galt es, sich so eilig als möglich davon zu machen. Ich fühlte, daß ich laufen konnte, und lief aufs Gerathewohl den Graben rechtwärts entlang. An der zweiten Brücke klimmte ich aufwärts und erreichte durch allerlei Windungen, Fußsteige,

Durchgänge und Schlupfwinkel die freie Straße vor dem Schloß. Ich flüchtete zu den Kapuzinern *); allein kaum war ich dort, als auch schon das Getümmel sich dahin verbreitete, Bewaffnete an die Klosterpforten donnerten und die würdigen Väter in den äußersten Schrecken versetzten. Ich konnte von Glück sagen, daß sie mich den Feinden nicht auslieferten, sondern durch ein Hinterpförtchen entwischen ließen. Ich wollte nach der Strahow-Abtei, doch alle Thore und Thüren derselben waren geschlossen und das Reichsthor schon durch Thurn's Leute besetzt. Es blieb mir nichts übrig, als mich wieder zurückzuwenden. Unterwegs erwischte ich den alten Mantel eines Fuhrmanns, der seinen Wagen verlassen hatte, und vertauschte ihn mit dem meinigen. So gelang es mir endlich durch die Radnodowski Ulice hinab in die Kleinseite und über die Brücke in die Altstadt zu entkommen. Aber kaum hatte ich dort einige Wendungen durch die Gassen gemacht, als ich auch hier schon die wilden Rotten der Ketzer mit ihrem Gebrüll vernahm! Hätten sie mich erkannt, ich glaube sie hätten mich nochmals hinaufgeschleppt, um mich nochmals hinunterzustürzen. Mich zu verbergen, schien mir demnach das Beste. Ich sprang also in das nächste Haus, tappte mich durch eine dunkle Hausflur, erreichte einen kleinen Hof, sah eine Leiter an die Thür eines Futterbodens gelehnt, kletterte, so schwer es mir wurde, hinauf, fand dort Heu und Stroh aufgeschüttet, zog, um wenigstens nicht sogleich verfolgt zu werden, die Leiter nach und verbarg mich so tief ich konnte im Heu. Für den Augenblick athmete ich leicht auf; doch bald gerieth ich wieder in die äußerste Angst. Denn ich hörte immerfort lärmendes Gesindel, das dicht an meinem Zufluchtsort vor-

*) Historisch.

beiströmte. Ich entdeckte endlich, durch eine Luke, daß längs des Gebäudes ein Seitengäßchen hinlief, kaum funfzehn Schuhe unter mir, sodaß ich jedes Wort vernehmen konnte, was gesprochen wurde. Hier hörte ich Manches über die Vorgänge, allein ich sollte zu meinem Schrecken noch besser unterrichtet werden. Denn nach etlichen Stunden kamen Leute in den Hof. Diese wütheten mit wildem Geschrei gegen die Statthalter, gegen den Herrn Erzbischof und Alles, was zu uns gehört. Wäre ich in ihre Hand gefallen, ich würde den grausamsten Märtyrertod für unsere heilige Sache erduldet haben!"

„Beati qui moriuntur in cruciatibus, nam illis apertae erunt coelorum portae!" rief Pater Thyßka halb mit tröstendem Ton, halb begeistert.

Fabricius schien nicht ganz der Ansicht, denn er pries sich glücklich, daß man ihn nicht in seinem Versteck entdeckt habe.

„Es sammelte sich", erzählte er weiter, „allmälig ein ganzer Trupp dieser Erbitterten. Sie erzählten einander von Dem, was geschehen war. So erfuhr ich, freilich unter Todesmartern der Angst, Alles, was in der Stadt vorgegangen war und ferner vorging."

„O erzählt, erzählt", drängte Pater Thyßka, der vor Verwunderung noch gar nicht zu sich selbst kommen konnte, den Erschöpften, der ein wenig inne hielt.

„Gleich nach der fluchwürdigen That auf dem Schloß", fuhr er endlich fort, „hat der Frevler Mathias Thurn die Statthalterschaft für abgesetzt erklärt. Seine Rotten sind durch alle Straßen gestürmt und haben ihre Anhänger aufgerufen sich ihnen anzuschließen. Von allen öffentlichen Kassen und Gebäuden haben sie Besitz genommen! Sie haben Maueranschläge gemacht, worin sie erklären, der

Name des Kaisers sei gemißbraucht worden, seine schuldigsten Räthe seien bestraft und sie, die Aufrührer, würden im Namen Sr. allerhöchsten Majestät und in Treue gegen dieselbe jetzt die Angelegenheiten des Landes verwalten!“

„In Treue!“ rief der Pater, „ja diese Treue kennt man! Solange sie der Schild des Aufruhrs ist, wird sie beibehalten, aber wenn unter solchem Schutz der Drache groß und stark genug geworden, dann wird der heilige Schild fortgeschleudert und mit Füßen getreten! Punica fides!“ Er erhob dabei die Hände und Blicke gen Himmel.

„Das ganze Land“, fuhr Fabricius fort, „soll zu den Waffen gerufen werden, um seine Rechte gegen die Unterdrücker desselben zu vertheidigen!“

„Wehe uns!“ rief Thyßka. „So soll der Brand der verruchten neuen Lehre überall wieder aufflammen! Wir sehen die Gräuelzeiten der Hussiten wiederkehren!“

„Ja dieser Thurn ist ein Unheilstifter, dem der Scheiterhaufen gebührt!“ rief Fabricius. „Er ist seit heut Morgen so gut wie König von Böhmen, — sie haben eine vorläufige Regierung errichtet — Alles, Alles ist in ihrer Hand! — Sie jubeln! Die ganze Stadt ist wie im Taumel!“

„Ach wenn sie nur jubelten!“ seufzte Thyßka, „allein heut, im ersten Taumel, jubeln sie und morgen werden sie mit ihren Schandthaten beginnen, mit Mord und Brand!“

„Ich fürchte sogar“, entgegnete Fabricius, „daß die ehrwürdigen Väter Jesu mit die Ersten sein werden, an denen die Ketzerregierung Rache nimmt!“

„Freilich, freilich!“ sagte der Pater und ging unruhig auf und nieder; „denn wir haben am eifrigsten gekämpft für die heilige Kirche!“

„Ich habe schon sogar Worte der Art fallen hören", nahm Fabricius nicht ohne einige boshafte Schadenfreude wieder das Wort. „In der wilden Gruppe auf dem Hofe, wo ich versteckt war, hieß es mehrmals: «Die Jesuiten sind an Allem Schuld!»" — Er schwieg.

Pater Thyßka ebenfalls; er ging hastig immer schneller und schneller, wie es seine Art war, wenn er etwas eifrig innerlich überlegte, auf und nieder. Endlich trat er vor Fabricius hin und sagte: „Ich weiß nicht ob Ihr wohlgethan habt, Herr Geheimschreiber, Euch hierher zu flüchten. Dies Haus ist zwar nur Wenigen als das unsrige bekannt, allein es wird dennoch durchspäht werden! Die Wuth der Aufrührer wird hierher dringen, auch wenn man nicht gerade Euch hier sucht!"

„Ehrwürdiger Vater, wohin sollte ich mich wenden?" antwortete Fabricius bestürzt und kläglich, da er in diesen Worten nicht mit Unrecht eine Andeutung spürte, daß es dem frommen Vater lieb wäre, wenn der verhaßte Flüchtling ein anderes Obdach wählte. „Wohin sollte ich flüchten? Welchem Hause sollte ich trauen, nachdem das erste, wo ich mich barg, mir mit so schrecklichen Gefahren drohte? Am allerwenigsten dürfte ich mich nach meiner eigenen Wohnung wagen!"

Pater Thyßka sah sehr unruhig und mismuthig aus. Er war der allerdings nicht unrichtigen Ansicht, der Gast könne ihm unter diesen Umständen wenig Vortheil bringen. Fabricius, welcher diese Stimmung wahrnahm, fuhr in desto beweglicherem Tone fort: „Bedenkt meinen bejammernswerthen Zustand und was ich Alles erduldet! Bis zur tiefen Dämmerung lag ich zitternd und bebend im Stroh vergraben, und stand eine Höllenhitze und Hunger und Durst zum Umkommen aus! Dann hüllte ich mich in diese alten

Kleidungsstücke, die ich zum Glück in einen Verschlag des Bodens, wo muthmaßlich ein Knecht seine Schlafstätte hatte, vorfand. So verkappt wagte ich endlich, als Alles im Hofe still war, die Leiter wieder hinabzulassen und hinunterzusteigen. Aber das Haus war verlassen und geschlossen; Alle waren hinausgeeilt, um sich den durch die Straßen jubelnden Schwärmen zuzugesellen. Da entdeckte ich eine kleine Mauer, die die Grenze des Seitengäßchens bildete; diese überstieg ich mit Hülfe meiner Leiter und rannte dann aufs Gerathewohl durch die Gasse. Aber auch hier war Gefahr auf jedem Schritt. Bald kamen bewaffnete Patrouillen, bald siegestrunkene Schwärme daher. Sie hätten mich zerrissen, wenn sie mich erkannt hätten! Eine Zeit lang schloß ich mich einem großen Haufen, dem ich nicht ausweichen konnte, an, und rief mit, aus Leibeskräften: «Vivat Mathias Thurn! Pereat Martiniz! Pereat Slawata! Pereat Fabricius!»"

„Wie — Ihr, — Euch selbst?" fragte Thyßka.

Der Geheimschreiber zuckte die Achseln. „Was konnte ich thun? Wenn ich nicht ein Pereat über mich selbst rief, hätte ich es muthmaßlich herbeigerufen. So abgeängstigt, verhungert, verdurstet, entkräftet, gelang es mir endlich, bis hierher zu kommen! Ihr werdet mich doch nicht wieder verstoßen wollen, ehrwürdiger Vater, nachdem Ihr mir Obdach zugesagt?"

„Horch! Hörtet Ihr nicht Lärmen?" unterbrach ihn Thyßka und lauschte mit zurückgehaltenem Athem. Es war Alles still. „Eure entsetzlichen Zeitungen haben mich ganz verwirrt", sagte er, „ich glaube überall Schreckensgestalten zu sehen und zu hören!"

„O, hier in diese entlegene Stätte, zu der nicht einmal Kunde von den Vorgängen des Tages gelangte, bringt

heut gewiß Niemand", meinte der Geheimschreiber und suchte dieser Ansicht durch einen möglichst zuversichtlichen, aber doch bittenden Ton Glauben zu verschaffen.

„Wenn aber dennoch — wenn man Euch hier fände", sagte immer verlegener der Vater, „wenn .... horch! schon wieder — diesmal täusche ich mich nicht! — Das sind Leute! Das sind Kriegsleute, die die Straße heraufziehen, — man hört es am gleichmäßigen Schritte — in der Nachtstille dringt der Schall selbst bis hieher! — Wenn sie hier einstürmten! Wenn sie Euch, der ihren ganzen Haß gereizt, hier anträfen! Die Erbitterung gegen den heiligen Orden ist ohnehin so groß — — Nein, Fabricius, Ihr dürft hier nicht bleiben!"

„Ehrwürdiger Vater", flehte der Geheimschreiber voll Verzweiflung, „Ihr werdet mich doch nicht meinen erbitterten Feinden geradezu überliefern wollen, mich nicht in den offenen Schlund des Verderbens stürzen! Bedenkt unsere alte Verbindung, wie viele Freundschaft und Dienste ich dem Orden erwiesen! Wie oft ..."

„Wol, wol, Freund — allein die heiligen Pflichten gegen den Orden selbst, jegliches Uebel von ihm, seinem Eigenthum und seinen Mitgliedern abzuhalten ..... sie zwingen mich, gegen den Drang der Freundschaft, gegen die Stimme meines Herzens .... Ihr könnt hier nicht bleiben!"

Fabricius schlotterte wie im Fieber. In der That hörte man bis in die Stille des Klosterhofes hinein Geräusch von Bewaffneten, die sich mit geschlossenem Schritt näherten. Thyßka ging hastig auf und nieder, für den Augenblick ganz rathlos. „Unser Archiv", rief er aus, „die Briefschaften, die Documente — wenn sie sie fänden! Alles würde durchstört — welche Entdeckungen können sie ma-

chen — welche Verluste uns zuziehen, wenn sie die Papiere vernichten! Ich weiß nicht, was das Entsetzlichere wäre!"

Es trat draußen ein Augenblick der Stille ein; dann donnerte es plötzlich mit schweren Kolbenstößen gegen die Thür nach der Straße und zugleich riß man an der Glocke, daß der Schall durch das ganze Gebäude drang.

„Allgnädige Mutter Maria, heiliger Ignatius von Loyola!" rief der Pater und rang die Hände. „Erbarmet euch unser! Beschützt dieses Haus!"

Da commandirte eine kräftige Stimme draußen auf der Straße „Halt!" sodaß man es durch die Nachtstille deutlich bis zu der Zelle im Hof hinüber vernahm. Man hörte das scharfe Auftreten der Mannschaften und das Klirren ihrer Waffen bei den kurzen militärischen Bewegungen, die sie gleich darauf machten. Ein Murmeln rauher Stimmen, das von Augenblick zu Augenblick wuchs, mischte sich in das Getöse der Kolbenstöße.

Fabricius war aufgesprungen, nach dem Fenster zu, und sah hinaus ob Leute kämen; dann starrte er rings in allen Winkeln umher, ob sich nicht ein Versteck aufthue.

„Und dieser Unglückselige hier! Fort, fort, in den Hof hinunter!" rief Thyßla Fabricius zu, „daß sie Euch wenigstens nicht in meiner Zelle finden!"

Da flog die Thür derselben auf. Es war der Pförtner. „Herr Pater", berichtete er athemlos, „ein Schwarm von Landsknechten will die Thür stürmen! Der Herr Prior und die andern Herren Patres sind schon vom Lager aufgesprungen; sie wollen flüchten. Noch hält die Thür, aber es ist die höchste Zeit! Denn sie schreien draußen schon nach Balken, um sie einzubrechen!"

„Wo sollen wir hin, guter Anselmus?" rief Thyßla; „sie haben uns überrascht!"

„Beeilt Euch nur, Herr Pater! Ich denke, es ist noch Rettung. Wir flüchten in den zweiten Hof, durch die Mauerpforte in den Nachbarhof und von dort durch das Gäßchen, das nach der Moldau führt."

„Dem Himmel sei Dank, ja das ist möglich!" rief Thyßka. „Wir wollen ... Die Thür krachte!" unterbrach er sich selbst, da ein laut donnernder Stoß gegen die schweren eichenen Bohlen der Thür nach der Straße durch das Gebäude dröhnte.

„Nein, nein, würdiger Vater, so rasch fällt sie nicht", tröstete der Pförtner; „ich habe den Balken vorgeschoben. Zehn Minuten mindestens sind unser!" Mit diesen Worten eilte er wieder hinaus und überließ es den Beiden, ob sie seinem Rathe folgen wollten.

Thyßka, der seine Besonnenheit jetzt einigermaßen wiedergefunden hatte, raffte hastig die vor ihm liegenden Schriften und Pergamente zusammen, riß schnell einige Schubladen seines großen Schreibtisches auf und nahm Papiere heraus. Dann warf er sein schwarzes Ordenskleid ab, eilte in ein Nebenkämmerchen und kam in einen alten grauen Ueberwurf gehüllt zurück. Er faßte die Papiere in ein Bettuch zusammen, knüpfte es zu, und mit diesem Bündel unter dem grauen Mantel eilte er hinaus, ohne sich um Fabricius zu kümmern, der indeß noch rasch einen Zug aus der Flasche gethan und das Brot zu sich gesteckt hatte. Beide eilten so schnell sie vermochten die enge dunkle Treppe hinab. Im Hofe kamen ihnen schon die andern Brüder aus dem Vordergebäude entgegen. Die erschreckten Patres hatten wie Thyßka die Ordenstracht weggeworfen und Verkleidungen gewählt, wie sie jedem zunächst in die Hände gekommen waren. Hastig durchschritten die Flüchtigen einen finstern gewölbten Gang, den ein

Gitterthor verschloß. Anselmo, der Pförtner, öffnete es; so kamen sie in den zweiten kleinen Hof, der nur zu wirthschaftlichen Zwecken benutzt wurde. Diesen trennte eine Mauer von dem Gehöft des von hinten an das Gebäude stoßenden Nachbargrundstücks, durch welche eine enge Pforte führte, die nur von der innern Seite verriegelt war. Es kostete Mühe, die alten, halb verrosteten Riegel der nie benutzten Thür zurückzuschieben; endlich gelang es, das Rettungspförtchen sprang auf, und die bebenden geistlichen Väter, besonders der vor Angst schlotternde Fabricius, klemmten sich hindurch. In dem Augenblicke, als die Thür sich hinter ihnen schloß, belehrte ein krachendes Getöse und wildes Geschrei hinter ihnen die Flüchtenden, daß die Hauptpforte nach der Straße gesprengt sei und der Schwarm eindringe. Sie stürzten daher mit verdoppelter Hast vorwärts, in das Nachbargehöft hinein, ohne zu wissen, wohin sie sich von dort für die Nacht wenden sollten, in der finstern unruhigen Stadt.

Die erste Schwierigkeit war die, aus dem Hause fort auf die Gasse zu gelangen. Der Pförtner kannte zum Glück einen der Bewohner. Es war ein Schlosser, ein armer, aber rechtlicher Mann, der katholischen Kirche eifrig zugethan. Anselmo wußte wo er schlief, und pochte leise an das Fenster des im Erdgeschoß nach dem Hofe hinaus liegenden Kämmerchens.

Der Alte steckte den Kopf heraus. „Noch nicht genug des Lärmens heut?“ fragte er mürrisch. „Was gibt es denn?“

Anselmo gab sich zu erkennen, während die Flüchtenden sich noch zurückgezogen im Dunkel hielten. Der Alte rief alle Heiligen an über das unerhörte Ereigniß, daß die frommen Väter flüchten sollten! Er erbot sich, ihnen Ob-

dach für die Nacht zu geben, wenn sie sich mit seiner engen Räumlichkeit behelfen wollten. Doch wollte er ihnen auch das Haus öffnen und sie nach der Moldau hinunterführen. Dies schien das Räthlichste; denn der Schlosser hatte einen Freund und Verwandten, welcher Schiffer war und dessen Haus so lag, daß man durch dasselbe unbemerkt ans Ufer gelangen konnte. Auf einem Nachen konnten dann die Flüchtigen unter dem Schutze der Verkleidung leicht die Stadt verlassen, um einstweilen unfern derselben bei einem Landbesitzer, einem Freunde des Priors, eine Zufluchtsstätte zu suchen, bis man erführe, was ferner in der Stadt vorgehe, und ob es zu wagen sei, dahin zurückzukehren.

Nachdem der Schlosser in Schuhe und Wamms gefahren war, machte sich der Zug auf. Die Dunkelheit der Nacht und die allmälig eingetretene Stille in den Straßen begünstigte die Flucht. Ohne Hinderniß wurde das Haus des Schiffers erreicht. Der Schlosser pochte ihn aus dem Schlafe, und bald wurde ihnen das kleine Gehöft geöffnet. Eine Viertelstunde später saßen die heiligen Väter sammt Fabricius in einem Nachen, auf dem sie stumm den Strom hinunterschwammen. So gelangten sie sämmtlich glücklich aus der Stadt.

Achtzehntes Capitel.

Am Morgen nach der That auf dem Hradschin schickten Xaver und Wolodna, welche die Nacht wieder in ihrer Herberge zugebracht hatten, sich an, zum Grafen Thurn zu gehen. Therese begleitete sie.

Vor dem Palast des Grafen Thurn war schon Alles in voller Lebendigkeit. An dem Ende der Straße hielt eine Abtheilung von Reitern; vor dem Hause selbst stand eine Schaar von Landsknechten. Das Thor war weit geöffnet. Im Hofe lagerten, wie vorgestern, Bewaffnete aller Gattungen. In der Mitte loderte ein großes Wachtfeuer. Kessel zur Bereitung des Frühmahls waren angesetzt. Einige schürten die Flammen, Andere rührten in den Kesseln; die Meisten setzten ihre Waffen in Stand.

Ein alter treuer Diener, der Hauswart Balthasar, trat den Kommenden freundlich entgegen: „Der Herr Graf hat befohlen, daß ihr Beide“, er wandte sich zu Wolodna und Xaver, „sogleich zu ihm hinaufgehen sollt. Eure liebe Tochter hier wird in meiner Wohnung bei meiner Frau bleiben, bis der Herr Graf mit euch Beiden gesprochen. Er will sie dann selbst zur Frau Gräfin führen.“

Therese folgte dem Alten. Xaver und Wolodna wurden in das Zimmer des Grafen geführt. Er war allein, mit Schreiben beschäftigt.

„Ah, da seid ihr, meine wackern Freunde“, begrüßte er sie, und stand auf, um ihnen die Hand zu schütteln. „Ihr habt mir gestern redlich geholfen! Es war zwar, zu meiner Freude, nicht nöthig, daß ihr voranginget und das Eis

brachet; denn sie, denen es näher oblag, haben das Ihrige gethan; ihr aber auch überall das Eurige. Auch eure Freunde" — Czernig und einige andere rüstige Männer des Gebirges waren gerüstet zugegen gewesen — „haben sich als wackere Männer gezeigt! Jetzt stürzt der Strom die wilde Bahn vorwärts. Nun kommt es darauf an, ihn zu leiten, daß er nicht überbrause. Dabei sollt ihr mir wiederum helfen! — Setzt euch", gebot er freundlich, „wir wollen im vollen Vertrauen miteinander reden!"

„Vorwärts müssen wir jetzt, das leidet keinen Zweifel", begann er, „hier ist kein Stillstehen möglich und kein Zurückgehen. Ein Schritt, um den wir heut weichen, kann uns Alles kosten, was wir gestern gewonnen haben. Und wir müssen das Künftige sorgfältig vorbereiten! — Ihr seht es ein", fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „der Kaiser kann es uns nicht vergeben, daß wir so mit seinen Statthaltern verfahren sind, wie es gestern geschehen. Wir müssen also gerüstet sein, seiner Gewalt mit Gewalt zu begegnen!"

„Ich denke", meinte Wolodna bedenklich, „des Kaisers gnädigste Majestät müssen wir in Ehren halten, und es wäre großer Frevel, etwas dawider zu unternehmen!"

„Freilich, freilich", fiel Thurn ein. „Allein der Kaiser ist in den Händen seiner Statthalter. Die sind verjagt! Sie werden ihm unsere gerechte Nothwehr als die frevelhafteste Empörung darstellen. Lobkowitz und Sternberg freilich nicht; sie gehen auf ihre Schlösser und halten sich still, denn unter dieser Bedingung habe ich ihnen sicheres Geleit zugesagt. Allein die andern Beiden und ihre Creatur, der schleichende Giftmischer, dieser Geheimschreiber Fabricius, sie werden uns anschwärzen, als wären wir die schwärzesten Teufel der ganzen Hölle! — Es war mir lieb, daß sie nicht

umkamen, doch es ist mir unlieb, daß sie auf und davon sind!“

„So sind sie fort?“ fragte Xaver.

„Freilich“, antwortete der Graf mismuthig. „Zwei wenigstens, Martiniz und der heimtückische Schleicher Fabricius. Slawata ist noch im Hause des Oberstkanzlers, das ihm Schutz verliehen hat, den ich aus wichtigen Gründen achten muß. Entrinnen kann er uns aber nicht. Von den beiden Andern habe ich noch keine Spur; zur Stadt hinaus müssen sie sein. Ich habe überall, wo ich sie irgend vermuthen konnte, bei Allen, die der römischen Kirche mit fanatischem Eifer anhangen, in allen Klöstern, besonders in den Gebäuden der Jesuiten Nachsuchung halten lassen. Vergeblich! Theilweise hatten die Herren Confratres der Gesellschaft Jesu, durch ihr böses Gewissen gemahnt, sich schon selbst aus dem Staube gemacht. Sie sind uns nur zuvorgekommen. Denn die Jesuiten müssen fort, sonst gewinnen wir keine ruhige Stunde im Lande! — Nun, seht ihr wol, Freunde“, wandte er das Gespräch wieder zu der Hauptsache, „alle diese unsere geflüchteten Gegner werden die Saat der Verleumdung ausstreuen. Der Kaiser wird aufs äußerste erbittert werden. Legten wir die Hände in den Schoos, was wäre die Folge? Sie schickten uns, da die Böhmen meist zu uns halten, ein Heer ausländischer Regimenter, Spanier, Ungarn, Lombarden, Kroaten ins Land, und wer dann nicht schnelle Füße hätte, würde bald um einen Kopf kürzer sein! Ich und ihr und alle die Unsrigen! Wenn wir uns aber jetzt entschlossen rüsten, ein Heer ins Feld stellen, dann werden sie sich bedenken, und uns bewilligen, was wir zu fordern ein Recht haben. So bewahren wir den Frieden. Wir wollen nichts wider des Kaisers Majestät! Bewahre uns der Himmel! Aber wir

wollen unsere verbrieften Rechte wirklich ausgeführt sehen und Bürgschaft dafür haben!"

„Ja, das wollen, das müssen wir", sprach Xaver entschieden.

„Ja, das müssen wir", bekräftigte der Graf, „und dazu bedarf es nur unserer Entschlossenheit. Wir müssen uns verstärken. Alles, was uns anhängt im ganzen Lande, muß unter die Waffen gerufen werden. Noch heut will ich ein Aufgebot erlassen an die ganze böhmische Nation, daß sie sich rüste zur Vertheidigung ihrer Rechte. Jeder zwanzigste Mann soll sich als Bewaffneter stellen. Ein gedrucktes Manifest soll ergehen, damit ganz Deutschland erfahre, was uns zum Aeußersten getrieben hat; wir wollen unsere Rechtlichkeit und Ehre wahren, damit unsere Sache Helfer und Freunde überall finde. Der Kaiser wird uns alle Kräfte aller seiner Länder entgegenstellen; so müssen auch wir uns Bundesgenossen in allen Ländern suchen, wo unsere Glaubensverwandten wohnen. Deshalb, Wolodna, wollte ich dich nach Schlesien, dich, Xaver, nach Sachsen senden. Ihr sollt uns dort Freunde, sollt uns Mannschaften werben. Mit allem Nöthigen dazu sollt ihr reichlich versehen werden; ich denke, es ist ein guter, ein ehrenvoller Auftrag! Was meint ihr, schlagt ihr ein?"

„Ich bin bereit, noch heut", rief Xaver feurig.

„Auch ich, Herr Graf, soweit es in meiner Kraft steht", antwortete Wolodna; „was ein geringer Mann wie ich vermag ..."

„Was, geringer Mann!" unterbrach ihn Thurn, indem er die dargebotene Hand kräftig faßte. „Ihr seid mir kein geringer Mann! Glaubt Ihr, ich wäge die Leute nach Rang und Titel, nach vermoderten Adelsbriefen und Vorfahren, die beide in Staub zerfallen? Das mag bei Hofe,

bei Pfaffen und Schranzen die Weise sein, wenn es gilt, fette Pfründen und Gnaden zu vergeben. Ich sehe mir den Mann selbst an! Denn wir haben hier nicht Leckerbissen in Muße zu verzehren. Wir werden Arbeit haben mit dem Schwert und mit dem Kopf! Gefahr und Entbehrung, und dann erst, wenn es Gott will, späten Lohn! Dazu braucht man Männer, die Herz, Kopf und Faust haben. Das habt ihr, ihr, Beide! Von dem Augenblicke an, wo ihr mich zu Lowositz um meinen Beistand antratet, wußte ich, daß ich in euch Männer fand, auf die auch ich in der Noth zählen könnte!"

Das hingegebene volle Vertrauen, welches Thurn aussprach, verdoppelte die Flammen des Eifers, die schon in Beiden emporgeschlagen waren.

„Ja, das könnt Ihr, Herr Graf, bei Gott, das könnt Ihr!" rief der alte Wolehna und die Thränen traten ihm ins Auge. „Mein grauer Kopf ist Euer!"

„Er ist unserer Sache, und ich hoffe ihn noch mit einem Ehrenkranz zu schmücken", entgegnete Thurn. —

Ein Diener trat ein. „Die Frau Gräfin hat herübergeschickt", meldete er, „und läßt anfragen, ob sie den Herrn Grafen jetzt sprechen könne."

„Ich werde sogleich selbst hinüberkommen", erwiderte Thurn rasch, und winkte dem Diener, sich zu entfernen.

„Die Zeit drängt, Freunde! Ich werde in der Schloßkanzlei die Briefe, die ich euch mitgebe, ausfertigen lassen. Dort sollt ihr auch die erste nothwendige Summe zu eurem Geschäft in Empfang nehmen und die Anweisungen auf Weiteres erhalten. Am Mittag findet euch dort bei mir ein. Morgen könnt ihr aufbrechen. Jetzt wollen wir noch ein anderes Geschäft, das nur uns allein angeht, abthun.

Eure liebe, schöne Tochter, Wolodna, ist doch mit Euch gekommen?“

„Sie verweilt drunten, wie Ihr es befohlen habt, Herr Graf“, antwortete Wolodna.

„So will ich sie jetzt gleich selbst zur Gräfin Thurn führen“, antwortete er. Er schellte; der alte Balthasar erschien. Thurn gebot ihm, Theresen heraufzuführen. — —

Sie trat ein. Ein leichtes Erröthen erhöhte ihre edle Schönheit. Thurn schritt freundlich auf sie zu, bot ihr die Hand und sagte:

„Willkommen hier in Prag! Es sieht freilich jetzt etwas unruhig bei uns aus, allein ich denke Eurer lieben Tochter“, wandte er sich zu Wolodna, „doch einen stillen, friedlichen Aufenthalt zu verschaffen! Wir wollen gleich zur Gräfin hinüber!“

Sie gingen durch einige Zimmer.

„Bist du allein, Elisabeth?“ fragte Thurn, indem er eine Thür halb öffnete und in das Gemach blickte, „ich bringe dir hier unsern jungen lieben Schützling!“

Er nahm Theresen bei der Hand und trat mit ihr ein. Wolodna und Xaver folgten.

Die Gräfin Thurn war eine hohe, feine Gestalt; aus ihren Zügen sprach das mildeste Wohlwollen. Sie kam Theresen mit einem freundlichen Lächeln entgegen, doch schien sie schmerzlich bewegt.

„Du hast die Heimat verlassen müssen, liebes Kind“, sagte sie, indem sie Theresen, die sich beugte, um einen Kuß auf ihre Hand zu drücken, davon zurückhielt und sie auf die Stirn küßte; „du sollst hier eine neue finden, und wir wollen Alles thun, daß du die alte nicht zu schmerzlich vermissest!“

Eine süße Beklemmung erfüllte Thereſens Bruſt bei dieſer ſo milden, troſtreichen Begrüßung. Ihre eigene edle Geſinnung ließ ſie die der Gräfin um ſo tiefer empfinden. Die Worte verſagten ihr, ſie vergoß ſanfte Thränen.

„Faſſe dich, liebe Thereſe“, ſagte ihr Vater tröſtend; „vergebt ihr nur, gnädigſte Gräfin! Sie iſt gar zu bewegt, wir haben zu Schreckliches erlebt, was ihr noch immer in Herz und Sinn liegt und ſie ſo weich und unruhig macht.“

Auch der Gräfin drangen die Thränen ins Auge; ſie bezwang ſich kaum.

„Dies iſt der Vater und dies der Verlobte unſerer Pflegebefohlenen“, nahm Thurn das Wort, und führte Beide der Gräfin zu; „wackere Männer, die mir treu zur Seite geſtanden haben und ferner treu zur Seite ſtehen werden!“

„Ich will dieſem lieben Mädchen zu vergelten ſuchen, was ſie dir thun“, antwortete Eliſabeth und nahm Thereſens Hand.

„Ich habe nicht Worte, Frau Gräfin, Euch für ſolche Aufnahme zu danken“, ſagte jetzt Thereſe, die ihre Faſſung wieder gewonnen hatte; „laßt mich verſuchen, es künftig durch meine Handlungen zu thun!“

„Wir werden uns gegenſeitig viel Liebes thun können“, antwortete die Gräfin; „meine Tochter Thekla wird in dir eine ältere Freundin finden; ſie iſt erſt ſechzehn Jahre! — Darf ich unſere Pflegebefohlene ſogleich zu Thekla hinüberführen?“ wandte ſich Eliſabeth zu Thurn; „ich muß dich nothwendig allein ſprechen!“

Thurn bejahte. „Ihr dürft darum noch nicht Abſchied nehmen“, ſagte er, da Thereſe, offenbar in der Beſorgniß, es ſei ſchon der Augenblick der Trennung gekom-

men, ihren Vater bewegt anblickte. „Geht mit hinüber, Woldna und Xaver; schüttet eure Herzen noch gegenseitig aus. Dann kommt an den Ort, wohin ich euch beschieden habe. Morgen freilich müßt ihr aufbrechen! Der Abend bleibt uns noch!“

Die Gräfin nahm Therese bei der Hand und ging mit ihr und den beiden Männern zu ihrer Tochter hinüber. „Ich kehre gleich hierher zurück zu dir, lieber Thurn!“ sagte sie im Abgehen.

Als sie wieder eintrat, hatte sich die Bewegung, die man ihr im ersten Augenblicke ansah, noch gesteigert. Sie ging auf Thurn zu, faßte seine beiden Hände, blickte ihn innig an und sagte aus voller Brust: „Lieber Freund, gewähre mir eine Bitte!“

„Jede, die ich vermag“, antwortete Thurn; „allein was hast du? Du bist ganz außer dir!“

„Gib Slawata frei“, sagte sie mit tiefster Bewegung.

„Elisabeth!“ erwiderte er staunend, „wie kommst du zu dieser Bitte? Er ist von allen unsern Gegnern der gefährlichste!“

„Gott hat ihn in Schutz genommen“, erwiderte die Gräfin; „legt nicht ferner Hand an ihn! Erfülle meine Bitte, wenn du es irgend vermagst!“

„Wenn ich es vermag“, wiederholte Thurn in einer Weise, die seinen eigenen Zweifel an dem Recht solcher Handlung ausdrückte. „Allein sage mir, was ist vorgegangen, daß du gerade das bittest? Hat die großmüthige Handlungsweise Polyxena's von Lobkowitz dich so erfüllt? Möchtest du mit deinem weichen Herzen ihrer kühnen Gesinnung nacheifern?“

„O nein“, entgegnete Elisabeth, „ich weiß, daß ich

nur Mitleid gehabt hätte für die unglücklichen Flüchtigen, wie ich sie jetzt nur für den Einen habe, dir gegenüber. Allein ich muß für ihn bitten! Slawata's Gattin war bei mir, in Thränen, angsterfüllt; sie fleht durch mich zu deiner Großmuth!" *)

„Das hat die stolze Lucia von Neuhaus gethan?" fragte Thurn verwundert, doch nicht ohne Bitterkeit; „sie ist bittend zu dir gekommen?"

„Ermiß aus der Schwere dieses Schrittes für sie die Schwere ihres Leides!" entgegnete Elisabeth warm.

„Slawata ist der Schuldigste von Allen!" sprach Thurn lebhaft.

„Laß seine Schuld!", bat die Gräfin, „sieh nur auf ihr Geschick, höre nur ihre Bitte!"

„Ich sehe auch die göttliche Vergeltung!" antwortete Thurn ernst.

„Sie hat der Himmel gesendet — sein ist die Rache! In deine Hand legt er die Milde —"

„Legt er Beides", unterbrach sie Thurn. „Ist hier die Strenge nicht Pflicht? Wer soll bestraft werden, wenn er nicht bestraft wird!"

„Strafet Niemand!" antwortete die Gräfin sanft. „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen! O wenn dies eine Wort des Herrn das Grundgebot aller Bekenntnisse wäre, sie würden alle Raum finden auf dieser Erde und friedlich nebeneinander wohnen!"

Thurn war unentschlossen.

„Es wäre schön, Elisabeth, allerdings, wenn es so wäre!" sagte er, da sie ihre feuchten Blicke schweigend auf ihn heftete. „Doch da die Einen nur die Verfolgung und

*) Historisch.

die Rache kennen, ist es unmöglich, daß die Andern nur die Milde und Vergebung üben!"

„Thurn", sagte die Gräfin dringender, „denke an den Wechsel der Geschicke! Wenn ein Tag käme, wo ich von ihr erflehen müßte, was sie jetzt von *mir**) ..."

„Nein, dahin soll es nicht kommen! Ich hoffe zu Gott, es soll nicht!" unterbrach er sie warm. „Allein der erste Schritt zu einer solchen Möglichkeit wäre der", fuhr er mit gerunzelter Stirne fort, „daß ich dem unversöhnlichsten und mächtigsten aller unserer Feinde in Böhmen die Freiheit gäbe, seine Kraft *gegen* uns zu gebrauchen!" Er ging unruhig auf und nieder.

„Wenn eure Sache siegt", begann die Gräfin wieder mit sanfter Festigkeit, „so ist euch *Einer* nicht gefährlich, und siegt sie *nicht*, so kann die Wohlthat, dem Einen erzeigt, euch Allen zum Heil werden!"

„O, du kennst sie schlecht, Elisabeth, diese Männer der Jesuitenschule!" rief Thurn, indem er, seine raschen Schritte plötzlich hemmend, vor ihr stehen blieb. „Du meinst, sie würden Großmuth üben, wenn die Macht wieder in ihrer Hand wäre, weil ihnen Großmuth geworden? Weißt du nicht, daß den Undankbaren deine Wohlthat so drückt, daß er eben ihretwegen dein erbittertster Feind wird? Wenn Slawata mir *Alles* vergeben könnte, so könnte er mir doch nimmer vergeben, daß er mir Leben und Freiheit schuldete!"

Die Gräfin hatte so harten Widerstand nicht vermuthet. Sie war es gewohnt, daß ihr Gemahl jedem ihrer Wünsche Gehör schenkte, weil sie so selten, so bescheiden, so Billiges bat. Sehr bewegt begann sie noch einmal: „Thurn! die

---

*) Historisches Wort.

Unglückliche harrt auf deinen Ausspruch. Soll ich ihr das Todesurtheil ihres Gatten melden?"

„Elisabeth", sagte Thurn mit ernstem Blick, „du weißt nicht, wie Gefährliches du von mir verlangst; auch könnte ich nicht auf eigene Verantwortlichkeit handeln! Ein Todesurtheil", fuhr er fort, da sie erblassend vor ihm stand, „soll darum dein sanfter Mund doch nicht überbringen. Glaube aber nicht, daß die reiche, stolze Tochter des Herrn von Neuhaus, die einzige Namenserbin des alten stolzen Geschlechtes, so demuthvoll und weich geworden sei, wie sie vor dir erschienen ist! Und Slawata — er in unserer Gewalt ist ein zu gewichtiges Unterpfand, als daß wir es aus der Hand geben dürften! Melde ihr denn, er werde bewacht bleiben, bis unsere Sache befestigt ist, — oder auf Bürgschaft entlassen . . . oder . . . ich will es den Ständen vorlegen, — es wird sich ein Ausweg finden."

„So ist wenigstens Hoffnung", rief die Gräfin in dankbarer Freude aus. Thurn wollte ihr die Hand reichen, doch sie umarmte und küßte ihn mit innigster Wärme. „Es ist mir, Thurn", sagte sie bewegt, „als hätte ich dein Leben gerettet!"

Neunzehntes Capitel.

Slawata lag krank, am Kopf verwundet, voller Sorge, Angst und — Erbitterung, im Hause des Oberstkanzlers, dessen Gattin ihm ebenso sorgfältige Pflege widmete, als sie ihn heldenmüthig beschützt hatte. Er befand sich, um ihn

dem Lärmen der Gasse, welche Thurn's Mannschaften besetzt hielten, möglichst zu entziehen, in einem Hinterzimmer, dessen Fenster nach dem Festungsgraben hinausgingen. Ein Wundfieber gesellte sich zu dem unruhigen Wogen seiner Gedanken. Aerztliche Hülfe war ihm durch die Bewachung des Hauses abgeschnitten; Polyxena ersetzte dieselbe durch umsichtige Sorgfalt. Sie hatte dem Kranken außerdem, ohne daß er es wußte, einen großen Dienst geleistet, indem sie es möglich gemacht hatte, durch einen prager Bürger unter den Bewachenden, den einer ihrer Diener kannte, der Gräfin Slawata Nachricht über das Befinden ihres Gatten zukommen zu lassen. Auch war sie es gewesen, die derselben als einziges Rettungsmittel den Rath ertheilt hatte, sich an die durch ihre Güte und Sanftmuth gekannte Gräfin Thurn zu wenden.

Slawata's Haus lag nur wenige Hundert Schritte von dem des Oberstkanzlers, auf dem Abhang des Berges nach der Moldau zu; dennoch war alle Verbindung mit demselben durch die besetzende Mannschaft abgeschnitten, die ebenso die Straße vor dem Hause als den Festungsgraben hinter demselben beobachtete. — — Ehrgeiz bildete die Grundtriebfeder in Slawata's Charakter. Ein unbemittelter Edelmann, von protestantischen Aeltern geboren, hatte er, nur um sich emporzuarbeiten, den entgegengesetzten Parteien seines Vaterlandes in unzuverlässiger Gesinnung angehört, und war sogar eine Zeit lang der äußersten Richtung der religiösen Dissidenten gefolgt, indem er sich zu der schroffen Sekte der Picarden hielt*), bei welchen die Lehren der Hussiten in die ausartendste Verzerrung übergegangen waren. Doch eine glücklichere Laufbahn schien sich ihm auf der gerade entgegen-

*) Historisch.

gesetzten Seite zu eröffnen, und er trug daher kein Bedenken, zu dieser überzuspringen. Dies zog ihm den höchsten Grad des Hasses seiner frühern Genossen zu, dem er seinerseits wieder durch unablässige Feindseligkeit begegnete. Inzwischen glückte es ihm durch seinen Uebertritt zur römischen Kirche, eine sehr vortheilhafte Heirath zu schließen, die ihm zu großem Reichthum und dadurch bald zu Einfluß und Ansehen verhalf. Schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahre vermählte er sich mit Lucia von Neuhaus, der einzigen Tochter des kaiserlichen Rathes und Kanzlers, Herrn zu Neuhaus im südlichen Böhmen, zu Teltz in Mähren, sowie Baron von Chlum, Koschenberg und Straz. Alle diese Titel erbte Slawata durch den Tod seines Schwiegervaters, und stand nun bald unter den vornehmsten Männern Böhmens. Er war Burggraf von Karlsstein vom Jahre 1604 bis zur Krönung des Kaisers Mathias, wo Thurn diese wichtige Ehrenstellung eines Bewahrers der Reichskleinodien und Archive erhielt, und verließ dieselbe nur, um Präsident der Statthalterschaft Böhmens zu werden. Im November des verwichenen Jahres, wo der nämliche Kaiser die zehn Statthalter Böhmens einsetzte, welche das Land bisher verwaltet hatten, wurde er auch deren Präsident. So stand er noch in frischen männlichen Jahren — er zählte fünfundvierzig — auf höchster Stelle äußerlichen Ansehens. Allein er wußte, daß er tief verhaßt war, sowol bei den Utraquisten wegen seines Abfalls als auch sonst aus dem in menschlichen Verhältnissen nie ausbleibenden Neide und der Eifersucht auf seine glänzende Laufbahn. Dadurch hatte sich auch bei ihm eine Erbitterung erzeugt, die, vereint mit dem fanatischen Eifer für die Religionspartei, zu der er übergetreten war, ihn zum unversöhnlichen Verfolger aller seiner Gegner machte; wiewol ihm sonst würdiger Sinn

und selbst Wohlwollen nicht abzusprechen war. Er hatte jetzt, wo seine nächste Zukunft so schwer bedroht war, allerdings große Ursache, an den Wahlspruch im Wappen seines Schwiegervaters, der zugleich die Inschrift seines Hauses bildete, zu denken: „Respice finem!“ Allein er that es in einem andern Sinne, als man meinen sollte. Ein energischer Charakter, wie er war, sann er schon mitten in Gefahr und Leiden auf neue Wendungen zu Glück, Herrschaft, — Rache! Die Beleidigung, die Demüthigung, die Schmach, die er erfahren, erfüllten ihn mehr mit Ingrimm als mit Furcht. Und so lag er denn auf seinem Krankenbette, schwerer von innerer als von äußerer Pein gefoltert; und heißer als die blutende Wunde an seinem Haupt brannten darin die Gedanken, die es fieberhaft erhitzten.

Polyxena von Lobkowitz hatte dem Kranken ihre Sendung zu seiner Gemahlin absichtlich verschwiegen, um, wenn der Versuch fehlschlüge, nicht durch eine scheiternde Hoffnung seine Leiden zu verschlimmern. Wie groß war daher ihre Freude, als sie, während sie sich eben bei Slawata befand, die leise überbrachte Meldung von der Ankunft seiner Gemahlin in Begleitung eines Arztes erhielt. Sie theilte dem Kranken die freudig erschütternde Nachricht vorsichtig mit, verließ dann das Gemach, und zwei Minuten später war Lucia allein bei ihrem Gemahl; denn Polyxena wollte diesem ersten Augenblicke des Wiedersehens das Recht der Einsamkeit lassen. — Er war erschütternd. Lucia flog, ohne eines Wortes mächtig zu sein, auf ihren Gatten zu und preßte in äußerster Leidenschaft ihr Haupt stumm an seine Brust; sie schluchzte nur krampfhaft. Slawata, gleichfalls sprachlos, hielt sie fest umschlossen; endlich fragte er:

„Lucia, wie ist es dir möglich geworden, zu mir zu gelangen?“

„Möglich ist es mir geworden, aber schwer, sehr schwer, Slawata“, erwiderte sie und richtete das Haupt empor. Ihre Thränen flossen noch, aber ihre Züge hatten den Ausdruck zürnenden Stolzes.

„Schwer, ich glaube es“, entgegnete Slawata, „und ich begreife kaum, wie es möglich war, da Alles rings von Wachen umstellt ist.“

„O es war nicht schwer in diesem Sinne“, antwortete sie und stand auf, „aber schwer durch das Opfer, das ich gebracht habe! Ich mußte diese Gunst erbitten, von deinem Todfeinde, von Thurn erbitten, durch die Gräfin! Slawata, das war ein harter Gang!“

„Lucia, du hast viel für mich gethan“, antwortete er bewegt. „Wie nahm man dich auf — hast du Thurn selbst gesprochen?“ fragte er mit dem Ausdruck der Besorgniß, tief Kränkendes zu hören.

„Sie nahm mich theilnehmend auf, doch ihre Milde drückte mich härter als ihr Stolz es gethan hätte; sie war — herablassend!“ antwortete Lucia.

„Herablassend!“ wiederholte Slawata und preßte die Lippen zusammen.

„Ihr Mitleiden hatte freilich einen guten Grund“, fuhr Lucia fort, „das Bewußtsein des Verbrechens ihres Mannes drückte sie. Sie äußerte, sie wolle mir hülfreich sein, denn vielleicht komme sie dereinst in die Lage, Gleiches von mir zu erbitten.“ *)

„Daß ihre Ahnung sich erfüllte!“ rief Slawata aus. „Und — hast du nichts vernommen . . .“ er stockte, „weißt du, was über mich beschlossen ist?“

„Ich habe Hoffnung, daß dein Leben nicht mehr be-

*) Historisch.

droht ist“, antwortete Lucia; „die Gräfin meldete mir schriftlich, daß Thurn über deine Zukunft mit den Ständen verhandeln werde. Einstweilen gestatte er meinen Besuch bei dir und den eines Arztes. Das wurde mir bald darauf aus der Kanzlei ausgefertigt.“

„Welcher Arzt hat dich begleitet, Lucia?“ fragte er matt, „Ist es Borbonius? Ich fühle mich recht krank.“ Er sank dabei, von der Aufregung des Wiedersehens erschöpft, in die Kissen zurück.

„Also bist du doch so krank?“ fragte sie betreten; „sie hatten mir gesagt, dein Uebel sei gering, es werde nur stärker angegeben, damit sich die Rache unserer Feinde für gesättigt halten möchte. So hätte ich doch vielleicht anders handeln sollen!“

„Wie das?“ fragte Slawata.

„Weil mich kein Arzt hierher begleitet hat, sondern Zaloska“, erwiderte sie.

„Zaloska!“ fuhr Slawata auf und sein Auge blitzte. „Zaloska! Lucia, das war ein trefflicher Gedanke von dir! Ich kann auch des Arztes entbehren!“ sagte er mit energischer Zusammenraffung.

„Ueberdies ist er nicht unerfahren in der Art der Heilkunst, wie sie das Volk in den Gebirgen übt“, sagte sie. „Er war auf dem Schlosse gefangen worden“, fuhr sie fort, „doch in dem Getümmel nach der Gewaltthat gelang es ihm zu entkommen und unser Haus zu erreichen. Er war der Erste, der mir von dem Verbrechen erzählte. Weil wir mit Recht fürchteten, daß die wilden Rotten sogleich zu uns dringen würden, flüchtete ich mit ihm den Berg hinab, nach St.-Thomas zu dem Kaplan Ambrosius. Dort legte er seine Waffenstücke ab, vertauschte seine Kleidung gegen ein schwarzes Wamms, das ihm der Kaplan verschaffte, und

schnitt sich die langen wilden Haare und den Bart ums Kinn kurz ab, nach Art der Magister. So hat er mich, kaum mir selbst noch kenntlich, hierher begleitet."

„Wohl, wohl! Ich muß ihn sprechen!"

„Ich werde ihn zu dir führen", antwortete Lucia und verließ das Gemach.

In den wenigen Minuten, die sie abwesend war, entspannen sich in Slawata's Brust ausgedehnte Entwürfe. Die wunderbare Rettung aus der Gefahr des Sturzes, die fast als der unfehlbare Tod gelten durfte; die zweite in das gastliche Haus, das ihn jetzt aufnahm; die wider alles Verhoffen neu angeknüpfte Verbindung mit seiner zu jedem kühnen Unternehmen entschlossenen Gattin und einem Manne, der zwar ein niederes, aber doch äußerst zuverlässiges und energisches Werkzeug seiner Plane abgab: dies Alles bestärkte ihn in der Ueberzeugung, daß die Sache, für die er kämpfte, unter dem unmittelbaren göttlichen Schutze stehe, und daß er selbst noch zu einer großen Zukunft aufbewahrt sei. Er gerieth in fieberhafte Wallung; die fanatische Glut loderte hoch in ihm auf. Er erhob beide Hände zum Gebet und sprach laut: „Ja, jetzt weiß ich es, du fromme, heilige Mutter Gottes, zu der ich flehte in meiner Todesnoth, du selbst hast mich auf deinen Armen herabgetragen, daß ich mein Leben errettete! So will ich es fürder allein deinem Dienste und der heiligen Kirche weihen!"

Schnell wechselte bei ihm die ruhige Sicherheit der Betrachtung mit den fanatischen Erregungen. Die scharfe Kraft des Verstandes war noch geschärfter danach. So faßte er in diesem Augenblicke den festen Entschluß, des körperlichen Uebels nicht zu achten und von Stund an den Kampf zu erneuern; die Milde, selbst die Gnade der Feinde nur anzuflehen und zu benutzen, um wieder zu selbständiger Kraft

ihnen gegenüber zu gelangen. Schnell entwarf er in seinem scharfen Geiste, von einem zähen, beharrlichen Willen unterstützt, was er zunächst für Schritte zu thun habe und was er aus seinem jetzigen Standpunkte möglich machen könne. Zuerst mußte er über Alles, was in Prag vorging, genaue Auskunft haben. Das gab ihm zugleich den richtigen Maßstab über seine eigene Gefahr. Er hoffte auf diese Weise mit Sicherheit zu erfahren, ob und was ihm noch drohe. Dann galt es die Mittel in Bewegung zu setzen, um dem überraschenden Ueberfall durch die Gewalt der protestantischen Partei Grenzen zu setzen, bevor sich seine Folgen weiter ausbreiteten. Es galt, die Fäden anzuknüpfen, mittels deren ein anfangs unsichtbares, aber desto unzerstörbareres Netz gesponnen werden konnte, um die Empörer am festesten zu umgarnen in dem Augenblicke, wo sie sich am freiesten glaubten.

Während er über diese Mittel nachdachte, trat Lucia wieder ein; Zaloska folgte ihr. Doch er hatte, so schien es, seine ganze Natur umgestaltet. Die Wildheit, die rach- und blutgierige Roheit, die sich sonst in seinem thierisch stumpfen Wesen ausdrückte, war völlig verschwunden, und mit einem bewundernswürdigen Instinct der Schlauheit hatte er sich in einen Menschen von dem unscheinbarsten Aeußern verwandelt. Das schwarze, wildstruppige Haar trug er schlicht zurückgestrichen; die trotzigen Züge zeigten nur einen stumpf phlegmatischen Ausdruck, das hyänenartig starre Auge glotzte gedankenlos unter der flachen Stirn hervor. Nur ein widerwärtiges unheimliches Lächeln und ein von Zeit zu Zeit wiederholtes scheues, doch zugleich spähendes Blinzeln, das die Augen unruhig bald zur Rechten, bald zur Linken warf, konnte dem aufmerksamen Beobachter verrathen, daß Angesicht und Haltung des Menschen nicht seine natürlichen

waren, sondern eine Larve bildeten, mit der er die Wahrheit seines Innern künstlich verhüllte.

„Sei gegrüßt, Zaloska“, redete ihn Slawata an; „wie hast du dich verwandelt! Ich würde dich nicht erkannt haben!“

„Gelobt sei Jesus Christus und die heilige Mutter Maria, die Euch erhalten haben, gnädiger Herr!“ rief der Angeredete aus und wandte Augen und Hände zum Himmel. „Laßt Euch die Hände küssen“, fuhr er dann mit tief unterwürfigem Tone fort und beugte sich, indem er auf den Boden niederknien wollte, auf Slawata's Hand.

Dieser verhinderte es. „Du bist gefangen gewesen?“ fragte er ihn.

„Auf dem Schlosse, ja. Der Offizier“, erzählte er, „hatte mich aus dem Saale, wo wir verborgen waren, hinunter gesendet in den Hof, um zu beobachten, wie groß etwa die Zahl der Leute sein mochte, die mit dem Grafen Thurn und den andern Herren vom Adel ins Schloß kamen. Als ich wieder heraufkam, erkannte mich auf dem Gange der Rebell, der Ketzer Xaver Nechodom, und nahm mich, da er von einem Dutzend bewaffneten Leuten begleitet war, gefangen.“

„Entdecktest du ihm, daß Mannschaften im Schlosse verborgen seien?“ fragte Slawata mit argwöhnischer Miene.

„Bei Leibe, Herr, nein!“ log der Bursch; denn er hatte in der Angst um sein Leben Alles entdeckt. „Er wollte wissen“, fuhr er fort, „wie ich nach Prag komme, was ich dort zu thun hätte? Ich fragte ihn dagegen, was denn er hier wolle und wie er hierher komme? Während wir noch im Zwist miteinander waren, wurde es schon unruhig im Saal; Nechodom lief dahin, viele seiner Leute

auch, und in dem Tumult entsprang ich. Ich lief weit durch die Gänge, dann eine kleine Treppe hinunter; dort warf ich Säbel und Dolch und die Pickelhaube weg, gelangte auf den Hof und mischte mich unter das zusammengelaufene Volk."

„Gut, gut!" murmelte Slawata.

„Ihr seid am Kopf verletzt, Herr", fuhr der schlaue Bursch rasch fort, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Ich verstehe mich auf die Heilung mit guten Kräutern. Meine Mutter Zdenka war eine weise Frau! Sie war berühmt, Wundertränke zu kochen, Salben zu bereiten und Wundenwasser; sie hat mich das gelehrt, Herr, und ich kann Euch vielleicht besser helfen als ein Arzt."

„Laß deine Wunde von Zaloska untersuchen", bat Lucia und näherte sich dem Bett.

Slawata ließ es geschehen. Mit vorsichtiger und geschickter Hand löste Zaloska das seidene Tuch, das noch über den eigentlichen Verband, den die Gräfin Polyxena selbst angelegt hatte, um den Kopf geschlungen war, und nahm dann den Verband selbst ab.

„Das muß schmerzhaft sein, gnädiger Herr", sagte er, die Wunde besichtigend, „aber es ist nicht gefährlich und es wird bald heilen."

„Glaubst du?" fragte Slawata.

„Gewiß, gewiß, gnädiger Herr! Der Schädel ist unverletzt, nur die Haut weggeschunden."

„Ich fühlte, daß ich im Sturz mit dem Kopf an ein Fenstersims hinstreifte", bemerkte Slawata.

„Man hätte das Haar mehr wegschneiden sollen", meinte Zaloska, der die Wunde genauer betrachtete. „Ich werde Euch einen neuen Verband auflegen, Herr! Wenn Ihr weiter nicht krank oder verwundet seid, braucht Ihr

keinen Arzt, außer Zaloska. Das kann er schon selbst heilen."

„Siehst du", sprach Lucia, „ich hatte gut gewählt."

„Das hattest du", erwiderte Slawata.

Während Zaloska, der einiges Verbandzeug mitgebracht hatte, dieses ordnete und wieder hinausging, um noch ein Gefäß mit lauem Wasser zu holen, befragte Slawata seine Gattin über die Zustände in der Stadt, über die Maßregeln, die man getroffen habe. Diese berichtete ihm, was sie wußte.

„Ihr Zorn wüthet vorzüglich gegen die heiligen Väter der Gesellschaft Jesu", erzählte sie ihm. „Ich hörte schon, daß sie einen festen Beschluß fassen wollen, der alle Jesuiten aus dem Lande verbannt und ihnen ihre sämmtlichen Güter raubt."

„Güter!" rief Slawata; „was besitzen sie denn hier in Prag? Ein paar alte Gebäude, die nicht dreitausend böhmische Schock werth sind; und in ganz Böhmen sind ihre Besitzthümer nicht der Rede werth. Es gehört mit zu den vielen Verleumdungen gegen den Orden, daß man ihn für so reich ausschreit. Die Statuten verbieten ihm ja andern Erwerb als zu öffentlichen, nützlichen Zwecken."

„Sie werden die Maßregeln nicht abwarten", antwortete Lucia; „aus Prag wenigstens sind die Väter schon, soweit ich höre, sämmtlich entflohen."

„Entflohen?" rief Slawata. „Das ist schlimm! Hier wäre noch viel zu retten! Doch ... es ist dennoch wol besser", besann er sich, „denn sie können von außen her wirksamer sein als hier. Ist der Pater Tyßka auch fort?"

„Das ganze Gebäude soll leer sein, hat mir Zaloska erzählt."

Dieser trat jetzt mit einer Schüssel warmen Wassers, einem Schwamm und anderm Verbandgeräth ein. Er wusch die Wunde Slawata's, schnitt ihm das Haar etwas von der Seite weg, löste das geronnene Blut ab und legte den neuen Verband an.

Inzwischen hatte sich Slawata Tinte und Feder reichen lassen und begann auf einzelnen Zetteln Allerlei zu schreiben. Er mischte lateinische, deutsche und böhmische Worte, setzte Zahlen und andere Zeichen dazwischen, strich Vieles aus, schrieb Anderes doppelt, sodaß der Inhalt ohne langes Studium von einem Dritten nicht zu entziffern war und der Zettel überhaupt das Ansehen hatte, als sei er ganz willkürlich bekritzelt und bedeute gar nichts.

„Wenn du mir getreu dienen willst, Zaloska, so wirst du großen Lohn empfangen", redete er diesen an, nachdem seine Arbeit fertig war. „Verbirg diese Zettel an deinem Körper, oder wie du irgend weißt. Es sind ihrer fünf; ich habe sie nach der Größe der Blätter geordnet. Der kleinste ist der wichtigste. Ihn trägst du zu dem Sacristan der Schloßkirche; er wird ihn durch den Kaplan zu dem Herrn Erzbischof gelangen lassen. Unstreitig ist Se. Hochwürdige Gnaden geflüchtet; allein der Kaplan wird hier geblieben sein und wissen, wo sich der Herr Lohelius jetzt aufhält. Den zweiten Zettel, der Größe nach, bringe an den Hauptmann der Mannschaften, die ich im Schlosse bereit gehalten hatte."

„An unsern Hauptmann Paul Palhoy?" fragte Zaloska.

„An ihn", sagte Slawata. „Mit dem dritten suche meinen Geheimschreiber Fabricius auf ..."

„Das wird schwer halten", fiel Zaloska ein, „denn ich war schon in seinem Hause und hörte von seiner Frau,

daß er vom Schlosse gar nicht wieder dorthin gekommen ist. Niemand weiß, wo er sich verborgen hält, oder ob es ihm gelungen ist, aus der Stadt zu flüchten."

„So gib ihn seiner Frau; sie wird am zeitigsten erfahren, wo er sich befindet, wenn sie es nicht schon jetzt sehr gut weiß. — Aber mit den beiden andern Zetteln hat es größere Schwierigkeit", fuhr Slawata fort. „Sie sind für den Herrn Wolfgang Salender von Prossowitz, Abt zu Braunau, und für den Abt des Klosters Strahow, Herrn Kaspar von Questenberg, bestimmt. Sie waren gestern noch Beide in der Stadt. Allein wo sie heute sein mögen, wer kann es wissen?"

„O, Herr", entgegnete Zaloska, „ich will es schon ausforschen; ich frage bei den Klosterpförtnern der ganzen Stadt nach!"

„Ganz recht", antwortete Slawata. „Der Abt von Braunau hat öfters bei den Theatinern seine Wohnung hier in Prag genommen, und der Abt von Strahow ist vielleicht noch im Kloster, wie sehr er auch Ursache haben mag, die jetzige Gewaltherrschaft zu scheuen. Du mußt nur vorsichtig dort nachfragen."

„Macht Euch nicht Sorgen darum, gnädigster Herr", erwiderte Zaloska und kniff die grauen glotzenden Augen pfiffig zusammen. „Ich werde die Zettel doch bestellen! Haben wir nicht Freunde genug in der Stadt, auch aus der Gegend von Braunau? Schwerer ist es hier, die Zettel aus dem Haus und der Gasse zu schaffen. Sie haben uns ganz durchsucht, als wir herkamen; sie werden das gewiß wieder thun, wenn wir fortgehen."

„Gib mir einige der Zettel", forderte Lucia.

„Nein", widersetzte sich Slawata, „dich möchte ich nicht gefährden!"

„Nein, allergnädigste Frau!“ bat zugleich Zaloska. „Allein laßt mich nur machen!“

Er schob einen Zettel unter das Futter seiner Mütze; in zwei andere wickelte er Leinwand und Charpie ganz offen ein, und die zwei letzten rollte er in zwei feine Streifen gefalzt, um seinen Stock, sodaß er sie beim Angreifen desselben mit der Hand bedeckte; zur Vorsicht wickelte er aber doch noch eine grüne Schnur darüber, sodaß dieselbe eine Art von Knopf bildete, unter dem das Papier verborgen war. — Slawata besprach während dessen noch Vieles leise mit seiner Gemahlin, bis diese endlich schied, doch am nächsten Tage wiederzukommen versprach.

Es geschah. Zaloska begleitete sie in der nämlichen Verkleidung wie das erste mal. Er hatte keck und schlau Alles pünktlich besorgt, was ihm Slawata aufgetragen. Neue, mündliche und schriftliche Aufträge führte er ebenso geschickt aus. Auf diese Art knüpfte sich ein Gewebe von verborgenen Fäden an, wodurch Slawata nicht nur von Allem in Kenntniß erhalten wurde, was seine Gegner beschlossen oder beabsichtigten, sondern auch in der Stille schon die Mittel vorbereitete, um zu günstiger Zeit ihrer für den Augenblick siegreichen Macht wieder entgegenzutreten.

Während dieses Verkehrs, der sich einige Wochen fortsetzte, genas Slawata allmälig von seiner Wunde.

Zwanzigstes Capitel.

Die That des 23. Mai hatte, gleich dem Ausbruch eines Vulkans, den sichern Boden der gesetzlichen, friedlichen Lebenszustände erschüttert und was darauf begründet ist in gefahrvolles Wanken, Manches sogar schon zum Sturz gebracht.

Die verwegenen Vollführer des gewaltsamen Eingriffs in das Heiligthum des Friedens erkannten es als ihre erste Pflicht, fernerem Verderben gesetzloser Willkür raschen Einhalt zu thun, und den bang erschütterten Gemüthern die Sicherheit und Ruhe des Gesetzes wiederzugeben. Als zweite Pflicht lag ihnen ob, ihre That nicht nur vor ihrem Herrn, dem Kaiser, sondern vor dem gesammten Volk der Böhmen, sowie dem ganzen deutschen Vaterlande zu rechtfertigen. Dazu war am 25. Mai eine Versammlung in das Schloß auf dem Hradschin berufen. Eine zahllose Volksmenge hatte sich auf den Plätzen und in den Straßen des Hradschin und vor dem Eingang der Burg geschaart und stand in gedrängten Haufen, um die Männer, die jetzt das Geschick des Landes in Händen hielten, in feierlichem Zuge zur Berathung hinaufziehen zu sehen. Die gesammten Stände Böhmens waren in ihren drei Abtheilungen, dem Herrenstande, dem Ritterstande und den Bürgern, vertreten. Obgleich noch nicht vollzählig, da die kurze Zeit noch nicht gestattet hatte, Alle einzuberufen, doch in sehr großer Anzahl, sodaß sie den nothwendigen Maßregeln Achtung und Nachdruck zu verschaffen vermochten. Aber mehr noch als die Zahl, wirkte das Verdienst der Einzelnen. Nicht die evan-

gelischen Mitglieder der Stände allein, auch die katholischen hatten sich in ansehnlicher Vertretung eingefunden, da Thurn unmittelbar nach der That am 23. Mai, so Viele er nur vermochte, durch Boten hatte auffordern lassen, in Prag zu erscheinen, während zugleich er selbst und seine Freunde überall verkündeten, daß man durchaus keine Verfolgung der abweichenden Glaubensbekenntnisse beabsichtige. Freundschaft und Brüderlichkeit solle herrschen, und nur die gemeinsame Macht gemeinsame Uebel und die Tyrannei und Gewaltthat Einzelner abwenden, wie sie durch den Erzbischof Lohelius von Prag zu Klostergrab und durch den Abt von Braunau dort verübt worden sei.

Ein schöner, sonnenheller Lenztag begrüßte das Ereigniß, welches einen neuen Frühling über Böhmen hereinführen sollte. Auf den Thürmen der Stadt weheten Fahnen, alle Glocken läuteten, während die Ständemitglieder zur Burg hinaufzogen. Die des Herrenstandes kamen in ihren Staatswagen, die Ritter größtentheils zu Pferde von Dienern begleitet, welche ihnen am Schloßthor die Rosse abnahmen, die Mitglieder des Bürgerstandes zu Fuß, in ihrer Festkleidung. Das Volk jubelte den Einzelnen, die es kannte, auf die es besonderes Vertrauen setzte, zu und warf die Hüte und Mützen hoch, zu ihrer Begrüßung.

Therese hatte, in begeisterter Theilnahme an den Ereignissen, auch den lebhaften Wunsch gehabt, diesem feierlichen Vorgang beizuwohnen; die Gräfin Thurn dagegen wollte dies aus mancherlei Gründen vermeiden. Einestheils weil es sie in ihrem bescheidenen sanften Sinn nicht schicklich dünkte, sich zu den öffentlichen Triumphen ihres Gemahls zu drängen, anderntheils auch, weil ihr ahnendes Gemüth nicht Alles in dem Licht des Glanzes und des Glücks sah,

wie es den Meisten jetzt erschien. Auch ihre Tochter Thekla hielt sie aus ähnlichen Gründen zurück. Nur Therese also wohnte, begleitet von dem alten Balthasar und seiner Frau, zuschauend dem Aufzuge bei. Sie hatten einen sehr günstigen Platz, auf einer, einem Altan ähnlichen Erhöhung in der Nähe des erzbischöflichen Palastes, von wo sie sowol das Ganze weit übersehen, als jedes Einzelne wahrnehmen konnten. Es war ein erhebender und glanzvoller Anblick zugleich. Das Volk stand dicht gedrängt auf beiden Seiten des Weges, den der Zug nahm; Reiterpiquets waren an verschiedenen Punkten aufgestellt und Hartschiere zu Fuß mit ihren breiten Hellebarden zogen Spaliere durch die nächsten Räume bis zum Schloßthor, damit die Zugänge nicht durch das Gedränge gesperrt würden. Die Fahnen der Soldaten weheten hoch; auch bewaffnete Bürger waren in Reihen aufgestellt und halfen die Ordnung schützen, zum Zeichen, daß es nicht eine äußerliche, einzelne Macht sei, die sich hier willkürlich geltend mache, sondern daß das ganze Land sich selbst hier vertrete und sein Wünschen und Wollen ausdrücke. Aus allen Fenstern schauten geschmückte Frauen. Teppiche hingen, wie bei den großen Kirchenfesten, an den Häusern herab. Grüne Kränze und Blumengehänge zierten die Mauern und zogen sich quer über die Straßen. Die Bahn für den Zug war reich mit Blumen und grünen Zweigen bestreut. Der mailich grünende Wald und alle Gärten Prags hatten die Spende geliefert, um die Häuser und Gassen so festlich zu schmücken.

„Dort reitet unser junger Graf, Beata“, rief Balthasar seiner Frau zu und zeigte auf einen stattlich zu Roß sitzenden jungen Ritter, der den zum Hradschin ansteigenden Weg hinauf, an einem Piquet geharnischter Reiter vorübersprengte. „Seht, wie er den Schimmel in der

Gewalt hat! Das Thier ist ordentlich stolz auf ihn. Wie es den Kopf trägt und die Mähne schüttelt. Das ist aber auch ein Reiter, unser Graf Heinrich!“

Therese blickte mit erweckter Theilnahme hinüber. Sie hatte in diesen unruhigen Tagen den jungen Grafen Thurn noch gar nicht im Hause des Vaters gesehen. Er glich mehr der Mutter als dem Vater; der Adel seiner Züge verschmolz sich mit einer sanften Anmuth und sein blaues Auge blickte ebenso freundlich als feurig. Er saß zu Pferde, als sei er auf dem Sattel geboren; so leicht und sicher, so zwanglos und doch so stolz. Aus seinem jugendlich arglosen Antlitz sprach reine Freude und Begeisterung über das Glück und den Ruhm dieses Tages, der dem Vaterlande, so wähnte er, ein solches Heil gebracht und noch größeres versprach!

Theresen ergriff es mit einer unnennbaren Wehmuth, als sie den Jüngling, das Glück und der Stolz seiner Aeltern, so freudig, so hoffnungsüberreich, von der Sonne des Frühlings umleuchtet, zwischen den bewegten Volksmassen hindurchsprengen sah. Es war ihr als sehe sie ein schönes Traumbild vor sich, hinter dessen rosigem Morgenschimmer schon unheimlich düsteres Gewölk heraufziehe, als Vorbote künftiger schwerer Gewitter!

Ein Trompetenstoß ertönte. Die Führer der Soldaten gaben Signale mit dem gezogenen Schwert, die Flügelleute winkten mit Gewehren oder Hellebarden; die aufgestellten Mannschaften traten scharf gerichtet ins Glied. Es näherte sich ein mit vier prächtigen Braunen bespannter Wagen. Zwei Herren von älterem, würdigem Ansehen saßen darin. „Wer sind die Beiden?“ wandte sich Therese zu Beata. „Der im violetten Sammetkleide, mit Gold gestickt, ist der Graf Joachim Andreas von Schlick“, antwortete diese.

„Aber wer ist denn der Andere, Balthasar, der im grünen Mantel?“

„Das ist ja der Herr Wilhelm Popell von Lobkowitz, der Aeltere, du mußt ihn ja oft in unserm Hause gesehen haben!“ erwiderte dieser.

„O ja, gesehen wol“, antwortete die Frau, „allein unsereins sieht die Herrschaften ohne zu wissen, wer sie sind.“ — Therese betrachtete beide Männer, deren berühmte Namen sie wohl kannte und die nicht nur als Abgeordnete des Herrenstandes und wegen ihres Ranges und Reichthums allgemein geachtet waren, sondern auch wegen der Würde, die Ihnen ihre Jahre, ihre Ritterlichkeit und Tugend gaben.

Gleich hinter ihnen kamen wieder zwei Herren in einem Wagen. Balthasar nannte sie ungefragt. Es waren Gottlob Berka von der Daub und Wenzel von Raupowa, auch kurz Ruppa genannt. „Sie sind auch vom Herrenstande“, fügte er erläuternd hinzu. Es folgten jetzt mehrere Wagen, in denen Herren und Ritter saßen, die er nicht kannte. Plötzlich rief er: „Da, den seht euch an! Dort, den auf dem Goldfuchs, mit den schwarzen Federn auf dem Barett, im braunen Wamms mit den Goldlitzen. Das ist der kaiserliche Rath Ritter Procop Dworschetzki von Olbramowitz! Seht, was der für eine Stirn hat und ein Auge! Das glaubt nur, das ist ein Mann von Eisen, wie schon sein Vater! Ich habe auch den Vater noch gekannt, der machte schon dem Kaiser Maximilian II. zu schaffen. Und der Sohn geht in seinen Fußstapfen. Hat der einmal Ja gesagt, so bringt ihn kein Teufel und kein Heiliger zum Nein sagen! Mir däucht immer er hätte sollen Kriegsoberst werden, wie unser Herr Graf. Dazu taugt er gewiß noch mehr als zum Rath, wiewol er ein grundgelehrter Mann

sein soll.“ Therese hing mit unverwandten Blicken an der würdigen, stolzen Gestalt. Schon in hochreifen, männlichen Jahren saß er doch ungebeugt zu Roß. Halb ergrautes Haar kränzte seine hohe Stirn; die schwarzen Augen leuchteten wie Zwillingssterne unter den buschigen, fast zusammengewachsenen Brauen hervor. Seine Züge waren streng, doch der Blick freundlich und ein Lächeln schwebte um den Mund. Das Pferd hob sich im kurzen, gesammelten Galopp, es bäumte fast; der Reiter sah ruhig rechts und links und nickte nur dann und wann grüßend in die Menge hinein.

„Er gleicht der Eiche“, dachte Therese, „er bricht im Sturm, er beugt sich nicht!“

„Den ehrwürdigen Herrn im braunen Sammetkleide, der jetzt in dem Wagen mit den beiden Schimmeln herankommt, seht Euch ebenfalls recht genau an“, sagte Balthasar eindringlich zu Theresen. „Es ist der Herr Kanzler Budowecz von Budowa, ein hochgelahrter Mann. Er ist wol schon siebzig Jahre!“

Theresens Brust erfüllte sich mit Ehrfurcht, als sie den berühmten Mann erblickte, von dem sie schon durch den Vater Nechodom so Vieles gehört hatte. Ihr Auge heftete sich unverwandt auf ihn, bis er vorüber war.

„Unser Herr Graf!“ rief Balthasar plötzlich laut aus. „Seht da unsern Herrn, neben dem Freiherrn von Fels; eben biegen sie um die Ecke, dort unten, wo die rothen Hartschiere stehen.“

„Wer ist es, der neben dem Grafen reitet?“ fragte Therese, die den Namen überhört hatte.

„Es ist der Freiherr Leonhard Colon von Fels, auch einer unserer Glaubensdefensoren“, belehrte sie Balthasar,

„unser Graf und er, das sind die ersten Feldhauptleute Böhmens jetzt."

Thurn wurde von dem Volke mit Jauchzen begrüßt. Er ritt neben Colon von Fels im Schritt durch die froh bewegte Menge hin, die die Hüte und Tücher schwenkte und einmal über das andere ihm ein lautes Lebehoch, in das die Trompeten schmetterten, darbrachte. Freundlich grüßte der Graf nach allen Seiten und reichte eben so oft seinem Waffengefährten die Hand dar, sie kräftig und herzlich schüttelnd, als wolle er sagen: Wir Beide sind Eins und euer Jauchzen muß diesem so gut gelten wie mir! Colon von Fels blickte etwas stolz und unbehaglich darein. Es mochte ihn verdrießen, daß er nur der Zweite bei dieser Aufnahme im Volke war, oder eigentlich gar nicht beachtet wurde, während Thurn's Name fortdauernd die Lüfte erfüllte. Als Thurn bei der Stelle anlangte, wo Therese sich mit ihren Begleitern befand, erkannte er sie und grüßte und winkte ihnen freundlich zu. „Das ist ein Herr!" rief Balthasar und richtete sich stolz auf.

„Ach, so gut und herablassend", stimmte Beata ein, „aber mir scheint doch, er sieht recht ernsthaft aus!"

In Theresens dunkeln Augen standen glänzende Thränen der Erhebung.

Eine ganze Zeit lang bewegte sich der Strom der zum Schloß Andrängenden, noch vorüber. Balthasar beeiferte sich, den Namen eines Jeden zu nennen, den er kannte; und er kannte die Meisten.

„Das ist Christoph Vitzthum von Vitzthum, dieser, Hans Litwin von Rziczan; der auf dem Rappen dort Ritter Friedrich von Biela; der mit dem rothen Federbusch der Ritter Hans Wostrowitz von Kralowitz. Da gehen auch die Bürgerdeputirten, der gelehrte Procurator Martin

Frühwein, ein Mann von der Feder, wie unser Graf einer vom Schwert; neben ihm Valentin Kochan und Tobias Steffeck. Der dort hinten im schwarzen Wamms und Barett, das ist der Doctor der Rechte Daniel Basilius, und die Beiden, die ihm folgen, sind zwei hochberühmte Aerzte, der Doctor Borbonius und der Director des Carolinums, Herr Jessenius von Jessen; er ist kein Böhme, sondern ein Ungar, eigentlich ein Slowak, aber gut böhmisch gesinnt!"

Therese war so tief von dem Ganzen des Herganges ergriffen, daß sie diese Worte und Namen vieler ihr unbekannter Männer nur wie ein leeres Geräusch, wie einen Schall, der in einen tiefen Traum dringt, vernahm. Ihr seit Thurn's Erscheinen thränenumdunkeltes Auge sah auch die Gestalten nur halb wie hinter einem Schleier vorüberziehen.

„Sieh nur, Beata", stieß Balthasar seine Frau leise an und zeigte verstohlen auf Therese, „sie weint!"

„Weißt du", antwortete diese ebenso leise, während Therese in sich versunken auf die bewegte Volksmenge hinblickte, „mir ist auch nicht froh zu Muthe! Unser Herr sah mehr traurig als freudig aus! Ich fürchte immer ...."

„Was fürchtest du?" fragte Balthasar halb unwillig. „Ist heut nicht ein Tag des Ruhms und der Herrlichkeit für ihn und für das ganze Land? Er sah mir, wie er so prächtig vorbeiritt, aus, als wenn er der König von Böhmen wäre! Und das wird er vielleicht noch! Was klagst du also und fürchtest!"

„Daß nicht Alles so geht, wie Ihr hofft!" erwiderte Beata. „Der Mönch hat sich nicht umsonst gezeigt!"

„Was Mönch! Glaubst du auch an das Ammenmärchen?" schalt Balthasar.

„Nathanael will ihn doch gesehen haben, gerade um Mitternacht —"

„Narrheiten!" erwiderte Balthasar.

„Die alte Ursula hat ihn auch unter den Fenstern des Grafen in der Mauer verschwinden sehen!"

„Die Alte sieht Gespenster am hellen Tage; sie hat's dem Nathanael vorgeschwatzt und der leichtgläubige Narr schwatzt es nach und bildet sich zuletzt die Thorheit wirklich ein!"

„Nein, Balthasar, so ist es nicht! Der Mönch hat sich gezeigt! Und du bist doch lange genug im Hause, um zu wissen, daß das immer geschieht, wenn ein Unglück droht!"

„So lange ich dem Grafen diene, ist nichts der Art vorgekommen und ich glaube einmal nicht daran!" antwortete er.

„Freilich; seit wir verheirathet sind ist Gott sei Dank Alles glücklich hergegangen, aber als ich noch ein kleines Kind war, als wir noch in Friaul wohnten, drei Tage vor dem Tode des Vaters unseres Herrn ..."

„Nun, da warst du ein kleines Kind und kindisch", unterbrach sie Balthasar.

„Allein meine Mutter hat mir's oftmals wiedererzählt, daß in der Hauskapelle, — die Herrschaft war damals noch katholisch — um Mitternacht ein uralter Mönch in schwarzer Kutte, mit silberweißem Bart ..."

„Gott!" rief Therese laut aus, „was seh ich — der Greis mit dem silberweißen Bart — wer ist das?" Sie faßte dabei so heftig Balthasar's Arm und deutete mit der andern Hand auf einen Wagen, der eben sichtbar wurde, daß der alte Diener, der in seinem Gespräch mit Beaten ihrer ganz vergessen hatte, ordentlich zusammenschreckte.

„Der Greis dort“, wiederholte Therese und zitterte vor Aufwallung.

„Das ist ja der alte ehrwürdige Herr Caplicz von Sulewicz, Böhmens oberster Landschreiber; ja er hat seine vierundachtzig Jahre!“

„Als ob ich ihn selbst sähe!“ rief Therese aus; „ganz sein ehrwürdiges Patriarchenhaupt! — Ein Märtyrerkopf!“ setzte sie schauernd hinzu, in der lebhaft erweckten Erinnerung an ihren geliebten Vater Rechobom.

„Der alte Herr sieht wahrhaftig aus wie ein Heiliger“, sagte Beata fromm.

„Ja, ein Heiliger!“ wiederholte Therese.

„Es ist mir auch ordentlich feierlich, daß ich ihn so festlich geschmückt sehe“, meinte Balthasar; „der schöne schwarzseidene Mantel läßt ihm wie ein Priestergewand!“

„Wie Silber glänzt ihm das Haar unter dem schwarzen Barett“, sagte Beata, „und der ehrwürdige weiße Bart!“

Therese vermochte nicht zu sprechen. Eine unnennbar schmerzliche Wehmuth überwältigte sie fast; sie fühlte sich wie von einem tiefen Traum gebunden.

Das Volk grüßte den Greis mit höchster Ehrerbietung; Alle standen unbedeckten Hauptes, gebeugt. Da er wiedergrüßend das Barett lüftete, sah man seine vom lichten Silberhaar umkränzten Scheitel. Mit frommen, treuen Augen blickte er umher, über die Volksmenge hin; Friede lag auf seinem Antlitz.

„Der Ritter neben ihm in dem dunkelgrünen, goldgestickten Wamms, mit dem hohen Federhut“, fragte Beata, „muß wol auch ein sehr vornehmer Herr sein?“ Er sieht so kühn und trotzig aus, wie der alte Herr milde und fromm!“

„Es ist sein Neffe, der Ritter Paul Caplicz!“ belehrte sie Balthasar. „Ein wilder Tollkopf“, fuhr er halblaut

fort; „sie erzählen, er habe die erste Hand an die Statthalter gelegt! Er soll den Burggrafen von Karlstein zuerst ergriffen und zum Fenster gezogen haben.“

Therese hörte nichts von diesen Worten. Ihr Blick und ihre Seele hingen unverwandt an dem Greise, dessen Bild ihr so schmerzliche Erinnerungen weckte.

Sie war ganz versenkt darin.

Da schwebte hehres Glockengeläute vom Thurme der Schloßkirche herab und zugleich donnerte der Hall eines Kanonenschusses durch die Lüfte.

Therese fuhr empor.

„Das sind die Begrüßungsschüsse“, sagte Balthasar, „nun wird der Sitzungssaal geöffnet.“

Jetzt erst gewann Therese ihre natürliche Stimmung wieder, sah die Welt um sich her, den sonnigen Maitag, die wogende Volksmenge. Allein sie ertrug diese Eindrücke nicht und bat Beaten mit Thränen, aus diesem Gewühl fort, nach Hause mit ihr zu gehen.

„Um des Himmels Willen, Kind, was ist Euch denn?“ fragte diese besorgt, „seid Ihr krank?“

Therese zitterte wie im Fieber.

„Ach, Ihr wißt nicht, was ich erlebt habe! Solch ein ehrwürdiges Haupt! Die blutigen Mörderhände, die sich danach ausstreckten!“

„Heiliger Gott, behüte uns vor solchen Gräueln!“ sagte Beata zurückschreckend.

Therese blickte, von ihren Erinnerungen überwältigt, zitternd, doch unverwandt dem greisen Caplicz nach.

„Laß uns nach Hause gehen“, sagte Beata leise zu ihrem Mann.

„Ja wol, ja wol“, antwortete dieser ebenso; „sie ist ja ganz wie verstört! Der Zug ist ja auch vorüber!“

„Kommt fort, ich bitte euch, ich vermag es nicht mehr zu sehen“, flehte Therese.

Beata und Balthasar brachen mit ihr auf.

Therese ging, von Beiden gestützt; ihr Fuß schwankte. Die blutigen Gesichte wollten nicht von ihr weichen.

Waren sie Erinnerungen? Waren sie Ahnungen?

Einundzwanzigstes Capitel.

Wie verschieden die Meinung der auf dem Schloß Versammelten sein mochte, darin waren Alle für Einen, daß die durch die Gewaltthat plötzlich gesprengten Bande des Gesetzes vor allen Dingen hergestellt werden mußten, damit nicht fessellose Willkür der Massen, schlimmer als die blutigste Tyrannei Einzelner, Frieden und Heil des Landes wie ein Abgrund verschlinge. Thurn hatte schon für sich selbst mit Kraft, Eifer und Entschlossenheit gleich nach der Gewaltthat gegen die Statthalter jeden Ausbruch zügelloser Leidenschaft der Menge gehindert. Zumal hatte er gedroht, gebeten und beschworen, daß nichts Feindseliges gegen die Katholiken unternommen werde, damit die verzweifelte That der glaubensbedürftigen Protestanten nicht ein falsches, gehässiges Ansehen gewinne. Diese Gesinnung wollte er, bei allem Ernst, aller Heftigkeit seiner Beschwerden auch jetzt in der Versammlung geltend machen.

Als die Abgeordneten ihre Plätze genommen hatten, erhob er sich daher und sprach:

„Würdige Herren und Freunde! Unser Vaterland Böh-

men hat sich in seiner Kraft und in seinem Recht muthvoll erhoben, aber nur um schreiende Unbill von sich abzuwenden, die uns seit langen Jahren durch verrätherische Diener unseres allergnädigsten Herrn des Kaisers zugefügt worden ist. Wir werden aber die gerechte Sache nicht durch gewaltsame Thaten gegen Unschuldige beflecken! Vom ersten Augenblick an habe ich, so viel ich vermochte, die wilden Ausbrüche der Leidenschaft, die sich, ohne Urtheil und Maß, in aufgestörter Volksmasse geltend machen, gezügelt und gehemmt. Es ist mir mit Hülfe meiner ehrenwerthen, getreuen Freunde gelungen, die Ruhe und das Gesetz in der Stadt schon am gestrigen Tage so fest herzustellen, daß Niemandes Recht, Besitz oder gar Leib und Leben von irgendwem gekränkt ist. Schuldbewußte haben sich geflüchtet, weil sie wol vermuthen durften, daß sie zur schweren Rechenschaft gezogen werden würden. Aber nur auf Berathung und durch Rechtsbeschluß soll es geschehen. Kein Einzelner darf Rache oder Gewaltthat am Einzelnen üben. Wollt ihr mir und meinen Freunden euer Vertrauen schenken, bis wir ein geordnetes Regiment eingesetzt haben, für Recht und Sicherheit Sorge zu tragen, so verpfände ich Ehre und Leben dafür, daß Prag und Böhmen ganz so unter dem Schutz des Gesetzes stehen soll wie jemals bisher. Kein Einzelner hat für Recht, Eigenthum oder Leben zu fürchten. Vertraut ihr uns Das an, so rufet euer Ja!"

Es erscholl wie aus einem Munde.

„Das war", fuhr Thurn zu sprechen fort, „die erste Pflicht unserer Versammlung; kein Schuldloser durfte ferner in Furcht leben in Böhmen oder in seiner Hauptstadt. Wir haben jetzt die zweite zu erfüllen, Rechenschaft von unserer That zu geben, vor euch, vor des Kaisers Majestät, vor der ganzen Welt."

Ein lauter, allgemeiner Zuruf begrüßte diese Worte.

„Unzählbare schwere Bedrückungen", fuhr Thurn mit erhobener Stimme und tief gefurchter Stirn fort, „sind es, die uns zum Aeußersten getrieben, weil es kein anderes Mittel mehr gab. Der unerträgliche Druck, den alle utraquistische Glaubensgenossen erduldet, die Schließung ihrer Kirchen, die verruchte Grausamkeit, mit der sie gemishandelt wurden, um sie mit Zwang wieder zur päpstlichen Kirche zu treiben, schrie zum Himmel auf! Wir mußten ihn abschütteln, wollen aber nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Auch haben wir Alle gemeinsam viele andere, gerechte, dringende Beschwerden, gegen die wir uns in treuer Einigkeit erheben müssen. Wir Alle haben, nicht jetzt allein, sondern seit langen, langen Jahren schon, geduldet und geseufzt unter den Ränken und der Tyrannei treuloser Verwalter! Fremde Söldner sind uns ins Land geführt worden, die sich genährt haben von den Früchten unseres Feldes, gedüngt mit dem Schweiß unserer Landleute!"

Ein unwilliges, zustimmendes Murmeln in der aufhorchenden Versammlung, ließ ihn einige Augenblicke schweigen.

„Ich spreche nicht von meinen Glaubensgenossen allein! Werden wir aber nicht Alle durch unerhörte Steuern belastet, die Folgen solcher verrätherischen Unternehmungen? Wer sollte die Kriegskosten zahlen? Wir, gegen die der Druck gerichtet war? — — Und möchte, was einmal geschehen und vergangen ist, vergessen sein. Aber wie ist die Gegenwart? Das Recht wird nach Gunsten geübt; die Processe werden in endlose Länge geschleppt, damit die Richter und Advocaten länger am Mark der Klagenden und Verklagten saugen können; die öffentlichen Gelder werden vergeudet, die Rechte der Stände, welche die des gesammten

Landes vertreten, willkürlich beschränkt.*) So verkehrten und hausten bis jetzt Diejenigen, welche im Namen des Kaisers unseres erwählten Königs das Land verwalten! Unsere Beschwerden wurden nicht gehört, weil man uns beim Kaiser verleumdete. Martinitz und Slawata, ich nenne sie ohne Scheu, waren es, die in Gemeinschaft mit den Jesuiten, die uns wider Willen ins Land gedrungen sind ....“

Hier erscholl stürmischer, bekräftigender Zuruf, sodaß der Redner inne halten mußte; nachdem es ruhiger geworden, fuhr er fort:

„Sie sind es, die beständig Gift gesäet haben, in das Vertrauen und die Liebe zwischen dem Kaiser und uns, seinen getreuen Böhmen!“

Erneuter Zuruf erscholl.

„Sie schilderten uns ihm als gräuliche Ketzer, die der Hölle verfallen seien. Darum mußten unsere Bedrücker gestürzt und diese ewigen Friedensstörer, die Jesuiten, müssen des Landes verwiesen werden.“

Aufstürmender Ausbruch der Beistimmung erscholl.

Ja, all unser Unheil schüren diese Helfershelfer unserer Bedrücker. Sie verleumden uns in Worten und Schriften, im Lande und beim Kaiser. Unsere gerechte Vertheidigung gegen solche Anschuldigung dringt nicht bis zum Thron des guten, milden Herrschers; wol aber wird sein Ohr täglich mit Anschwärzungen und falschen Anklagen erfüllt!“

„So ist es“, rief Olbramowitz mit lauter Stimme. „Ja so ist es!“ wiederholten Viele.

Thurn ließ diesen Ausbruch der Stimmung, der ihm die Wirkung seiner Worte kund that, erst vorübergehen, dann fuhr er mit ruhiger, wohl überdachter Rede fort:

---

*) Historisch.

„Kaiser Rudolf, wie Schweres er uns angethan, wollte uns wohl; er liebte die Böhmen, die ihn zum Könige gewählt hatten! Er wohnte unter uns in dieser Hauptstadt Prag. Wenn sein durch Unglück gebrochener Muth, sein einsames Sinnen und Denken ihn auch scheu gemacht hatten vor Menschen, daß er sich Allen meist verbarg, er blieb uns doch nahe, unser Wort konnte zu ihm dringen. So erreichten wir es, daß er uns den Majestätsbrief gewährte, der unsern Glauben schützen, ihm gleiche Rechte mit den Katholischen in diesem Lande geben sollte!"

Die Erwähnung dieser Verbriefung der Glaubensrechte brachte eine lebhafte Bewegung in der Versammlung hervor.

„Aber was der Majestätsbrief verspricht, wird nicht gehalten! Pfäffische Herrschsucht und jesuitische Hinterlist verfälschen ihn überall! Umtriebe aller Art werden gegen ihn und uns gerichtet, Schmähschriften der Jesuiten, die da lehren: «Man müsse uns Ketzern nicht Wort halten!»"*)

Thurn wurde, wie es ihm stets im Reden geschah, heftiger und heftiger.

„Endlos", rief er, „sind, wie ihr Alle wißt, die Bedrückungen. Zumal die arglistigen Versuche, unsere Glaubensbrüder abwendig zu machen durch Betrug, Kauf, Bestechung, Bedrohung, Bedrängung und Bestrafung! Angestellt vollends ward bisher Niemand als die Abtrünnigen; zu Aemtern befördert werden nur die Katholiken. Die protestantischen Pfarrer sind geknechtet, bedroht, verdrängt, wurden abgesetzt, verjagt! Und alles Das, wie ich fest betheuern darf, gegen den Willen des Kaisers, nur durch die Ränke solcher Diener und Verwalter des Regiments, die das gleiche Spiel spielen mit den herrschsüchtigen und feindseligen Mit-

*) Historisch.

gliedern dieser Gesellschaft Jesu, die man eher eine Gesellschaft des Holofernes heißen sollte!"

Lärmender Zuruf erscholl bei diesen Worten.

„Was Wunder, daß endlich das Gefäß überströmte", fuhr Thurn mit steigendem Eifer fort. „Ich will nicht loben, was vorgestern geschehen ist. Allein wer will uns verdammen? Wer da bedenkt, was und wie lange wir duldeten, der wird sagen, wir haben Maß gehalten! Nur die Aergsten strafte die heftige That des Augenblicks! Nur sie wurden gerichtet, wie es von Alters her in Böhmen Gebrauch gewesen, wenn das mishandelte Volk endlich selbst Recht sprach in eigener Sache wider bestochene und treulose Richter."

Ein unermeßlicher Aufruhr erhob sich in der Versammlung. „Ihnen ist Recht geschehen! Sie haben den Lohn verdient! Niemand kann uns tadeln!" erscholl der Ruf einzelner Stimmen über den Tumult im ganzen Saale.

„Freilich wird man dem Kaiser unsere Sache nicht so vorstellen!" begann Thurn wiederum. „Die gerechte, letzte Nothwehr, die wir geübt, nachdem alle Mittel erschöpft waren, o, sie werden sie ihm als die That der schwärzesten Bosheit schildern! Darum müssen wir offen vor aller Welt für uns selbst auftreten. Wir müssen ihr darlegen, was uns zum Aeußersten getrieben! Wir müssen das freie Wort der Wahrheit sprechen und es schützen durch die männliche That! Unser Recht, unsere Ehre, unsere Sicherheit fordern es! Denn unsere Feinde sind wach und der Durst ihrer Rache heiß! Böhmen! Brüder! Seid ihr meines Sinnes?"

Mit diesem Ruf trat der Graf, der die Flamme seines Eifers durch seine eigenen Worte zur höchsten Höhe geschürt hatte, mitten in den Kreis der Versammelten. Er

zog das Schwert, hob es hoch empor und rief: „Diese Waffe schütze unser Recht! Wollt ihr mir folgen?“

Alle sprangen auf von ihren Sesseln; im Augenblick waren die Schwerter entblößt, und ein Ruf der Begeisterung, des Stolzes, des Sieges erfüllte den Saal. Mit wildem Tumult stürmten die Ritter auf, umringten Thurn, ergriffen seine Hände zu feurigem Druck, schlossen ihn in seine Arme, er wurde fast erdrückt!

„Ruhig, ruhig, Freunde“, bat er; „Vieles ist zu berathen, mit Besonnenheit zu besprechen! Setzt euch wieder! Ich bitte euch!“

Nur mühsam stellte sich die Ruhe her, Alle waren so in flammenden Eifer gerathen, daß sie sich blind in jede Gefahr, auf jede noch so kühne und unbesonnene That gestürzt hätten.

„Ich habe schon gehandelt, Freunde“, redete Thurn sie von neuem an, als sie die Sessel eingenommen hatten, „was ich euch so eben nur in den Hauptzügen in Erinnerung gebracht, das ist bereits nach genauer Berathung mit einigen der ehrenwerthesten Männer des Landes in eine Denkschrift gefaßt, die wir als unser feierliches Manifest dem Kaiser übersenden und sie zugleich in alle Welt ausgehen lassen wollen, damit Niemand uns falsch nach verleumderischen Darstellungen beurtheile. Wollt ihr die Schrift hören?“

„Ja, ja“, erschallte es von allen Seiten im Saale. Einzelne riefen. „Nein! Es ist nicht nöthig! Wir wissen, was geschehen ist! Wir unterzeichnen die Schrift, wie sie da ist!“

Thurn, Graf Schlick, Budowa und vor Allen der greise Caplicz und Andere beschwichtigten diesen über das Maß gehenden Eifer.

„Ihr müßt genau wissen, was ihr thut, lieben Freunde“,

sprach der Greis, „sonst hält euch die Welt für leichtsinnig in wichtiger Sache! Wir selbst wollen, was wir aufgesetzt, noch einmal sorgfältig mit euch berathen, damit wir eines Jeden Meinung hören. In so ernster Angelegenheit muß jedes Wort erwogen werden."

Allmälig stellte sich die Ruhe her, und der Abgeordnete des Bürgerstandes, der gelehrte Martin Frühwein, der das Document abgefaßt hatte, fing an es vorzulesen. Die einzelnen Stellen wurden oft durch zustimmenden Ruf hervorgehoben oder erfuhren eine kurze Berathung. Von den katholischen Ständen war freilich nur eine Minderzahl zugegen, allein viele der Beschwerden theilten auch sie, und die Billigen unter ihnen konnten nicht leugnen, daß die Klagen der Protestanten gerecht seien. Einiges erzeugte die höchste Aufregung in der Versammlung, obgleich Thurn es in seiner einleitenden Rede schon berührt hatte. So hieß es: *)

„Das Land wird seit Jahren gepeinigt durch Umtriebe der Jesuiten, es wird überschwemmt durch Schmähschriften, die von ihnen ausgehen, durch Verleumdungen, die uns, die Evangelischen, in schwärzesten Farben schildern. Und sie lehren darin: «Den Ketzern müsse man nicht Wort halten, sondern sie zur katholischen Religion zurücktreiben oder sie ausrotten.»"

„Ja", rief Olbramowitz und stand auf: „So ist ihre Lehre! So ist ihr Thun! Mit den Jesuiten ist nicht hausen in Böhmen! Wir müssen fort oder sie!"

„Sie, sie!" erscholl der Ruf von vielen Stimmen gleichzeitig. „Fort mit diesen Heuchlern, diesen Giftmischern!"

---

*) Historisches Document.

„Ruhe, Ruhe, Freunde", ermahnte der Patriarch Caplicz. „Nicht der Sturm augenblicklichen Eifers darf sie verjagen; ein ruhiger, besonnener Beschluß muß sie verbannen, wenn sie es verdienen!"

Man hörte auf die beschwichtigende Rede des Greises und die Schrift wurde weiter verlesen:

„In unserm Majestätsbriefe, den Se. Majestät der deutsche Kaiser und böhmische erwählte König Rudolf II. zum Schutze unsers Glaubens erlassen und den Ew. kaiserliche Majestät bestätigt haben, heißt es:

«Niemand soll der Religion halber den Andern bedrängen, sondern Alle als treue Freunde für einen Mann stehen."

„Hört, ihr Böhmen! Niemand soll den Andern bedrängen", rief Paul Caplicz, der Neffe; „aber wie sind unsere Glaubensbrüder bedrängt worden durch Martiniz und Slawata und ihren hämischen Spürhund Fabricius! Darum ist ihnen Recht geschehen!"

„Ja, es ist ihnen Recht geschehen", schrien andere einfallende Stimmen.

„Ruhe, mein Sohn! Ruhe, meine Freunde", bat sanft der ältere Caplicz.

Martin Frühwein verlas weiter also:

„Niemand soll der Religion halber den Andern bedrängen. Die vereinigten Stände, Herren, Adel, die Stadt Prag, die Bergstädte und die andern sammt ihren Unterthanen, in Summa Alle, die sich zu der böhmischen, Kaiser Maximilian anno domini 1575 übergebenen Confession bekennen, «Keinen ausgenommen ....»"

„Keinen ausgenommen!“ wiederholte eine Stimme.

„sollen dieselbe frei, ungehindert aller Orten üben und verbringen, bei ihrem Glauben, Religion, Priesterschaft und Kirchenordnung bis zu einer gänzlichen Vereinigung der Religion im heiligen Reiche friedlich gelassen werden!“

„Priesterschaft! Habt ihr gehört?“ rief Berka von der Daub. „Und wie haben sie unsere Priester bedrückt und verfolgt!“

„Ruhe! Hört weiter!“

„Friedlich gelassen werden! Hört ihr?“ schallten verschiedene Stimmen durcheinander.

„Jetzt merkt wohl auf, Freunde“, sprach Thurn laut, und erhob sich im Sessel. „Jetzt folgen die wichtigsten Stellen des Majestätsbriefs, die unser Recht sonnenklar erweisen!“

Frühwein las:

„Wenn auch Jemand aus den protestantischen Ständen, außerhalb der Kirchen- und Gotteshäuser, welche sie jetzund halten und ihnen vorhin zuständig, irgend in Städten, Städtlein oder Dörfern, oder anderswo wollten oder sollten mehr Kirchen oder Gotteshäuser oder Schulen aufrichten und bauen lassen, dasselbe soll, gleichwie dem Herren- und Ritterstande, also auch den Pragern, Berg- und andern Städten und einem Jeden insonderheit anjetzo und inskünftige zu thun, von männiglichen ungehindert sein und offen stehen!“

„Einem Jeden! Hört ihr, einem Jeden“, riefen Viele.

„Einem Jeden soll es freistehen, Kirchen, Schulen und Gotteshäuser zu erbauen!“ nahm der Graf Thurn das

Wort. „Darum ist das Verfahren zu Braunau und Klostergrab, wo sie unsere Kirchen gesperrt und niedergerissen haben, ein offenbarer Rechtsbruch! Darum sind wir mit unsern Beschwerden im vollsten Recht!"

„Und doch haben sie die Männer von Klostergrab, die Beschwerde führten, in die Kerker geworfen", rief Dworschetzki mit Unwillen. „Erst der vorgestrige Tag hat ihnen das Gefängniß geöffnet!"

„Ja, ich habe sie sogleich in Freiheit setzen lassen", bestätigte Thurn.

Ein lauter Jubel erscholl bei dieser Kundgebung.

„Wir müssen wol selbst handeln", nahm Thurn das Wort wieder, „denn auf unsere Beschwerde über diese Gewaltthat und Hülfsgesuch bei Sr. kaiserlichen Majestät wurde uns ja die schnöde, abschlägliche Antwort ertheilt!"

„Die Slawata geschmiedet hat", fiel Olbramowitz ein.

„So wird der Kaiser irre geleitet und betrogen!" setzte Thurn hinzu.

„Jetzt muß er uns Recht geben, denn wir haben nur Gerechtigkeit geübt!" eiferte Tobias Steffeck, ein Abgeordneter der Bürger.

„Er muß", sprach der Greis Caplicz feierlich, „denn ihm liegt ob, Recht zu sprechen auf Erden im Namen des höchsten Gottes! Und er wird!" fuhr er milde fort, „denn er ist der Vater seiner Völker und unser erwählter König, der unser Vertrauen zu ihm nicht täuschen kann!"

„Wenn er nicht selbst getäuscht wird", warf Olbramowitz ein.

„Wir wollen ihn jetzt enttäuschen", entgegnete Thurn. „Doch, Freunde, unterbrecht das Vorlesen der Denkschrift nicht ferner. Fahrt fort, Herr Martin Frühwein! Es folgen noch die wichtigsten Stellen."

Der Vorleser begann von neuem. „Es ist ferner gesagt in dem Majestätsbriefe“:

„Weder der Kaiser noch seine Erben, noch andere, weltliche oder geistliche Personen, haben jemals das Recht, diesem Frieden irgendwie zu nahe zu thun; Alles, was in dieser Art geschähe, wird im voraus für nichtig erklärt.“

„Keiner hat das Recht, und diese Statthalter wollen sich dessen anmaßen!“ sagte Ulrich Kinski in unwilliger Erhitzung zu seinem Nachbar.

Frühwein las weiter:

„Etwa entstehender Streit wird nicht von einer Partei oder von kaiserlichen Beamten, sondern durch ein Gericht entschieden, welches mit zwölf, von und für jeden Theil erwählten Personen besetzt ist.“

„Das bedenkt! Das beherzigt“, sprach Thurn, aufstehend, mit kraftvoller Stimme zur Versammlung. „Nicht Willkür der Statthalter, nicht einmal der wirkliche Wille Sr. kaiserlichen Majestät darf entstehende Streitigkeiten entscheiden, sondern ein Schiedsgericht aus Richtern beider streitenden Theile. Aber wie ist man mit uns verfahren? Als wir die ersten Beschwerden führten über die Gewaltthat des Abtes Prossowitz von Braunau und des Erzbischofs Lohelius von Prag, da wurde auch das Schiedsgericht eingesetzt wie der Majestätsbrief es verlangt. Sein Spruch fiel zu unsern Gunsten aus. Allein der Kaiser, falsch berichtet durch die Statthalter und durch den Abt, verbot dennoch die Fortsetzung des Baus.

Ist das noch Ausübung des Gesetzes? Hält man uns so Wort?"

Die Versammlung brach in heftigen Zorn aus: „Unerhört!" „Ja, so ist's geschehen!" „Das dürfen wir nicht länger dulden!" schallten die Stimmen durcheinander.

„Blieb uns nun noch etwas Anderes übrig als die Hülfe eigener Macht?" fuhr Thurn, die Stimmung der Versammelten nutzend, fort. „Ich fordere nicht meine Glaubensgenossen, ich fordere unsere katholischen Brüder in dieser Versammlung auf, sie sollen entscheiden! Wir lieben sie, sie sind ehrenwerth, wir achten ihren Glauben und wollen Keinem in seinem Gewissen zu nahe treten, niemals gegen sie den Zwang üben, den ihre Priester gegen uns geübt." Ein lautes Jauchzen der Zuhörer überdeckte hier die Worte des Redners; es dauerte lange, bevor er weiter sprechen konnte.

„Nun denn, also sie, unsere Gegner, fordere ich auf zu unsern Richtern! Sie sollen auftreten und entscheiden, ob man gerecht oder ungerecht mit uns verfahren ist!"

Da erhob sich ein Mann würdigen Ansehens; es war Dionysius Czernin von Chrudenitz, Schloßhauptmann von Prag. „Ihr wißt, Brüder, ich gehöre der katholischen Kirche an; allein mein Gewissen zwingt mich das zu bezeugen, man hat euch schweres Unrecht gethan!"

Kaum war dieses Wort als ein Zeugniß des Gegners gesprochen, als ein unbeschreiblicher Jubel sich in der ganzen Versammlung erhob. Die Mitglieder sprangen auf von ihren Sitzen, umarmten einander wie Brüder und schwuren sich die herzlichste, innigst brüderliche Genossenschaft. Es dauerte lange, bevor der Vorleser des Actenstücks wiederum darin fortfahren konnte. Indessen hatte

sich der aufgährende Zorn allgemach ausgestürmt und die nachfolgenden Verhandlungen wurden ruhiger geführt.

Das Manifest schloß folgendermaßen:

„Uns ist demnach in vielen Stücken, vorzüglich aber in Glaubenssachen schweres Unrecht geschehen, unerträgliche Drangsal widerfahren. Wir wollen in Treue und Gehorsam der kaiserlichen Majestät, die zugleich unser erwähltes Königshaupt ist, anhangen, allem wir hoffen und vertrauen, und müssen Bürgschaft dafür erhalten, daß, was die Gesetze feststellen, uns treu und fest innegehalten werde. Die Protestanten dürfen nach dem Majestätsbriefe Sr. kaiserlichen, in Gott verewigten Majestät, Rudolphus des Zweiten, der uns von des Kaisers und erwählten böhmischen Königs Mathias Majestät bestätigt ist, ihre Religion an allen Orten frei üben. Königliche Befehle aber hierin nichts ändern. Auch darf Niemand mit Gewalt von seinem Glauben ab zu einem andern gezwungen werden. Endlich lautet der Majestätsbrief für die Provinz Schlesien vom 20. Augusti des Jahres Eintausend sechshundert und neun, den dieselbe erst auf Grund des unsrigen erhalten hat, folgendergestalt: «Alle und jede Einwohner des Landes, sie seien unter *geistlichen oder weltlichen* Fürsten, Herren, Commendatoren oder kaiserlichen Fürstenthümern angesessen, auf dem Lande, Städten und Dörfern *sollen freien Gottesdienst haben.*» Hier also ist noch klarer ausgesprochen, was wir als den wahren Sinn des böhmischen Majestätsbriefes verlangen; und gewißlich haben den *Schlesiern*, die erst auf Grund *unsers* Majestätsbriefes den ihrigen erworben, nicht größere Rechte eingeräumt werden sollen als uns. Nur für solche ge-

setzliche Rechte, dies bitten wir Ew. königlichen und kaiserlichen Majestät gnädigst zu bedenken, haben wir so ungemein hohe Steuern bewilligt. Auf alle Beschwerden aber, über den Bruch dieser Zusagen, haben wir erst gar keine, und dann jüngsthin einen Bescheid erhalten, welcher unser Verfahren gesetzwidrig und gegen Se. Majestät den Kaiser gerichtet nennt, während das Verfahren der katholischen Prälaten in Braunau und Klostergrab wohlgeheißen wird und man uns mit Strafen bedroht!

„Also ist entschieden worden und hat man uns verurtheilt ohne Rechtsgang und unparteiisches Gehör! Im Widerspruch mit Wort und Sinn des Majestätsbriefes!"

Es entstand unwilliges Gemurmel der Beistimmung in der Versammlung. Thurn winkte Ruhe, Frühwein erhob die Stimme noch mehr:

„Es steht geschrieben: «Jeder Uebertreter des Majestätsbriefes soll als Zerstörer des gemeinen Wesens ergriffen werden; es soll kein Befehl ausgehen noch angenommen werden wider den Brief.» Slawata und Martinitz aber haben jenen Bescheid geschmiedet, Recht und Frieden zerstört, Unschuldige verleumdet, ihr Amt gemisbraucht, ihre Pflichten gebrochen. Deshalb richtete sich unser Zorn wider sie, und wir mußten zur Gewaltthat schreiten, weil sie selbst uns den Weg des Rechts versperrt haben. So sind sie nach altem böhmischen Brauch wider ungerechte, bestochene Richter aus dem Rathzimmer zum Fenster hinausgeworfen worden; also auch ist geschehen der ungerechten Königin Jesebel und also stürzten

die alten Römer Verräther von dem Tarpejischen Fels hinab. Das thaten auch wir! Unser Zorn traf nur die Verbrecher! Nicht ist er gerichtet gegen unsere katholischen Mitbrüder, nicht brechen wir Treue, Gehorsam und Ehrfurcht gegen die erhabene kaiserliche Majestät. Was wir gethan und thun, geschah nicht und soll nicht geschehen zu Krieg und Angriff, sondern nur zur Wahrung des Friedens und unsers urkundlichen Rechts. Dafür wollen wir einstehen mit Gut, Blut und Leben. So wahr uns Gott helfe, der Allbarmherzige, der Allgerechte!"

Bei diesen letzten Worten erhob der Vorleser Martin Frühwein das Manifest hoch in der Rechten, als wolle er die Hand zum betheuernden Schwur ausstrecken, und legte es dann auf die Tafel nieder.

Alle hatten aufgehorcht in gefesseltem Schweigen. Es herrschte lautlose Stille. Thurn brach sie zuerst. Er trat vor und sprach feierlich: „So soll es geschehen! So wahr uns Gott helfe! Wer mit uns ist, stehe auf und erhebe die Hand!"

Alle erhoben sich von ihren Sitzen und hielten die Hand zum Schwur empor.

„Schwört ihr?" fragte Thurn.

„Wir schwören", tönte es aus einem Munde.

Es war ein feierlicher, gewaltiger Augenblick, der ein furchtbares Gewicht in die Wagschale der Geschicke Böhmens legte.

„Unterzeichnet denn die Denkschrift", forderte Thurn auf, und trat der Erste selbst heran; die Andern drängten sich hinzu, ihm zu folgen. Zuerst der Greis Kaspar Caplicz von Sulewicz.

„Jacta est alea“, sprach Thurn zu ihm, als er ihm die Feder reichte.*)

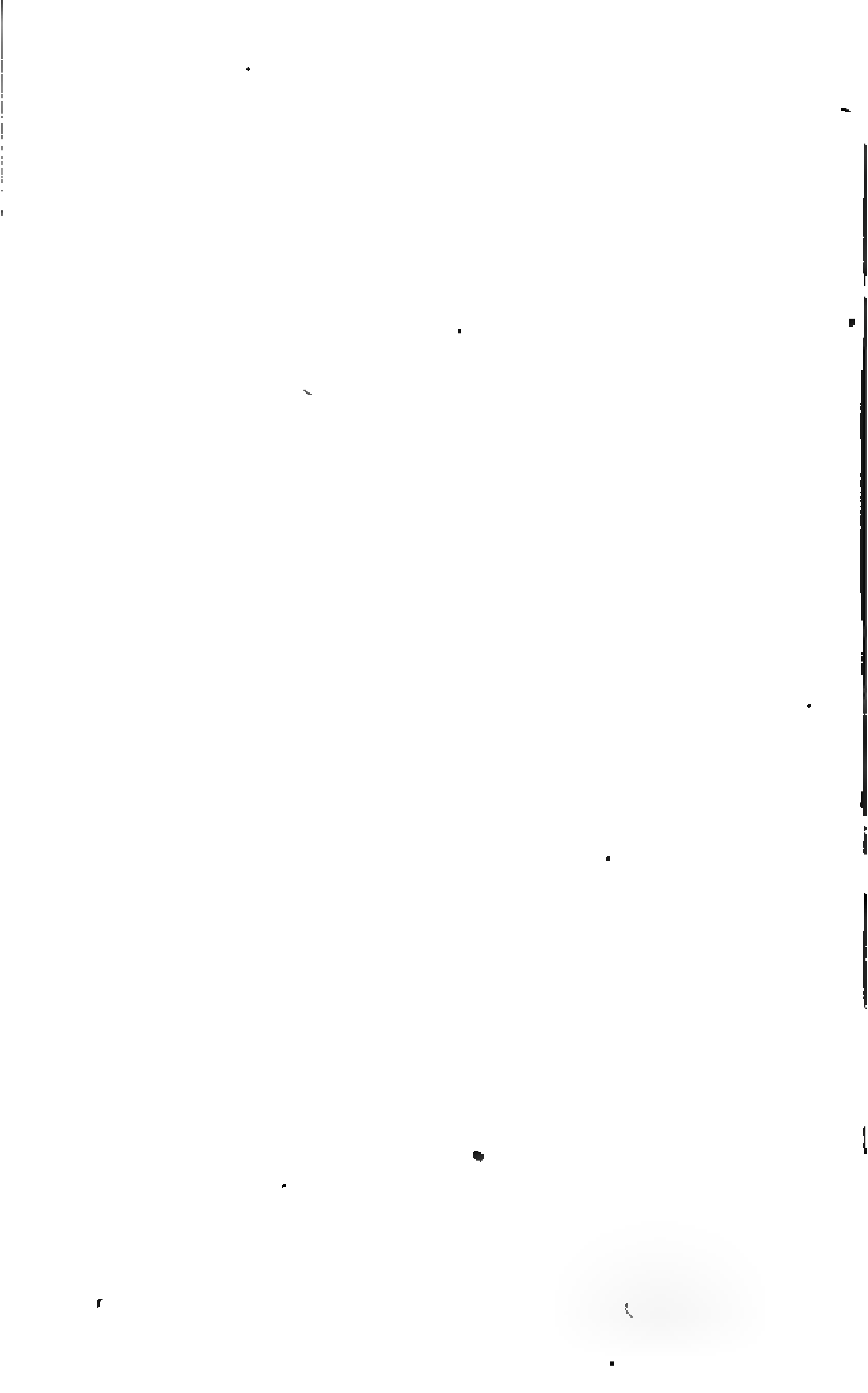
— — Also geschah der erste Schritt zum offenen Kampf des Volks wider den Herrscher! Denn diesem wurden von den Vertretern jenes die Bedingungen gestellt, unter denen man ihm ferner gehorchen wolle. Das Schwert wurde zur Drohung gehoben! Ob es scharf niederfallen werde zum blutigen Streich, wer wußte es in dieser Stunde? Wer wußte, zu wessen Gunsten der Kampf sich entscheiden werde? Wer ahnte, wie fern der Tag lag, wo er enden sollte? Wer aber, der es geahnt, hätte den Muth gehabt, die blutige Losung zu wählen? Wer hätte nicht lieber Trotz, Herrschsucht, Ruhmbegier bezähmt, und selbst Gut, Blut und Rechte opfernd und duldend dahin gegeben, bevor er die fluchbeladene Fackel der Zwietracht erhob, die das ganze Vaterland entzünden und es ein Menschenalter hindurch unter Asche und Blut begraben sollte!

Blind stürzt sich irdische Vermessenheit auf den Beginn der Thaten! Gottes Auge allein schaut das Ende und seine Hand leitet den Ausgang!

---

*) Historisch.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Drei Jahre von Dreissigen.

Erster Band.

Zweite Abtheilung.

Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

von

Ludwig Rellstab.

Erster Band.

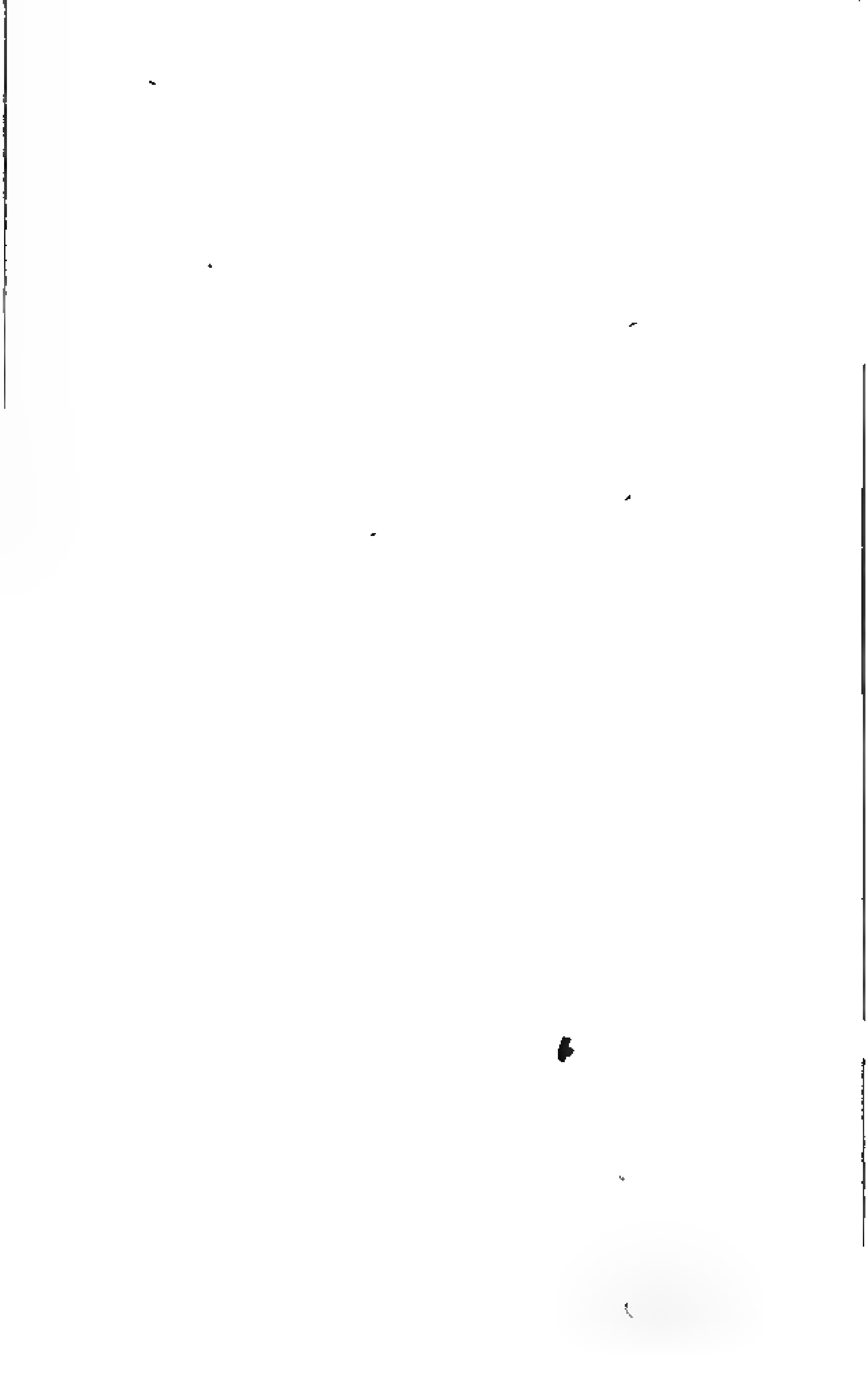
Zweite Abtheilung.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.

Fünftes Buch.



Zweiundzwanzigstes Capitel.

Der Kaiser Mathias, den schwere Anfälle des Podagras den Winter hindurch gequält hatten, kränkelte in Folge desselben noch im Frühjahre. Die Jahre, die Anstrengungen seines Lebens, Mismuth über manches Fehlgeschlagene, vielleicht im tiefsten Herzen auch Reue über manches Unternommene, hatten seine Kraft unterhöhlt. Einst von Ehrgeiz und Herrschbegier getrieben, ein nicht zu ermüdender Kämpfer, um die Ziele zu erreichen, die seinen Leidenschaften als glänzende und beglückende vorschwebten, war er jetzt matt geworden, und der errungene Preis dünkte ihn kaum des Besitzes zu lohnen, während er früher Alles daran gesetzt, selbst die Bande des Bluts, die Pflichten der Brüderlichkeit nicht geachtet hatte, um zu erstreben, was ihn jetzt mehr mit Sorgen und Unmuth erfüllte, als es ihm Glück gewährte ... die Herrschaft!

Nach einer in Unruhe und Schmerzen auf seinem Lager hingebrachten Nacht erwachte er aus einem Morgenschlummer der Ermattung, als die ersten Strahlen der Sonne sich zwischen die schweren, seidenen Vorhänge stahlen, die sein Schlafgemach in der Hofburg zu Wien verdunkelten. Er

schellte seinem Kämmerer. Dieser, der im Nebenzimmer gewacht hatte, trat ein.

„Was ist die Uhr, Balthasar?" fragte der Kaiser.

„Die Glocke auf der St.-Michaelskirche hat nicht längst vier Uhr geschlagen, Majestät", lautete die Antwort des Kämmerers.

„Noch so früh!" sprach der Kaiser halb seufzend. „Diese Nacht hat mich wieder eine Ewigkeit gedünkt! Wie wird es erst mit den Winternächten werden!"

„Wenn Ew. kaiserliche Majestät nur gestatten wollten, daß ich im Schlafgemach wachte; ich könnte Ew. Majestät vielleicht manche Stunde verkürzen!"

„Ich mag einmal Nachts so nahe um mich Niemand haben! Was könnt ihr Alle mir helfen!" sagte er unmuthig.

„Haben Ew. kaiserliche Majestät wiederum Schmerzen gehabt?" fragte der Kämmerer mit dem Tone der Theilnahme.

„Du weißt ja, daß ich nie ohne Schmerzen bin", antwortete Mathias verdrießlich. „Ihr vergeßt jeden Augenblick, was ich leide und dulde, es mag euch freilich wenig kümmern! Der Alte wird's nicht mehr lange treiben, denkst du und deinesgleichen, und euer Blick sucht schon meinen Nachfolger!"

„Verhüte das der barmherzige Gott", antwortete der Kämmerer; „möge er Ew. Majestät Tage noch lange behüten!"

„So betet ihr getrost", fiel ihm Mathias mit Heftigkeit in die Rede, „weil ihr meint, daß das Gebet doch nicht erhört wird!"

Der Kämmerer schwieg.

„Es ist noch zu früh, als daß die Kaiserin vom Lager aufgestanden sein könnte!" begann Mathias nach einigen

Augenblicken wieder. „Sobald sie erwacht ist, soll man ihr sagen, daß ich sie zu sehen wünsche. Sie allein nimmt wahren Antheil an mir“, setzte er, halb vor sich hinsprechend, hinzu.

Balthasar zerdrückte eine Thräne im Auge; es war eine des Schmerzes und des Unmuths zugleich. Der Kaiser, den er so lebenskräftig, so rüstig gekannt, jammerte ihn in seinen Leiden, in seiner Hinfälligkeit; doch das undankbare Mistrauen seiner Gesinnung kränkte den redlichen Diener tief. Er blieb schweigend in gebeugter Stellung an dem Lager stehen, hielt den grünseidenen Schlafrock des Kaisers über dem Arme und wartete auf den Befehl, ihm beim Aufstehen behülflich zu sein. Mathias saß ein wenig aufgerichtet im Bette und hatte den Kopf auf die rechte Hand gestützt. In diesem Augenblicke tiefen Schweigens ließen sich Stimmen im Vorgemach hören. Es wurde lebhaft gesprochen.

„Was gibt's denn halt so in der Früh“, fragte der Kaiser erstaunt und richtete sich empor. „Schau zu, was es ist, Balthasar!“

Der Kämmerer legte den Schlafrock über die Lehne des Sessels vorm Bett und ging ins Vorzimmer, wo er den zweiten Kämmerer zurückgelassen hatte.

„Gewiß wieder eine unnütze Plackerei, ein Geschäft, das Zeit hat! Aber sie können mich nicht früh genug stören“, murmelte Mathias verdrießlich vor sich hin. „Es reicht nicht aus, daß man den ganzen Tag bis zur sinkenden Sonne geplagt ist und jede Minute ihren Aerger und ihre Sorge bringt! Jetzt müssen sie auch noch fast mitten in der Nacht damit kommen. Jeder Bauer im Lande, jeder Gassenkehrer in Wien kann ruhig schlafen! Dem Kaiser wird nicht Ruhe gelassen weder Tag noch Nacht; er kann

nicht ungestört essen, noch trinken, noch schlafen, noch verdauen! Beim Himmel, ich hab's satt das kaiserliche Amt und möchte einen Castellandienst auf einem Jagdschlosse im tiefen Walde lieber haben!"

Balthasar trat wieder ein in großer Aufregung.

„Ew. Majestät muß ich melden, daß im Vorgemach Se. kaiserliche Hoheit der Erzherzog Ferdinand sich befinden, noch von einem andern Herrn, den ich nicht kenne, begleitet. Sie bringen sehr wichtige Zeitung, und der Herr Erzherzog läßt aufs dringendste bitten, vorgelassen zu werden!"

„Ihm wird's wol gar eilig sein!" rief Mathias unmuthig; „für mich wird's aber wol Zeit haben. Ich werde doch wenigstens erst aus dem Bette aufsteigen dürfen und mir den Schlafrock umthun. Die Herren Brauseköpfe bringen nur keinen Augenblick Geduld mit!"

Der Kaiser stand auf und ließ sich von Balthasar die nächsten Dienste dabei leisten. Nach einigen Minuten war er bereit, die frühen Störer zu empfangen. Er ließ die Vorhänge aufziehen und nahm seinen Platz auf einem Sessel in der Nähe des Fensters. „Oeffne das Fenster am Eck", befahl er dem Kämmerer, „daß Gottes schöne Mailuft und Morgensonne ins Zimmer dringt. Jetzt bin ich bereit, den Herrn Erzherzog zu empfangen. Es soll mich doch wundern, was er Neues bringt, das mir mit dem Lerchengesang zugleich schon vorgepfiffen werden muß!"

Die Flügelthüren des Gemachs öffneten sich und der Erzherzog Ferdinand von Gratz trat ein; ihm folgte auf seinen Wink ein bleich und verstört aussehender Mann in abgetragener Kleidung. Es war der Geheimschreiber Fabricius.

Der Kaiser blickte die seltsame Erscheinung verwundert an. Doch bevor er ein Wort sagte, hatte schon der Erz-

herzog Ferdinand die Rede begonnen: „Vergeben Ew. kaiserliche Majestät, daß ich es wage, zu so früher Stunde Gehör zu erbitten; allein dieser Mann bringt uns Kunde von den wichtigsten, von ganz unerhörten Dingen, die ohne Aufschub zu Ew. Majestät Kenntniß kommen mußten!"

„Was gibt's denn halt schon wieder? Kann denn niemals Ruhe und Friede im Lande sein?" fragte der Kaiser.

„Jetzt ist der Friede auf eine wahrhaft unerhörte Weise gebrochen!" rief der Erzherzog aus. „Dieser Mann hier ist der Geheimschreiber der Statthalterschaft Ew. Majestät in Prag. Prag ist im offenen Aufruhr!"

„Was?" rief der Kaiser dazwischen, und ein funkelnder Blick seines Auges ließ den alten Löwen in ihm erkennen. „Was? Im Aufruhr? Dahin hat das Hetzen und Zerren, womit sie mich schon seit Jahr und Tag quälen, geführt? So sollen sie erfahren ... aber berichtet", unterbrach er sich selbst, „was ist geschehen!"

„Der alte Feind des Glaubens, der Ordnung und des Gehorsams, der verwegene hartnäckige Mathias Thurn, der gewandte Zungenheld, hat das Unheil angestiftet", berichtete der Erzherzog. „Als Ew. Majestät Antwort auf die übermüthige Beschwerde und Supplik der Herren Glaubensdefensoren, wie sie sich nennen, und der aufhetzenden Ständemitglieder in Prag eintraf, die die Unruhestifter in ihre Schranken zurückweist und bedroht, hat er, schon längst auf Gewaltthätigkeiten vorbereitet, halb Böhmen in Waffen gerufen. In Prag sind die Stände und eine Masse Volks aus allen Kreisen schon versammelt gewesen. Am 23. Mai hat Thurn das Signal zum offenen Aufstand gegeben."

„Am 23. Mai", rief der Kaiser hastig dazwischen, und eine seltsame Bewegung war in seinen Zügen erkennbar.

„Die evangelischen Stände", fuhr der Erzherzog fort,

„sind mit Bewaffneten ins Schloß gedrungen, wo die Statthalter zu Rath saßen, und haben sie unter wüthender Anklage, Schimpf und Hohn aus dem Fenster des Saales hinuntergestürzt in den Schloßgraben! Solche Früchte hat die Nachgiebigkeit gegen diese Glaubensfeinde getragen!"

Der Kaiser rollte das Auge; ein Anflug von Zorn röthete sein Angesicht; die heftige Wallung raubte ihm, so schien es, die Sprache.

„Dieser Mann", berichtete der Erzherzog weiter, und zeigte auf Fabricius, welcher demuthvoll im Hintergrunde stand, jetzt aber einen Schritt vortrat, „dieser Mann ist heute Nacht mit der Kunde hier eingetroffen. Er selbst gehört zu den Gemishandelten; nur durch ein Wunder, durch welches die Gnade des allmächtigen Gottes selbst Zeugniß gibt für die Gerechtigkeit und Heiligkeit unserer Sache, ist er am Leben geblieben!"

„Man hat Euch auch zum Fenster hinausgestürzt?" fragte der Kaiser hastig.

„Die Wüthenden", begann Fabricius, und sein hohles Auge rollte finster, „fielen über uns her und stürzten zuerst Se. freiherrliche Gnaden, den Herrn Burggrafen von Karlstein —"

„Den Martiniz?" fragte der Kaiser erschreckend.

„Und dann den Herrn Präsidenten von Slawata, und endlich mich selbst hinab", fuhr Fabricius fort. „Gottes heilige Engel haben uns beschützt. Achtzig Fuß hoch hinabgeschleudert, sind wir doch, wenn auch schwer zerschlagen und erschüttert, mit dem Leben davongekommen!"

„Und Sternberg, und die Lobkowitze und die Andern?" fragte der Kaiser im höchsten Maße aufgeregt.

„Nur der Graf Adam von Sternberg und der Großprior, Herr Diepold von Lobkowitz, waren noch zugegen;

die andern Herren Statthalter befanden sich nicht in der Sitzung ..... sie waren theils krank, theils verreist“, berichtete Fabricius. „Ob man sie nachträglich ermordet hat, ist mir unbekannt, auch von den Herren Sternberg und Lobkowitz weiß ich nichts. Sie wurden vor unsern Augen aus dem Saale gerissen; vielleicht sind sie draußen unter den Dolchen der Mörder gefallen“, setzte er arglistig hinzu.

„Und wie wurdet Ihr Drei gerettet?“ fragte der staunende Kaiser.

„Wir fielen auf einen Holunderbusch, der hart unter der Mauer in den Schloßgraben hineingewachsen ist. Das Gezweig und ein dort aufgeschütteter Haufen von Kehricht und Dünger milderte den Sturz.“

„Und wo sind Slawata und Martiniz?“

„Das vermag ich Ew. kaiserlichen Majestät nicht zu sagen“, lautete Fabricius' Antwort. „Die Flucht trieb uns auseinander, denn die Empörer schossen aus dem Fenster nach uns. Mir gingen zwei Kugeln durch den Mantel. Es gelang mir später durch Hülfe treuer Bürger aus der Stadt zu entkommen. Aber auch schon das Landvolk war aufgehetzt von dem Grafen Thurn und seinen Bundesgenossen. Ich mußte unter vielfachen Gefahren und Beschwerden flüchten, verkappt, auf einsamen Pfaden. Am zweiten Tage, da ich schon ganz erschöpft war, traf ich zum Glück auf der Landstraße einen Edelmann, den ich kannte und der unserm Glauben treu anhängt, Wenzel von Niemeck. Der gab mir sein Pferd und hieß mich zu einem Freunde reiten, der mir mit einem Wagen weiter half. So immer von Einem zum Andern empfohlen, bin ich heute am sechsten Tage, Nachts, hier angelangt!“

„Mein Beichtvater, der ehrwürdige Pater Lamor-

main“, ergänzte Erzherzog Ferdinand, „hat mir den unglücklichen Mann vor einer Stunde zugeführt.“

„Lamormain?“ sprach der Kaiser, und runzelte die Brauen. „Wie seid Ihr denn zum Pater Lämmermann gerathen?“ fragte er Fabricius mit ironischer Betonung des Namens und einem seltsamen Ausdruck des Staunens, indem er bald ihn, bald den Erzherzog scharf anblickte.

„Der Herr Pater Thyßka, ein frommes und gelehrtes Mitglied der Gesellschaft Jesu, der mit mir aus Prag flüchtete, weil die Mörderschaaren schon in die Besitzungen des Ordens eindrangen, hatte mich angewiesen, sobald ich Wien erreicht haben würde, mich an den ehrwürdigen Herrn Pater zu wenden, und hatte mir auch ein Blättchen für ihn zugestellt.“

„Die wilde ketzerische Rotte hat sogleich die ehrwürdigen Mitglieder des Ordens dergestalt bedroht, daß sie wol sämmtlich aus Prag geflüchtet sind“, setzte der Erzherzog erbittert hinzu.

„So thürmen sich wieder neue Sorgen und Unruhen wie schwere Gewitter über unserm Haupte auf!“ sprach der Kaiser finster, und sein anfänglicher Ton des Staunens war schon in Verdruß übergegangen. „Was soll nun da wieder geschehen! Wie soll man diesen Strom wieder in sein Bett zurücktreiben?“

„Durch alle Maßregeln der unerbittlichsten Strenge, würde ich Ew. Majestät anrathen“, bemerkte der Erzherzog in bescheidenem, aber nichtsdestoweniger nachdrücklichem Tone. „Wir tragen, mit Ew. Majestät Verlaub, die Schuld früherer allzu großer Nachgiebigkeit. Wem man einen Finger gibt, der nimmt die ganze Hand; vollends Leute solcher Art.“

„Wer weiß, Herr Erzherzog“, antwortete der Kaiser in

Euch künftig Herr von Hohenfall nennen; will Euch das Adelspatent darüber ausfertigen lassen!" *)

Fabricius staunte den Kaiser an. „Meine geringen Verdienste", begann er stotternd.

„Laßt's gut sein!" unterbrach ihn Mathias, „ich weiß wohl, daß es nicht Euer Verdienst ist, unzerbrochene Glieder behalten zu haben, es ist aber Mancher in meinem Lande vom Adel, der nicht so hohe Verdienste hat als Euer Fall!" Er winkte Fabricius zu schweigen und zu gehen, dieser zog sich mit endlosen Verbeugungen rücklings aus dem Gemach.

„Darf ich das Ohr meines gnädigsten kaiserlichen Oheims noch einige Augenblicke in Anspruch nehmen", fragte der zurückbleibende Erzherzog Ferdinand sich tief verbeugend.

„Setze dich", winkte ihm der Kaiser, der, nach Entfernung aller Zeugen, den traulichen Familienton gegen seinen Neffen annahm, aber dennoch einigen Unmuth durchblicken ließ, weil er ahnte, welcher Art das Gespräch sein werde, das der Erzherzog anknüpfen wollte. Denn Beide waren im Grunde selten einer Meinung; allein der Erzherzog hatte sich durch seine jugendliche Kraft, seinen Muth, seine Einsicht einer Herrschaft über den Kaiser zu bemächtigen gewußt, der dieser sich häufig, wiewol stets mit Widerwillen beugte.

„Ich besorge, Ew. kaiserliche Majestät", begann der Erzherzog, da sie allein waren, „wir stehen an dem Anfangspunkte der unglückseligsten Ereignisse. Die Verwegenheit dieser ketzerischen Parteien ist auf das höchste gestiegen. Allem Frieden, aller Ordnung, dem heiligen Glauben selbst droht der Untergang, wenn diesem frevelhaften Beginnen nicht Schranken gesetzt werden!"

---

*) Historisch.

„Ihr möchtet so gern aus jeder Mücke einen Elefanten machen, Neffe“, unterbrach ihn der Kaiser verdrießlich, daß er in seinem Innern dem Erzherzog Recht geben mußte. „Das Unheil ist ja zum Glück noch nicht so groß geworden, da Keiner den Hals gebrochen hat bei dem Sprunge!“

„O, mein kaiserlicher Oheim, lassen Sie uns dies sichtliche Zeichen der Gnade des Himmels und seines Schutzes für unsere heilige Sache nicht gering achten! Diese Märtyrer der Pflicht sind gerettet worden, wie der Herr den Daniel in der Löwengrube errettete. Gerade das macht mir den Vorfall so unermeßlich ernst und wichtig! Wo uns solche göttliche Zeichen werden, wie sollten wir da anstehen, freudig, muthig und eifrig nach dem Willen des Allmächtigen zu handeln?“

„O, ich verstehe Euch! Ich soll nur tanzen wie Ihr geigt“, entgegnete Mathias übellaunig, „aber ich glaube, ich habe schon zu viel nach Eurer Melodie gepfiffen! Waret Ihr es nicht, der mir immer im Ohre gelegen, ich solle den Ketzern den Kirchenbau verweigern? Hätten wir dort nachgegeben, wo sie nicht so ganz im Unrecht waren, so wäre diese Gewaltthat nicht geschehen!“

„Oheim!“ rief der Erzherzog, der anfing sehr aufgeregt zu werden, „was muß ich von Eurem Munde hören! Ew. Majestät, stets ein so weiser, entschlossener Mann“, lenkte er in den Ton der Ehrerbietung wieder ein, „könnten es bereuen, hier mit Kraft und Nachdruck gehandelt zu haben? Meinen Ew. Majestät wol, die Ketzer wären bei dieser Forderung stehen geblieben? Das war ja nur der Anfang, der Probirstein! Sie wollten sehen, was sie in den unheilvollen Majestätsbrief, den sich der in Gott selige Oheim Rudolf hatte abtrotzen lassen, hineindeuten könnten! Glückte das, dann forderten sie mehr! Wohin sollte es

mit unserer heiligen Kirche kommen, wenn Jeder, dem es nur einfiele, Kirchen der Abgötterei aufrichten könnte?"

Der Kaiser gab schon Zeichen der Ungeduld, doch unterbrach er den Erzherzog nicht, dessen Eifer für den Glauben sich durch seine eigenen Worte immer höher entflammte.

„Es war schon genug, schon zu viel", fuhr er im feurigen Redestrom fort, „daß die Stände und Städte Kirchen bauen konnten nach ihrem Gutdünken, und nun vollends jeder einzelne Bürger nach seiner Willkür! Steht wirklich etwas der Art im Majestätsbriefe, was ich nicht einräumen kann, so steht es unwillkürlich, zufällig, misbräuchlich darin, und darf nicht länger geduldet werden. Sollen wir zusehen, wie der ganze erhabene Bau unserer heiligen Kirche unterhöhlt wird, weil ein unklarer Buchstabe zufällig oder böswillig geschrieben ist? Bedenken Ew. Majestät nur, welche schwere Schuld wir auf unser Gewissen laden würden durch solche Nachgiebigkeit und Duldung! Ich beschwöre Ew. Majestät! ..."

„Laß es nun endlich genug sein, Neffe", unterbrach ihn jetzt Mathias höchlichst ungeduldig. „Ich weiß wohl, wo du hinaus willst! Wir haben aber an mehr zu denken als an Böhmen allein! In Oesterreich und Ungarn haben wir ebenso viel Protestanten und sie hängen eng untereinander zusammen. Von Schlesien, Mähren und der Lausitz kann ich geradehin annehmen, daß sie Eins mit Böhmen sind! Wenn wir Gewalt brauchen, haben wir es mit allen unsern Erblanden gleichzeitig zu thun. In diesen Glaubenssachen bringt die Gewalt uns nicht vorwärts; es ist nur immer ärger danach geworden."

„Vergebt mir, Oheim", erwiderte der Erzherzog mit steigendem Eifer, „allein was diesen Punkt anlangt, so glaube ich Ew. Majestät das Gegentheil beweisen zu können. Nur

durch die Nachgiebigkeit ist der Trotz und Uebermuth der Ketzer so gewachsen. Ich habe in Steiermark mein Recht mit der Macht durchgesetzt, und jetzt haben wir Ruhe und Frieden und die heilige Kirche ist in voller Kraft und Ehren!"

„Ja, wie lange es dauert", antwortete Mathias. „Und was hast du gethan? Tausende von armen Leuten von Haus und Hof gejagt, weil sie nicht aufs Haar so glauben, wie du es in Ingolstadt im Jesuiterstift gelernt hast! Es wird dir, wenn du dermaleinst so alt und krank bist wie ich, auch kein weiches Ruhekissen für dein greises Haupt sein, wenn du bedenkst, wie viele Tausende dich in ihrem Herzen verfluchen und Jammer und Wehe über dich rufen!"

„Theuerster Oheim", rief der Erzherzog aus und erhob staunend die Hände, „wie aber, wenn die heilige Kirche mich verfluchte! Konnte ich wider Pflicht und Gewissen handeln und sie zu Grunde gehen lassen, um für der Ketzer zeitliches Gut und Wohl zu sorgen? Auch zu ihrem eigenen Besten habe ich gehandelt, denn Tausende habe ich auch in den Schoos der alleinseligmachenden, Gottes ewiges Reich aufschließenden Kirche zurückgeführt."

„Ja, mit der Geißel auf dem blutigen Rücken oder mit dem Hungertuch, das du ihnen zu nagen gegeben!" rief der Kaiser und wollte hastig aufstehen. Allein das Podagra und die Schmerzen im Rückgrath erinnerten ihn, daß so jugendliche Bewegungen nicht für sein Alter und seine Krankheit paßten. Er verzog das Gesicht vor Schmerz und Aerger und setzte sich wieder nieder mit einem unverständlichen Murmeln, wovon der Erzherzog nur die letzten, heftig ausgestoßenen Worte hörte: „Wenn man alt wird!"

Er fing an zu besorgen, daß er zu weit gegangen war, daß dieses Dringen in den Kaiser ihn vielleicht gerade zum Gegentheil bestimmen könnte, und versuchte daher einzulenken.

„Ew. Majestät werden allerdings erst nähere Nachrichten abzuwarten haben, wie weit sich der Aufstand verbreitet hat und ob die Rebellen nicht vielleicht von ihren eigenen Landsleuten unterdrückt werden!“

„Was unterdrücken, was, eigene Landsleute“, unterbrach der Kaiser gereizt; „da sieht man, wie du die Dinge kennst! Zwei Drittheile in Böhmen und darüber sind Utraquisten, Protestanten und Calvinisten! Hast du vergessen, was es für Mühe kostete, deine Wahl zur Nachfolge in der Krone durchzusetzen? Hätten wir damals nicht so klug lavirt und abgewartet, bis die Protestanten den Landtag meist verlassen hatten, du würdest erfahren haben, wie überwiegend ihre Stimmen sind. Es wäre noch ein schöner freier Platz auf deiner Stirn für die böhmische Krone! Der Thurn hat ja schon damals offen gegen die Wahl protestirt!“

„Er ist der stete Unruhstifter! Und wenn Slawata dem Rathe gefolgt wäre, den wir ihm längst ertheilt hatten ....“

„Wir? Wer sind diese wir? Und was für einen Rath haben sie ertheilt?“ fiel der Kaiser dem Neffen mit funkelndem Blicke in die Rede.

„Ich will es Ew. Majestät nicht verhehlen“, erwiderte Ferdinand mit äußerlich bescheidener Haltung, aber mit scharfer Entschiedenheit, „daß ich schon längst der Ansicht war, der Uebermuth der Ketzer wachse nur durch die Milde und Nachgiebigkeit, die man ihnen gezeigt. Es würde leicht gewesen sein, die Rädelsführer, wie Thurn, Fels, Kinski, Budowecz zu irgend einer Unvorsichtigkeit zu verleiten; und dann hätte man sich ihrer auf der Stelle bemächtigen müssen. Das war der Rath, den ich Martinitz und Slawata geben ließ, und in dem wir Alle übereinstimmten!“

„Wir Alle? Das heißt Pater Lamormain und deine

Schulgenossen und Schullehrer, die Herren Confratres societatis Jesu! O, ich kenne sie wohl! Ich weiß wie weit euer Complot die Fäden spinnt. Mich wäret ihr auch gern los ....“

„Oheim! Theurer Oheim!“ unterbrach Ferdinand, und ergriff seine Hand und drückte sie.

„Was sollen mir diese süßen Worte und Händedrücke!“ ließ ihn der Kaiser hart an. „Meinst du, ich wüßte nicht, wie du hinter der Larve aussiehst? Ich werde euch zu alt! Ihr meint, es sei schon am Ende mit mir! Allein dem Himmel sei Dank, ich fühle noch etwas Mark in den Knochen und werde euch zu Gefallen die Augen nicht so früh zumachen, als Ihr hofft.“

Der Erzherzog sah, daß mit dem Kaiser in seiner jetzigen Stimmung nichts mehr zu beginnen war. Er verbeugte sich daher und sprach mit Ton und Haltung äußerer Ehrfurcht: „Ich werde Ew. kaiserlichen Majestät Willen und Beschlüsse mit unterwürfigstem Gehorsam vernehmen und, soweit an mir ist, zur Ausführung bringen! Jedenfalls ....“

Hier brach er rasch das Wort ab, denn der Kämmerer trat soeben wieder ein. Er meldete, daß er dem Geheimschreiber eine Wohnung in der Burg angewiesen habe, und daß derselbe sich bereits damit beschäftige, den Bericht über die Vorgänge zu Prag aufzusetzen.

„Berathen können wir darauf“, sprach der Kaiser bedenklich; „doch beschließen nicht eher, bis wir auch andere Nachrichten haben. Am 23. war es, wo der Aufstand ausgebrochen ist?“ .... fragte er mit eigenthümlicher Betonung.

„So war es“, bestätigte der Erzherzog.

„Und heute schreiben wir den 30. oder 31.?“

„Den 30., Ew. kaiserliche Majestät“, antwortete der Kämmerer, auf den sich des Kaisers fragende Blicke gerichtet hatten.

„Also der siebente Tag? Da könnten meldende Boten schon gestern hier gewesen sein! Aber die Rebellen werden sich wol gehütet haben, Meldung zu senden, und den Andern wird's schwer fallen! Die Stadt wird wol abgesperrt sein! Nun, vielleicht treffen noch Depeschen ein bis Anfang des Conseils!“

Der zweite Kämmerer trat ein und meldete, daß ein Page der Kaiserin im Vorzimmer sei. Ihre Majestät hätten vernommen, daß der Kaiser schon so überaus früh das Lager verlassen und Besuch empfangen habe. Sie besorgten daher, es sei etwas Uebles vorgefallen, das Sr. Majestät Nachtruhe gestört habe, und ließen anfragen, ob sie schon zu so früher Tageszeit einen Besuch abstatten könnten. Der Kaiser empfing die Botschaft mit sichtlicher Befriedigung und ließ zurücksagen, der Besuch seiner Gemahlin werde ihm höchst willkommen sein. Der Erzherzog, der sich nicht zum besten mit der Kaiserin stand, und der jetzt große Thätigkeit in seinem Sinne für dringend nothwendig hielt, benutzte den Augenblick sich zu empfehlen. „Guten Morgen, Nandl“, nickte der Kaiser, durch das Kommen der Kaiserin wieder heiterer gestimmt, ihm in seiner gutmüthigen Weise zu; „wir sehen uns beim Conseil wieder!“ Ferdinand verbeugte sich und ging mit den Worten: „Ich werde pünktlich dort sein, theurer Oheim!“

Dreiundzwanzigstes Capitel.

„Grüß dich Gott, Anna!“ rief Mathias seiner Gemahlin entgegen, als sich die Thür öffnete und sie zu ihm ins Zimmer trat. „Es freut mich, daß du mir halt so früh schon den Guten Morgen bietest. Komm her, setz dich zu mir; wir wollen Eins schwatzen! Geh nur 'naus, Balthasar, besorg' das Frühstück!“

Mit der Kaiserin; die er überaus liebte, überließ Mathias sich ganz der zwanglosesten Art des Verkehrs, und sprach auch fast immer nur in der österreichischen Volksmundart.

Der Kämmerer ging; die Kaiserin begrüßte ihren kranken Gemahl mit einem herzlichen Kuß und setzte sich an seine Seite. „Ich höre ja, daß man dich schon so früh gestört hat; der Ferdinand begegnete mir ganz wild und wüst“, begann sie. „Was gibt's denn?“

Mathias erzählte was vorgegangen war. Die Kaiserin wurde immer ernster und ernster.

„Das sind doch schlimme Nachrichten“, begann sie, nachdem der Kaiser geendet hatte; „ich besorge, das gibt Unheil auf lange Zeit!“

„Ich besorg' es auch“, sprach der Kaiser ernst und mit sichtlicher, innerer Bewegung; „vor dem Neffen darf ich's freilich nicht so merken lassen! Ich besorg' es aus mehr als einem Grunde!“

Er blickte starr vor sich hin; sein Puls schlug unruhiger.

„Was hast du, Mathias?“ fragte die Kaiserin und betrachtete ihn mit forschender Sorge.

„Ich kann's nun einmal nicht lassen, Anna", antwortete er, „ich glaube an manche Dinge, an die ich nicht glauben sollte, das heißt, ich glaube grad' nicht daran, aber ich kann's mir doch nicht so ganz aus dem Sinn schlagen."

„Und was meinst du?" fragte die Kaiserin.

„Sieh", begann er, stockte aber sogleich wieder und schien in Verlegenheit, wie er das ausdrücken sollte, was ihm auf dem Herzen lag, „ich bin, du weißt's ja, mit dem Rudolf, mit meinem Bruder, nicht gut gestellt gewesen. Er war ein Träumer, er hätte das Land, er hätte unser ganzes Haus zu Grunde gerichtet; ich mußte wol eingreifen. Aber Manches ist doch geschehen, was besser nicht geschehen wäre! Ich glaube nicht, daß er mich in seinem Herzen gesegnet hat auf dem Todesbette!"

„Schlag' dir das aus dem Sinn, Mathias", entgegnete die Kaiserin; „du hast so viele Messen für ihn lesen lassen und — ihr waret ja auch gut zusammen in den letzten Jahren!"

„Hm! Es schien mehr so! Ich hatte ja Alles was ich wollte! Aber jetzt ... sieh, der Aufruhr in Prag ist am 23. Mai ausgebrochen!"

„Nun ja!"

„Und hast du vergessen, was das für ein Tag ist?" fragte er. „Gedenkst du nicht, daß ich vor sieben Jahren grad' am 23. Mai zu Prag gekrönt wurde?" *)

Die Kaiserin schwieg betroffen.

„Ich weiß, was mein Bruder an dem Tage gedacht und gethan hat", fuhr der Kaiser düster fort, „er hat —"

„Ihr waret ja versöhnt und einig", fiel die Kaiserin begütigend ein, „ihr beschenktet euch gegenseitig!"

---

*) Historisch.

„Ja doch! Daß auch du mir davon reden willst!“ fuhr Mathias auf. „Du weißt doch wol, wie es mit den Geschenken stand, und was wir Beide im Herzen dabei empfanden, vollends der Bruder, der mir Platz machen mußte auf dem böhmischen Königsthron! Als wir zu Prag beim Krönungsmahl an der Tafel saßen und die Trompeten und Zinken erschallten und die Becher klangen, da schallte es bis in die Gemächer hinauf, wo der entthronte Rudolf in seinem Groll einsam saß! Und damals fluchte er mir und dem undankbaren Prag und wünschte die Vergeltung auf die treulose Stadt herab!*) Sieben Jahre sind nun verflossen ...“

„Du siehst das zu schwarz an, Mathias“, unterbrach ihn die Kaiserin und suchte durch den Ton ihrer Stimme den Worten noch mehr mildernde, ableitende Kraft zu geben; „er hatte mit den Böhmen längst im Hader gelegen. Ich weiß auch nur, daß er über sie und ihre Stadt seine Verwünschungen aussprach.“

„Nein, nein, Anna, es ist mir hinterbracht worden“, seufzte der Kaiser, „und nicht von Einem allein! Er hat grauenvolle Verwünschungen ausgestoßen über Stadt und Land, und über seinen Bruder, über mich. — Damals achtete ich's gering — nun drückt mich's aufs Herz! Es ist der siebente Jahrestag gewesen, seitdem! Sieben Jahre! Sieben ist eine böse Zahl! — Mir däucht, ich sehe Rudolf vor mir, wie er Thränen des Ingrimms vergoß und die geballte Faust erhob ... Am 23. Mai — und grad' an dem Tage mußte es zum Ausbruch kommen!“

„Das Zusammentreffen ist ein Zufall ...“

---

*) Historisch

„Gott hat es gefügt, Anna, und hat's vorausgeschaut", rief Mathias feierlich, und sein Antlitz wurde bleich und seine Lippen bebten. „Ich bin schnell gealtert seitdem! Damals noch voller Kraft und Feuer, jetzt siech, hinfällig, und der Muth sinkt mir! Und bin doch nicht so alt — sieben Jahre sind doch kein Jahrhundert!"

„Ziehe dir's nicht so zu Gemüth, was Rudolf damals im ersten Zorn gesprochen und gethan; er hat es nachher in seinem Herzen bereut und zurückgenommen. In seiner Sterbestunde wird er weder dir noch seiner Stadt Prag und seinem Lande Böhmen geflucht und Unheil gewünscht haben, sondern er ist christlich eingeschlafen mit Versöhnung und Vergebung im Herzen. Daß du jetzt eben leidest, stimmt dich so zu Trübsal!"

So suchte die liebende Gattin die aufwogenden Stürme des Gewissens in der Brust des Kaisers zu beschwichtigen. „Du wirst wieder genesen", setzte sie hinzu, da er finster schwieg.

Der Kaiser antwortete nicht, aber indem die Kaiserin sich abwendete, da eben der Kämmerer Balthasar mit dem Frühstück eintrat, sprach er still vor sich hin: „Wie das Garn, so der Faden, — wie man sich bettet, so ruht man!"

Der Kämmerer setzte den Tisch mit dem Frühstück vor den Kaiser ans Fenster. Dieser warf einen Blick hinaus. Außer der weiten schönen Umgegend, bis zur Donau hin, und den ersten Bergen,* die an derselben aufstiegen, übersah man auch einen Theil der Wälle, Gräben und Zugbrücken.

„Der reitet ja über die Brucken, als wolle er seinen Gaul mit Gewalt todtjagen", sagte der Kaiser verwundert; „ist das nicht ein Kürassier von St.-Hilaire's Regiment?"

Der Kämmerer bestätigte es und setzte hinzu: „Mir scheint, er hat eine Depeschentasche über der Schulter hängen."

„Hm! So könnte er wol Nachrichten bringen", meinte Mathias. „Geh', Balthasar; wenn der Reiter hier in die Burg kommt, so soll er gleich hier herauf, daß mir die Briefe, die er etwa hat, auf der Stelle übergeben werden. Nicht erst in die Kanzlei hinauf."

Der Kämmerer ging. Der Kaiser hatte die Lust zum Frühstücken verloren, wie freundlich Anna ihn auch dazu einlud. Er nahm einige Bissen, doch sein Auge blieb unruhig auf die Thür geheftet, in der Erwartung der Depeschen. „Das ist Hufschlag im Hofe!" rief er lebhaft. Einige Minuten später brachte ihm der Kämmerer eine verschlossene Tasche mit Briefschaften. Mathias öffnete hastig. „Wo ist der Reiter?" fragte er; „von wo kommt er?"

„Nur von Hollabrunn", antwortete Balthasar; „die Briefschaften sind nach Mitternacht von Znaym dorthin gekommen."

„So kann er nichts Besonderes berichten", warf der Kaiser hin, indem er die Packete eilig öffnete, „wol aber die Briefe. Richtig!" rief er, „lauter Nachrichten aus Böhmen und Mähren, von vielen Seiten her! Aus Prag selbst nichts! Doch von Deutschbrot, von Kollin, von Iglau, von Budweis sogar! Das ist die Depesche aus Znaym, von Colloredo!" Er durchflog sie hastig. „Alles wie der Geheimschreiber erzählt hat, — ganz Prag, ganz Böhmen in Alarm, der Thurn, der Colon von Fels, der Andreas Schlick, der Jessenius, der gelehrte Doctor medicinae, der Rector des Carolinums, an der Spitze!"

„Also nichts übertrieben?" fragte die Kaiserin mit besorglicher Miene.

„Nein, nein, im Gegentheil! Der Fabricius konnte noch lange nicht Alles wissen; nach seiner Flucht ist es erst recht angegangen! Wir müssen Alles lesen. — Balthasar! Schicke den Franz sogleich zum Kanzleisecretarius hinauf; er solle nochmals zu dem Cardinal Clesel und allen Räthen senden, sie aufs eiligste antreiben. Auch zum Erzherzog Ferdinand!“ rief er dem forteilenden Balthasar noch nach. — „Ja, ja, es ist so! Und noch viel schlimmer als wir dachten! — Du, Balthasar“, rief er dem wieder Eintretenden zu, „hilf mich gleich ankleiden. Ich will auf der Stelle selbst in die Kanzlei hinauf. Das muß Alles genau gelesen werden!“

Der Kaiser war im höchsten Grade unruhig. Nach dem Berichte des Geheimschreibers Fabricius war ihm die Begebenheit noch nicht mit solcher Lebendigkeit und Sicherheit vor die Seele getreten; er hatte, wie es bei großen Ereignissen zu sein pflegt, noch nicht so schnell das rechte Gefühl für die wirkliche Vollendung derselben gewonnen. Jetzt überzeugten ihn die übereinstimmenden Berichte von allen Seiten her, daß Alles Wahrheit und die Erschütterung viel umfassender sei, als sie sich anfangs dargestellt hatte.

Der Kämmerer flog ihm mit den Kleidungsstücken so eilig als möglich zu Hülfe; allein der Kaiser hinderte ihn selbst, indem er immer wieder die Depeschen nahm, hineinblickte und sie überflog. Mit Mühe konnte Balthasar das Ankleiden bewerkstelligen. Der Kaiser rief seiner Gemahlin bei jeder neuen wichtigen Meldung, die er fand, den Inhalt derselben zu. — „Der alte Caplicz von Sulewicz, der Oberlandschreiber, ist auch unter den Rebellen! Der alte Mann begeht noch solche Thorheit! — Auch der Wenzel Budowa von Budowecz! Habe ich ihn darum zum Director des Gerichtshofes ernannt, daß er Recht und Gerechtigkeit

gegen seinen Kaiser und Herrn so außer Augen setzen sollte? Wartet, Freund Budowecz! Es ist noch nicht aller Tage Abend worden! Dafür hoffe ich Euch noch einen Proceß zu machen, in dem Euch Eure gesammte Rechtswissenschaft nicht viel Hülfe bringen wird!"

„Was hättest du auch auf den für Vertrauen setzen können", bemerkte die Kaiserin; „ein gotteslästerlicher Calvinist!"

„Der Ulrich Kinski, der Brausekopf", fuhr Mathias wieder auf, „hat zuerst Hand gelegt an den Martiniz. Nur Geduld, Herr Rittmeister Kinski, dafür wird das Kriegsgericht Rücksprache mit Euch nehmen!"

„Sind denn alle Bande der Ordnung, der Treue, des Gehorsams gelöst?" rief Anna aus und Thränen unterbrachen fast ihre Stimme.

„Die Loblowitze — auch die unter den Aufrührern!" rief Mathias erbittert. „Höre nur, was der Colloredo schreibt: «Es scheint, daß allen den Loblowitzen nicht recht zu trauen ist, wiewol sie ganz verschiedene Rollen gespielt haben. Der Obristkanzler ...» — Du weißt, er ist selbst Statthalter", unterbrach sich der Kaiser beim Lesen des Briefs — „«der Obristkanzler hatte sich, sowie die meisten seiner andern Collegen, nicht zur Sitzung eingefunden. Er war verreist, sagen sie; doch es ist mir wahrscheinlicher, daß er in seinem Hause versteckt gewesen ist. Er hat nur mit der ganzen Sache, von der er offenbar zuvor unterrichtet war, nichts zu thun haben wollen.»"

„So hat er nicht Muth genug gehabt, seine Pflicht zu erfüllen und die Rechte seines Kaisers zu vertreten", sagte die Kaiserin entrüstet.

„Nestle mir das Wamms nicht so eng zu; schnalle es hinten weiter“, gebot der Kaiser dem Kämmerer, der ihm eben die Haken und Oesen über der Brust zusammenfügen wollte. Dann las er weiter aus der Depesche vor: „«Der Großprior des Malteserordens, Diepold von Lobkowitz, war in der Sitzung. Allein er schlug sich zu den Rebellen, wenigstens war er sehr fügsam. Sie haben deshalb auch sein wohl geschont; es ist ihm kein Haar gekrümmt worden.» — Und der Herr Geheimschreiber meinte“, rief der Kaiser unwillig aus, „er und Sternberg möchten es wol mit dem Leben gebüßt haben! Es hat aber diesmal, so scheint es, nicht geheißen: Mitgefangen, mitgehangen! — «Der alte Mann», lautete es weiter in der Depesche, «hatte wol die Fassung verloren, er ist zu schwach gewesen, um muthig gegen die Empörer aufzutreten. Wären die Statthalter alle eines Sinnes, und hauptsächlich, wären sie alle zugegen gewesen, die Sache würde schwerlich so weit gekommen sein. Der Dritte von der Familie aber, Wilhelm Popell von Lobkowitz, stand leider geradezu auf Seiten der Empörer, wiewol er sich nicht thätlich benommen hat. So sieht mir die ganze Sache wie abgekartet aus! Sie haben es mit Keinem verderben wollen, damit sie, je nachdem der Streich ausfiel, überall ihren Platz fänden.» — Siehst du, Anna“, ereiferte sich der Kaiser, „das sind grad' die Leute, auf die ich am ergrimmtesten bin. Sie sind Verräther und wollen doch nicht schwarz aussehen! So weiß man den Teufel, wie man mit ihnen daran ist. Sie verkaufen uns und verlangen zuletzt noch Dank! — Also Herr Wilhelm Popell von Lobkowitz hat sich die Pfötchen nicht verbrennen wollen und naschte doch die warmen Kastanien! Das soll ihm nicht zu gut bekommen! Wartet nur, Herr Popell von Lobkowitz, Ihr meint, Ihr seid mit Eurem Geschlecht wie ein Phönix

aus der Asche*) emporgestiegen, aber ich denke, ich kann machen, daß Ihr wieder zu Asche werdet; Eure Fackel soll nicht lange lodern!"

„Befehlen Ew. Majestät, die Kette mit dem güldenen Vließ anzulegen?" fragte der Kämmerer.

„Ja, gib sie her! Die Sitzung wird so wichtig sein, daß wir sie auch mit aller Feierlichkeit abhalten wollen", antwortete der Kaiser und ließ sich den Orden anlegen.

Er nahm wieder eine Depesche vor, die er noch nicht geöffnet hatte. „Sieh da, auch von Colloredo! Sechs Stunden später. — Horch nur, Anna! «Die Rebellen», heißt es in dem Briefe, «haben gleich Alles gethan, um Ordnung zu erhalten; sie haben dreißig Directoren ernannt, die Regierung zu führen.» Dreißig! Hörst du? Ich der Kaiser, ich bin Einer gegen Dreißig — doch ich denke, ich bin genug!" Er las weiter: „«Zehn aus dem Herrenstand, zehn aus dem Ritterstand und zehn von den Bürgern.» Sie sind also Alle Eins, das ganze Land in Aufruhr!" unterbrach sich Mathias. „Ich weiß noch nicht alle Namen; aber Wilhelm der Aeltere von Lobkowitz, Paul von Rziczan, Berka von Duba, Graf Andreas Schlick, Graf Albin Schlick, Wenzel Budowecz von Budowa, Wilhelm von Ruppowa, Kaspar Caplicz von Sulewicz, Procop Dworschetzki von Olbramowitz, Martin Frühwein von Podoli, Valentin Kochan von Prachowa, Tobias Steffeck von Kolodny sind darunter. Eine stattliche Gesellschaft!" rief der Kaiser aus, „was meinst du, Annerl?"

---

*) Popél heißt im Böhmischen „Asche". Die Lobkowitze stammten in ältester Linie von einem Pfarrer Namens Popell ab, der in dem Ort Lobkowitz wohnte, und sich nach diesem Popell von Lobkowitz nannte.

Die Kaiserin schüttelte bedenklich das Haupt.

„Nun, laß gut sein; ich denke schon mit ihnen fertig zu werden!“ sagte Mathias. „Bring das Alles mit herauf“, befahl er dem Kämmerer, indem er auf die Depeschen deutete, „und führe mich; ich werde Mühe haben hinaufzukommen, besonders auf den Stiegen. — Guten Morgen Schatzerl“, wandte er sich zur Kaiserin. „Du hast Recht; die Krankheit macht schweres Geblüt. Jetzt, da ich gekleidet bin, mich in meinem Amt fühle, ist mir halt ganz anders zu Sinn. Der kranke Greis Mathias wird den König von Böhmen, wider den man sich empört, nicht vergessen!“

Mit diesen Worten ging er, auf Balthasar gestützt, der die Mappe mit den Depeschen trug, hinaus und drückte der Kaiserin, als er ihr die Hand zum Gruß darreichte, die ihrige mit herzlicher Wärme.

Vierundzwanzigstes Capitel.

„Nein, theurer Bruder in Jesu, ich hege nicht so übergroße Besorgnisse“, sprach lächelnd der Pater Lamormain (wie er sich lieber nannte, als mit seinem wirklichen Namen Lämmermann) zu dem neben ihm sitzenden Pater Thyßka. „Wetter, die so rasch und wild hereinbrechen, gehen auch rasch vorüber. Wirklich, lieber Thyßka, so überaus gefährlich ist die Angelegenheit nicht! Weder der Aufstand im Ganzen, noch die Bannstrahlen, die er unter so lautem Donnergeräusch auf den Orden schleudert!“

„Ich will wünschen, hochwürdiger Vater, daß ich mich täusche und Ihr vollkommen Recht habt“, erwiderte in bescheidener Haltung der Pater Thyßka; „allein überzeugt bin ich davon noch nicht! Ihr solltet, Hochwürdigster, die Stimmung der Böhmen so in der Nähe kennen gelernt haben als ich! Es ist nicht ein wilder kopfloser Haufen Pöbels, der sich zusammenrottet, ohne recht zu wissen, weshalb, nur weil Tumult die Massen lockt, und sich durch sich selbst mehrt! Es sind die vornehmsten, die reichsten, die gelehrtesten Männer Prags und des ganzen Landes, die mit wohlüberlegter Absicht handeln!“

„Weltliche Weisheit, die vereinzelt aufschießt ohne Nachhalt in der Wirkung!“

„Nicht so vereinzelt als es scheinen möchte, würdiger Vater! Die Protestanten in Böhmen haben sich zu gut gesichert, sie klammern sich schon mit zweihundertjährigen Wurzeln an Boden und Institutionen! Ist doch das ganze Carolinum in ihren Händen! Die gesammte gelehrte Erziehung der Böhmen wird von ihnen geleitet, und durch die Decrete der letzten Jahrzehnde sowie durch den unglückseligen Majestätsbrief haben sie sich dieses Institut und die Einwirkung darauf ganz ausschließlich gesichert.“

„Ei, ei, Pater Thyßka! Wie verblendet, und ich darf sagen, wie undankbar seid Ihr gegen Eure eigenen Gründungen, gegen Eure eigene Thätigkeit! Hätte die Thätigkeit unseres Ordens, hätten seine mannichfachen Institute denn keine Wirksamkeit ausgeübt? Das Collegium zu Prag habe ich stets unter die höchsten gestellt, deren geistige Kraft uns in diesem Jahrhundert zu Gebote steht! Habt Ihr nicht die bedeutendsten Aemter im Lande mit Euren Zöglingen und Anhängern besetzt? In Staatsverwaltung, Kirchen und Schulen? Gedenkt nur an Martinitz und Slawata selbst;

hatten sie nicht, und größtentheils durch uns, die wichtigsten Stellungen im ganzen Lande inne?"

„Wir haben allerdings Einiges gethan, Ehrwürdigster, allein wer lange im Lande gelebt hat, wie ich, der weiß auch, wie Vieles uns noch entgangen ist, wie große Gebiete unser Einfluß nicht beherrscht", entgegnete Thyßka bei aller Bescheidenheit, ja Unterwürfigkeit des Tons doch sehr entschieden. „Bedenkt nur, würdiger Vater, daß von den zehn Statthaltern sechs . . ."

„Den Mantel nach dem Winde hängen", fiel Pater Lamormain lächelnd ein, „ich gestehe, Thyßka", fuhr er ebenso fort, „ich finde das, soweit ich Welt und Menschen kenne, noch sehr wenig. Ein Verhältniß, mit dem ich ganz zufrieden bin!"

„Allein eben daß der Wind so stark von jener Seite stand . . ."

„Für den Augenblick! Was dreht sich rascher als der Wind? — Nein, Thyßka, das macht mir keine großen Sorgen! Wenn es uns nur gelingt die Maßregeln des Kaisers auf die richtige Bahn zu führen; das Andere halte ich für unbedeutend. Schwäche, Nachgiebigkeit, Bewilligungen für die Partei aber, die wären gefährlich. Nicht das Verbannungsdecret gegen den Orden, das Euch so beunruhigt. Das ist ein Lärmschuß ohne Kugel! Graf Thurn liebt es, etwas laut zu sein!"

„Die Gesammtheit der erwählten Directoren", bemerkte Thyßka und betonte seine Worte sehr bedenklich, „dreißig an der Zahl, aus allen dreien Ständen, hat das Document genehmigt und unterzeichnet!"

„Und wenn dreihundert, dreitausend! — Wie Ihr seltsam seid, guter Bruder Thyßka! Wie meintet Ihr wol, daß es einem Widersprechenden jetzt in Prag ergangen wäre? Seine

Stellung war augenblicklich verloren, vielleicht sein Leben in Gefahr! Dem Zustimmenden dagegen jauchzt Alles zu, ihm sind Triumphe, Gold, Ehre, Vortheile gewiß! Wie meint Ihr wol unter solchen Verhältnissen Leute zu finden, die nicht eingestimmt hätten! Und noch dazu in Das, was sie selbst wünschen!"

„Aber daß sie es wünschen ..."

„Wiegt nichts; ich wünsche mir auch bei meinem Podagra und sonstiger Kränklichkeit im December die Julisonne! Erhalte ich einen einzigen Strahl dadurch? Was kümmern uns ihre Wünsche? Es kommt darauf an ob wir sie erfüllen wollen oder müssen. Und das Votum selbst? Es bedeutet gar nichts. Mir ist's bei dem Allen vielmehr recht behaglich", fuhr der Pater fort, und rieb sich, indem er schlau lächelte, die Hände; „so behaglich, daß ich mich einmal recht behaglich darüber ausschwätzen will! In diesem Augenblick hättet Ihr dreißig Erzkatholiken zu Directoren oder Regenten in Böhmen ernennen können, bei der Richtung, in welcher der Strom einmal läuft, hätten sie alle dreißig das Verbannungsdecret gegen den Orden unterzeichnet. Ihr selbst, Thyßka, ich auch! Und was würde das bedeutet haben? Ich hätte Ja gesagt, weil ich nicht Nein sagen konnte. Die Zeit, wo ich Nein sagen kann, kehrt aber auch wieder! Wir, den Orden meine ich, müssen doch auch gefragt werden! Glaubt mir aber, Thyßka, die sancta societas Jesu kann noch hundert Verbannungsdecrete gegen sich schleudern lassen, falls sie nicht verbannt sein will, wird sie stets den Tag finden, wo sie zurückkehrt auf den Platz, von dem man sie vertrieb ... wenn sie nicht zurückgerufen wird! Ihr werdet diesen Sommer wo anders wohnen, oder auf Reisen gehen, das ist die ganze Folge der Sache! — Soll ich Euch mein innerstes Herz eröffnen?

Ich freue mich über das Verbannungsdecret! Ich freue mich über die dreißig Regenten, ohne den Kaiser nur um einen zu fragen! Ich freue mich über alle die Tollheiten der siegestrunkenen Herren! Je höher sie ihren babylonischen Thurm bauen, je sicherer und früher stürzt er ein. Eins nur ist mir noch bedenklich. Sie umgeben noch jeden Act der Empörung mit dem Heiligenschein der Ehrfurcht vor dem Kaiser und vor dem Könige Ferdinand. Wenn sie doch das erst ließen! Wenn sie in trockenen Worten dem Kaiser den Gehorsam aufkündigten, wie sie es schon durch die That gethan! Das Volk läßt sich immer durch Worte am Narrenseil führen und glaubt jetzt bethört ihrer Glattzüngigkeit. Sie mußten den Kaiser, und den König Ferdinand dazu, des Thrones verlustig erklären! Dann erst hätten wir gewonnen Spiel, denn dann müßten die Fürsten handeln! Solange sie in Prag ihren Zorn nur auf die kaiserlichen Räthe, auf uns, auf mich schleudern — ich weiß, das thun sie redlich — so lange lassen sie den Fürsten noch eine Hinterthür offen; den Schein großmüthiger, freiwilliger Gewährung Dessen, was man ihnen mit dem Dolch auf der Brust abpreßt! Da steckt die Gefahr! Das müssen wir verhüten!"

„Es wird sich, glaube ich, ehrwürdiger Vater, ohne unser Zuthun verhüten. Die Rebellen werden fordern, vorschreiben, nicht bitten!"

„Desto besser! So gewährt man ihnen nichts!"

„Falls sie aber nehmen? Sie haben es freilich nicht mehr nöthig, — sie behalten nur was sie haben!"

„Ihr meint, Thyßka?" lächelte Pater Lamormain. „Wir wollen uns in sechs Monaten, in Jahr und Tag sprechen."

„Ich fürchte ...."

„Ich hoffe!"

Beide schwiegen einige Augenblicke, dann fuhr Lamormain fort:

„Viel mehr als das, theurer Bruder in Jesu, ich bin der vollsten Zuversicht. Vor dem Aufstande war ich in Sorgen! Man hatte bewilligt, nachgegeben, hundert mal mehr, als es hätte geschehen sollen; es wurde immer neu gefordert, immer mehr verlangt! Natürlich! Wohin sollte das führen? Jetzt ist es zum Bruch gekommen, nun kann man die alten Fehler gut machen. Freut Euch, Pater Thyßka, jetzt gibt es Arbeit für uns — und, wenn wir es richtig anfangen, Lohn, reichlichen Lohn!" setzte er mit selbstbewußter Miene hinzu. „Mit dem Kaiser wird es einige Mühe kosten, er ist schwach geworden; doch für den König Ferdinand stehe ich ein! — Allein die Stunde ruft!" sprach er aufstehend; „ich muß zu ihm. Wir müssen für jetzt unsere Unterhaltung abbrechen. Besucht mich morgen früh wieder; da hoffe ich Euch mehr sagen zu können."

Thyßka schickte sich an zu gehen.

„Noch einen Rath, lieber Bruder! Versäumt nicht, dem Cardinal noch heute, womöglich gleich, Euren Besuch zu machen. — Ich meine Clesel", setzte Lamormain hinzu, da ihn der Pater verwundert ansah.

„Ich glaubte . . ." begann Thyßka stockend.

„Wir stünden nicht zum besten? Ganz richtig! Darum eben!" entgegnete Lamormain lächelnd. „Unsere Freunde dürfen wir ohne Gefahr vernachlässigen, — unsere Feinde müssen wir in bester Meinung von uns erhalten! Deus vobiscum, theurer Bruder!"

Der Pater Thyßka verabschiedete sich ehrfurchtsvoll. Als er die Thür schon in der Hand hatte, klopfte ihm Lamormain noch einmal vertraulich auf die Schulter und sprach: „Ich hoffe!"

„So will ich aufhören zu fürchten", erwiderte der Gehende und schloß mit einer Verbeugung die Thür. —

„Kein übler Mann!" dachte Lamormain bei sich selbst, indem er dem Pater nachschaute. „Er kann brauchbar werden; aber er muß noch viel, viel lernen! Bücher hat er genug gelesen, viel zu viel! Doch in der Welt ist er noch ein großer Neuling!" Während er seine Kleidung ordnete, um zum König und Erzherzog Ferdinand zu fahren, und Kragen, Falten, Rosenkranz und Alles, was er sonst von geistlichem Schmuck an sich trug, sauber zurechtzupfte, ließ er seinen Gedanken weitern Lauf: „Er fürchtet, der gute Pater! Er ist noch etwas kurzsichtig. Er ahnt nicht, daß wir Alles gethan haben, was uns möglich war, um die Sache auf diesen Punkt zu bringen! Ja, ja! Es blicken wenige Menschen in einen so klaren Lebenshorizont, daß ihnen nicht zuweilen das Nächste, das Natürlichste mit dichtem Nebel verhüllt wäre! Als ob wir nicht ebenso gut wie Thurn und seine Gesellen den Majestätsbrief zu lesen verständen! Der todte, abgetrotzte Buchstabe sollte uns hindern unsere Pflicht zu thun? Auch dieser gute Thyßka wähnt, wir hätten den Kirchenbau zu Klostergrab in der That für einen Rechtsbruch gehalten! Er wähnt wirklich, eine solche elende Kirche sei uns gefährlich erschienen, ernstlich im Wege gewesen! Nun, er muß noch seine höhere Schule machen; er wird auch einsehen lernen, daß nur der Majestätsbrief selbst uns gefährlich und im Wege war! Er wird begreifen, daß jetzt der Anfang gemacht ist, die Gefahr zu beseitigen, ihn aus dem Wege zu räumen! Das Wichtigste darf man dem Pater allerdings noch nicht mittheilen, ihn auch nicht vermuthen lassen! Zu dem Herrn Cardinal aber muß er ganz ohne Arg gehen, ihm seine Reverenz noch ganz unbefangen bezeigen. Wenn er nur sogleich geht, damit er

nicht zu spät kommt! Hm! hm! Dieser Clesel! Doch selbst ein schlauer Fuchs! Und tappt so hinein! Freilich, der schlaueste läuft in die Fangeisen, wenn ihm eine lockende Witterung die Geruchsnerven kitzelt." Hier griff der Pater Lamormain nach seinem Sammetkäppchen und dann nach der Schelle, die auf seinem Gebetpult stand.

Er schellte dem Diener. Dieser trat ein.

„Laß den Wagen vorfahren, Gregor; zu Sr. kaiserlichen Hoheit!"

In wenigen Minuten war der Pater auf dem Wege zum Erzherzog Ferdinand.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Pater Thyßka hatte in St.-Stephan der Frühmesse beigewohnt. Als er aus der Kirche trat, redete ihn unvermuthet von hinten her eine bekannte Stimme mit den Worten an: „Ew. Ehrwürden meinen unterthänigsten Gruß." Es war Fabricius.

„Ei, Herr von Hohenfall", rief Thyßka überrascht. „Schon wieder zurück in Wien von Eurer Reise? Es sind ja kaum sechs Wochen! Was bringt Ihr Neues mit?"

Fabricius schüttelte den Kopf und machte eine Bewegung mit der Hand, die sehr deutlich sagte, daß er mit seinen Neuigkeiten nicht zufrieden sei. „Im Vertrauen gesagt, Ehrwürdiger Herr", sagte er leise, da noch Viele in ihrer Nähe waren, „es geht dort besser wie hier! Darüber

ließe sich viel sagen, aber wir müßten ein ruhiges Stündchen und eine ruhigere Stelle haben als hier!"

„Damit kann ich dienen", antwortete Thyßka. „Wollt Ihr die Güte haben mich in meine Wohnung zu begleiten, Herr Geheimschreiber? Ich habe durch die Verwendung des Herrn Pater Lamormain in der kaiserlichen Burg ein ganz abgeschiedenes Wohngemach erhalten; da können wir so ungestört sprechen, wie in einer klösterlichen Zelle! Ich hätte auch Euch so Manches anzuvertrauen und zu fragen!"

Sie gingen miteinander.

„Eure Reise kann nicht ohne Gefahr gewesen sein, Herr Fabricius", begann Thyßka wieder im Gehen. „Seid Ihr denn wirklich nach Böhmen hinein gewesen?"

„Mein Auftrag lautete zwar nur darauf, in Schlesien, Mähren und der Lausitz die Gesinnungen zu beobachten", antwortete der Geheimschreiber, „allein da ich mich viel an den Grenzen aufhielt, bin ich auch, wo ich einen sichern Freund oder ein Kloster jenseits wußte, mehrmals verstohlen hinübergeschlüpft. Glaubt mir, Herr Pater, unsere Sache hat noch manchen Freund und Anhänger in Böhmen, wiewol es auch viele Treulose gibt!"

„Das glaub' ich wol!" antwortete der Pater halb seufzend. „Ihr sprachet von Klöstern; waret Ihr denn dort nicht in größter Gefahr? Werden unsere frommen Brüder nicht immerfort bedroht oder heimgesucht?"

„Nein. Das läßt sich nicht sagen!" erwiderte Fabricius. „Sie werden nicht beunruhigt; Graf Harrant ...."

„Der ist ja auch unter den Directoren, wie ich gehört habe!" unterbrach Thyßka.

„Ja wol, sie haben die besten Männer unter ihrer Partei ausgewählt!"

„Das Alles ist Schlauheit. Sie wollen ihrer Sache das beste Vertrauen erwecken“, fiel Thyßka ein.

„Ja wol! Und eben darum beunruhigen sie auch die Klöster nicht“, antwortete Fabricius.

„Sie denken, die Katholischen werden sich wohl hüten, gegen uns aufzustehen, wenn ihnen kein Grund zur Klage gegeben ist. Und das wirkt auch so, selbst auf die Geistlichen. Denn Graf Harrant trägt Sorge, daß den katholischen Pfarrern sogar ihr Einkommen pünktlich ausgezahlt werde!*) Das macht auch diese lau; die eifrigen Freunde unserer Sache seufzen daher um so tiefer!“

„Es ist auch sehr übel“, seufzte Thyßka selbst. „Das ist eine Art Bestechung! Und dabei sind sie im Widerspruch mit sich selbst; denn weshalb verfahren sie mit Anderen so streng? Warum, wenn sie den Katholischen nichts anhaben wollen, haben sie unsern Orden verbannt?“

„Verzeiht, ehrwürdiger Herr, das ist geschehen, sagen sie, weil der Orden nach ihrer Meinung feindselig gegen die Utraquisten und andere Protestanten aufgetreten ist.“

„Und das wird und muß er beständig thun“, eiferte Thyßka, „wenn er seiner Pflicht gegen die heilige Kirche treu bleiben will!“

„Dasselbe machen sie auch den Häuptern unserer Kirche zum Vorwurf; dem Herrn Erzbischof von Prag, dem Abt zu Strahow, Herrn Kaspar von Questenberg, dem braunauer Abt und Anderen, die sie verbannt haben. Es ist ausdrücklich in den Decreten ausgesprochen, daß sie nicht verbannt werden, weil sie Katholiken sind, sondern weil sie ihre Stellung und Amtsgewalt misbraucht haben zur Verfolgung der Protestanten!“

---

*) Historisch.

„Das sind die Bosheiten“, rief der Pater aus, „welche die Herren Frühwein, Jessenius, Budowa, Olbramowitz, unsere erbitterten Feinde, wider uns ausgeübt haben. Wir wissen, daß Herr Martin Frühwein der Hauptverfasser der Anklagen, Schmähschriften und Decrete wider uns ist!“

In diesem Gespräch waren sie der Burg nahe gekommen; da streifte ein Mann an ihnen vorüber, den Thyßka aufmerksam anblickte, und auch Fabricius winkte, es zu thun. Er trug ein graues, gesticktes Wamms, einen Degen an der Seite, einen hohen Hut mit schwarzen Federn; sein Gang und Ansehen waren stolz.

„Das ist auch ein gefährlicher Mann“, flüsterte Thyßka Fabricius zu, „der ist hier fast wie Thurn in Böhmen. Es ist ein Herr Tharradel von Ebergassing und gehört zu den protestantischen Ständen. Die hetzt er Tag und Nacht, sie sollen auch aufstehen wie die Böhmen, sich mit ihnen verbünden und ihre Forderungen an den Kaiser stellen!“

„Also hier ebenso, wie ich es in Schlesien und in der Lausitz, zumal aber in Mähren gefunden habe“, antwortete Fabricius; „in Olmütz gährt es dergestalt, daß es bald überbrausen muß!“

„O, welche traurige Zukunft für uns und die Kirche!“ rief Thyßka. „Darum will auch der Kaiser immer noch nicht recht an den Krieg, denn er fürchtet, daß es dann überall losbrechen werde!“

„Da könnte er wol Recht haben!“

„Allein was bleibt übrig?“ antwortete der Pater. „Hier sind wir am Ziel, Herr von Hohenfall“, sagte er, als sie an einer kleinen Pforte im Vorhof des Burggebäudes standen; „hier diese Thür führt in meine Wohnung. Erlaubt, daß ich vorangehe, um den Weg zu zeigen.“

Er trat ein; auf einer gewundenen, schmalen Treppe

von Stein stiegen sie durch drei Stockwerke; dann gingen sie einen langen Corridor hinunter, an dessen Ende die Eingangsthür zu der Wohnung des Paters lag. Es waren zwei kleine, trauliche Gemächer, deren Fenster nach dem Wall hinausgingen und eine weite Aussicht ins Freie darboten.

„Seht Ihr, theurer Herr Fabricius", begann Thyßka, indem er ihn zum Sitzen einlud. „Hier bin ich ein Bruder Klausner mitten in dem großen Wien, so gut wie vormals in Prag. Die Wohnung eignet sich ganz für mich. Ich habe für den Herrn Pater Lamormain viel zu thun und für Se. Majestät den König von Ungarn, und da bin ich so ganz in Beider Nähe!"

Sie hatten Platz genommen.

„Ja, es ist eine böse, böse Zeit", hub Thyßka an, „Herr Geheimschreiber, und ich begreife nicht, woher Se. Hochwürden, der Herr Beichtvater, so großen Muth schöpft. Mir scheint, es geht mit jedem Tage schlechter!"

Fabricius zuckte die Achseln. „Ich hasse diesen Grafen Thurn wie die Hölle", erwiderte er nach längerm Schweigen. „Aber das muß man ihm lassen, er hat's verstanden die Sache in Gang zu bringen! Er braucht den Mund etwas viel, aber er schafft und handelt auch! In Böhmen, das versichere ich Euch, Herr Pater, ist in den zwei Monaten so viel geschehen, als wären zwei Jahre verflossen. Jeglicher Magnat hat mit allen seinen Rossen und Reisigen sich zum Krieg stellen müssen; immer der zwanzigste Mann auch sonst im Volke ist unter Waffen getreten und jeder fünfte in jeglicher Gemeinde waffenrüstig gemacht für unvermuthete Gefahr!"

„Freilich, freilich, falls der Kaiser angriffe!" rief Thyßka dazwischen.

„So haben sie jetzt schon ein mächtiges Heer auf den

Beinen", fuhr Fabricius fort. „Thurn hat außerdem überall werben lassen; in der Lausitz bin ich auf einen seiner Werber gestoßen, einen gewissen Wolodna aus dem Erzgebirge, der dort schon bei den Vorgängen zu Klostergrab den meisten Lärmen gemacht hat!"

„Ja, sie hetzen Alles gegen uns heran!" sagte Thyßka mit Erbitterung.

„Thurn vor Allen", rief Fabricius lebhaft, „er ist der Kopf der Schlange! Könnte man dem beikommen! Auf irgend eine Art!"

„Es wird ja doch Mittel geben", meinte Thyßka und wiegte das Haupt. „Der Herr Beichtvater hat auch schon davon gesprochen! Doch ich muß noch darüber schweigen."

„So! Hm!" summte Fabricius. „Und er geht so schlaue Wege, der Herr Graf!" fuhr er fort, „er ist wohlweislich nicht unter den Directoren, er hat sich und Colon von Fels die Oberbefehlshaberstelle im Heer vorbehalten. Er hofft Alles vom Krieg und .... ein Feldherr wird leicht Dictator!"

„Sicut exempla docent!" fiel Thyßka ein. „Er möchte wol so etwas von einem Cäsar spielen!"

„Ich stehe nicht dafür, daß er nicht nach der Krone Böhmens schielt — er ist wieder Kronhüter zu Karlstein, weshalb sollte er nicht versuchen, Kronträger zu werden?"

„Damit dürfte es aber doch noch etliche Wege haben", meinte Thyßka überlegend; „unter den Directoren sind die angesehensten Männer, Manche vordem weit über ihm, wie der Graf Schlick, und ihm auch jetzt wol noch überlegen. Die würden wol seine Nebenbuhler sein!"

„Wol wahr!" gab Fabricius zu. „Aber, wer das Schwert in der Hand hat, wem die Soldaten gehorchen! Uebrigens haben die Aufständischen bei der Directorenwahl

schlau gehandelt, um ihrer Sache Vertrauen zu schaffen. Die Dreißig sind aus den drei Ständen gewählt, wie es bei den Defensoren der Fall war. Es sind zehn vom Herrenstande, zehn von den Rittern und zehn vom Bürgerstande."

„Kennt Ihr alle Namen?" fragte Thyßka, „hier hören wir immer nur die hauptsächlichsten."

„Sind denn ihre Vertheidigungsschriften, die Apologien, wie sie sie nennen, nicht zu Euch gelangt?" fragte Fabricius erstaunt, „die haben sie sämmtlich unterzeichnet!"

„Ihre Actenstücke und Decrete werden hier in Wien natürlich unterdrückt, daß sie nicht ins Volk kommen; und amtlich geht mir nichts zu. Den Inhalt mit seinen Verleumdungen kenne ich wohl!"

„Ich werde Euch mit der zweiten Apologie dienen können. Sie ist in Sachsen abgedruckt worden", antwortete Fabricius und nahm einige Papiere aus dem Wamms. „Die erste vom 25. Mai besitze ich nicht."

„Vom 25. Mai", rief Thyßka unwillig aus, „zwei Tage nach der Schandthat! Da sieht man wie Alles zuvor schon abgekartet war!"

„Freilich!" bestätigte Fabricius, indem er ihm die Druckschrift gab. „Seht hier auf der letzten Seite die Namen aller dreißig Directoren!"

Thyßka las halblaut*): „Bohuslaw Berka von Duba, Wilhelm der Aeltere von Lobkowitz, Paul von Reziczan, Peter von Schwamberg, Wenzel von Raupowa, Graf Andreas von Schlick, Graf Albin von Schlick, Wenzel Budowecz von Budowa, Wilhelm von Wchinicz und Tettowa, Albrecht Johann Smirziczki."

---

*) Historisch.

„Das sind die vom Herrenstande! Nun kommen die vom Ritterstande“, unterbrach ihn Fabricius halblaut vor sich hinsprechend. Thyßka las weiter:

„Kaspar Caplicz von Sulewicz, Procop Dworschetzki von Olbramowitz, Ulrich Gersdorf von Gersdorf, Friedrich von Bila, Christoph Vitzthum von Vitzthum, Heinrich Otto von Loß, Albrecht Pfefferkorn von Ottenbach, Humprecht der Aeltere von Czernin, Felix Wenzel von Pietipeski, Peter Müller von Mühlhausen!“

„Nun die Herren aus den Städten“, murmelte Fabricius.

Thyßka las weiter: „Martin Frühwein von Podoli“ (seine Miene verzog sich bitter bei diesem Namen), „Sixtus von Ottersdorf, Daniel Schotnowski von Zaworzicz, Johann Orschinowski von Fürstenfels, Valentin Kochan von Prachowa, Tobias Steffeck von Kolodny, Wenzel Piseczki von Kranichfeld, Kober von Kobersberg, Johann Schultis von Felsdorf und Maximilian Hostialek von Jaworczitz.“

„Das sind die sämmtlichen dreißig Herren Tyrannen von Böhmen“, sprach Fabricius spöttisch; „merkt sie Euch wohl, Herr Pater, wenn einst das Blatt sich wenden sollte!“

„Sorgt nicht“, antwortete Thyßka lächelnd, „ihre Namen werden auch sonst schon verzeichnet sein! Wir vergessen so leicht keinen! Darf ich aber die Schrift behalten?“

„Sie steht Ew. Ehrwürden zu Dienst. Späterhin wird es keine Mühe haben, dieses Document und alle die anderen, die von der Regierung der Dreißig ausgegangen sind und noch ausgehen werden, zu bekommen. Ja, gerührt haben sich die dreißig Herren! Decret auf Decret erlassen sie! Die Ordnung wird erhalten, zum Krieg sind sie gerüstet.“

„O, wenn es doch hier ebenso wäre!“ entgegnete der Pater. „Allein der Kaiser zögert noch immer. Der Erzherzog Max und vollends der König von Ungarn dringen

täglich in ihn, er soll Ernst machen, einrücken; er gibt auch halb nach, dann bespricht er sich mit dem Cardinal Clesel, und Alles ist wieder vorüber. Er hofft immer noch auf glückliche Ausgleichung; nur will er, die Böhmen sollen zuerst die Waffen niederlegen!"

„Das thun sie nicht, dessen seid sicher, ehrwürdiger Herr! Darüber habe ich mir auf meiner Reise Gewißheit verschafft. Der Kaiser, verlangen sie, soll zuerst seine geworbenen Söldner abdanken oder zurückziehen, die noch in Budweis, Braunau und andern Städten des Landes stehen."

„Diese Forderung kann der Kaiser doch unmöglich erfüllen", rief Thyßka ereifert, „noch dazu, während die Böhmen sich fortdauernd rüsten und angreifen!"

„Angreifen, — das thun sie nun gerade nicht", antwortete Fabricius, „Thurn hätte wol Lust, doch die Ruhigeren halten zurück. Sie sind nach ihrem Behaupten gar nicht im Kriegsstande mit dem Kaiser, sie sind nur gewaffnet zur Vorsicht und Abwehr, und wollen die fremden Söldner aus dem Lande haben."

„Es ist gar nicht abzusehen, wie das ohne offenen Krieg werden soll! Der Kaiser müßte daher je eher je lieber zu den Waffen greifen und mit ganzer Heeresmacht in das aufrührerische Land einrücken!"

„Wenn er sich nur zu Hause sicherer wüßte!"

„Allein wird es denn besser durch das Zögern?"

„Schwerlich!" zuckte Fabricius die Achseln. „Denn die Böhmen geben in nichts nach. Sie wollen auch die Verbannungsdecrete nicht zurücknehmen, zumal nicht die gegen die kaiserlichen Statthalter, und auf ihrer Wiedereinsetzung besteht doch der Kaiser."

„Darauf muß er doch aber bestehen", fiel Thyßka ein.

„Dann wären sie so weit wie zuvor, rufen Thurn und seine Genossen, und dazu hätte es nicht bedurft uns zum Fenster hinauszuwerfen“, fuhr Fabricius mit einem bitter zuckenden Lächeln um seine schmalen Lippen fort.

„Der Kaiser thut schon mehr als er soll“, nahm Thyßka das Wort auf, nach einem kurzen Schweigen. „Er verspricht ihnen den Majestätsbrief, wie sie ihn ausgelegt haben, aufrecht zu erhalten, will alle ihre Rechte bestätigen!“

„Und diese eigensinnigen Ketzer rufen immer: So weit waren wir schon vor dem 23. Mai!“ sagte Fabricius wie zuvor.

Beide schwiegen.

„Habt Ihr“, begann Thyßka nach langer Pause, „nichts von Herrn von Slawata gehört? Er soll ja auf freiem Fuß sein?“

„Nun ja, so halb und halb! Die gnädige Frau hat für ihn gebeten bei der künftigen Königin von Böhmen, ... der Gräfin Thurn! Und ....“ Er brach ab. Es zuckte etwas Dämonisches auf Fabricius' bleichem Angesicht; seine tiefliegenden Augen brannten düster, die Stirne zog sich in Falten.

„Nun? Ihr schweigt?“ fragte Thyßka gespannt.

„Der Herr Statthalter, Freiherr von Slawata, Herr auf Chlum und Koschenberg, wie auch zu Teltsch und Neuhaus“, betonte Fabricius scharf, „haben einen Revers ausgestellt *), worin Se. hochfreiherrlichen Gnaden nicht nur versprechen nie wieder ein öffentliches Amt in Böhmen anzunehmen, die Glaubensgerechtsame aller Utraquisten möglichst fördern zu wollen, sondern auch Alles, was geschehen ist, gutheißen, sogar, daß man Wohldieselben zum Fenster

*) Historisch.

hinausgeworfen, sowie einige andere Strafbare auch, — genug, genug davon!“ brach er erbittert ab.

„Das ist ein erzwungener Actus, er ist ungültig!“ rief Thyßka aus.

„Ich zweifle auch, daß Herr von Slawata ihn länger anerkennt als er muß. Aber geschrieben ist geschrieben! Das ist ein schlimmer Umstand!“

„Die Kirche spricht ihn von jeder Verpflichtung los!“

„Ich glaub's! Aber — den Namen unter der Schrift löscht sie doch nicht aus. Und der der gnädigen Frau steht auch darunter!“

Thyßka preßte die Lippen zusammen. „Es ist ein übler Umstand“, sagte er endlich. „Die schöne Glorie, die der Sturz aus dem Fenster, mittels Abwendung des Verderbens durch die heilige Jungfrau selbst, um den Märtyrer gewoben hat ....“

„Diese schöne Glorie erbleicht etwas, nicht so, ehrwürdiger Herr?“

„Und was ist mit Sr. freiherrlichen Gnaden weiter geworden?“ fragte Thyßka statt der Antwort, diese absichtlich zurückhaltend.

„Der Freiherr von Slawata hält sich auf seiner Herrschaft in der Stadt Neuhaus auf“, sagte der Geheimschreiber. „Der Leibeigene, der Schurke, der uns wahrscheinlich im Schloß verrathen hat ....“

„Der Zaloska? Von dem Ihr mir schon gesagt?“

„.... Derselbe. Er ist bei ihm. Ich glaube, man drückt ein Auge zu über den Aufenthalt meines allergnädigsten Beschützers in Böhmen. Wenn die Gelegenheit günstig ist, wird er es wol ganz verlassen und hierher kommen!“

„Es wäre sehr gut! Wenn er nur schon hier wäre!

Er könnte uns viel helfen. Denn treu bleibt er unserer Sache doch!"

„O, ganz zuverlässig", sagte Fabricius und verneigte sich gegen Thyzka.

Dieser schwieg lange.

„Wir müssen! Wir müssen!" rief er endlich aus und stand auf. „Das Schwert muß gezogen werden! Es gibt keinen andern Ausweg!"

„Gott segne die Bemühungen Ew. Ehrwürden", antwortete Fabricius und stand gleichfalls auf. „Aber ich habe mich wahrhaftig schon zu lange verweilt. Es ist die Stunde, wo ich in der Kanzlei zu thun habe."

Er ging.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Der Erzherzog Ferdinand, König von Ungarn, erwartete den Pater Lamormain zu einer Besprechung über die Lage der Dinge. Es sollte abermals ein gemeinsamer, dringender Versuch gemacht werden, den Kaiser zu entschiedenen Schritten zu bestimmen, da ihnen die Rebellen schon so weit zuvorgekommen waren. Doch zuvor wollte sich der Erzherzog mit Lamormain allein besprechen; denn es war seine Weise, sich immer zuerst mit diesem über Alles zu vereinigen, bevor er sich Andern mittheilte. So fand der Beichtvater ihn denn ganz allein.

„Wie willkommen Ihr mir stets seid, ehrwürdiger Vater", redete der Erzherzog den Eintretenden an, „so seid Ihr

es doch heute doppelt. Die Angelegenheiten werden immer verwickelter und schwieriger; der Rath Eures Kopfes und Eures Herzens werden mir in eben dem Maße unentbehrlicher!"

„Ew. Majestät wissen", antwortete Lamormain, „daß ich nur einen Rath wiederholen kann: Die Gewalt der kaiserlichen Majestät muß die Empörung bändigen!"

„Die Ausführung ist nur von Schwierigkeiten begleitet, die kaum zu besiegen sind", antwortete der Erzherzog mit besorglichem Ton.

„Diese Schwierigkeiten wachsen aber mit jedem Tage der Zögerung ...."

„Gewiß, gewiß! Doch setzen wir uns, würdiger Vater." Der König winkte ihm, auf einem Sessel an seiner Seite Platz zu nehmen. „Ich habe erst jetzt", begann Ferdinand, „Kenntniß von einem Schritt erhalten, von dem allerdings Vieles zu erwarten gewesen wäre; doch er ist mislungen!"

„Mislungen!" sprach Lamormain in einem Ton, in welchem sich Theilnahme und Erstaunen mischten, während zugleich eine leichte Ironie um seine Lippen spielte. „Mislungen! Und welches wäre denn dieser Schritt gewesen?"

„Der Kaiser hatte den Reichsrath von Khün*) ...."

„Oh! davon weiß ich!" unterbrach Lamormain.

„Ihr wußtet davon, ehrwürdiger Vater, und sagtet mir nichts?" entgegnete der Erzherzog befremdet.

„Wie konnte ich wissen, daß Ew. Majestät nicht wußten ....", erwiderte Lamormain, und der ironische Zug um seine Lippen trat stärker hervor. „Aus Prag selbst wurde mir geschrieben, daß der Reichsrath den Auftrag

*) Historisch.

habe, den Freiherrn von Fels auf die Seite Sr. Majestät zu ziehen; daß indeß gar keine Aussicht für den Erfolg des Schrittes vorhanden sei. Schon vor einer Woche erhielt ich diese Meldung und glaubte daher, die Sache als eine längst gefallene betrachten zu dürfen."

„Vor einer Woche schon!" rief der König aus und stand lebhaft auf. „So scheint es, ich bin einer der am wenigsten Unterrichteten hier an diesem Hofe! Erst diesen Morgen hat mir der Kaiser das Fehlschlagen der Sendung als neueste Nachricht vertraut."

„Sie mag auch für Se. kaiserliche Majestät neu gewesen sein", erwiderte Lamormain ruhig, „da Khün seine Stellung selbst nicht früher erkannt haben mag oder erkennen wollte. Für mich ist sie so wenig neu, daß ich schon bei seinem Abgang die Ueberzeugung hatte, seine Reise werde eine vergebliche sein."

„Und Ihr widerriethet nicht?" fiel Ferdinand lebhaft ein.

„Ew. Majestät, ich hatte gar keine amtliche Kenntniß von dem Schritt. Daß der Cardinal Clesel mich nicht zum Vertrauten seiner Maßregeln macht, durfte mich nicht befremden! Natürlich war ich so bescheiden, nichts von der Angelegenheit zu wissen!" schloß der Pater nach einer kleinen Pause, mit einem sarkastischen Zuge um die scharfen Lippen.

„Und wußtet doch mehr als der Kaiser selbst und wir Alle, ehrwürdiger Herr, wenn Ihr den Ausgang wirklich so vorher sahet!"

„Se. Majestät der Kaiser muß über das Verhältniß Thurn's zu Fels nicht wohl unterrichtet gewesen sein. Eine vorübergehende kleine Eifersucht in Beziehung auf militärische Verhältnisse hatte keinen so tiefen Spalt zwischen beiden Rebellen erzeugt, daß sie ihre gemeinschaftliche Angelegen-

heit darüber aufgeben sollten. Denn sie erblicken, gewiß ganz thörichter Weise, im Hintergrund ihres Unternehmens ganz andere Ziele und Hoffnungen als die, welche der Reichsrath Khün dem Generalwachtmeister der Armeen der böhmischen Utraquisten im Namen Clesel's oder Sr. Majestät des Kaisers versprechen konnte!"

„Man hätte höhere Anerbietungen machen sollen, meint Ihr, würdiger Vater?"

„Man hätte", sprach Lamormain nach einigem Zögern, „im Stande sein müssen, Sicherheit zu geben, daß man das Versprechen erfüllen kann."

„Sollten wir das nicht können?" rief Ferdinand bestürzt.

Lamormain zuckte die Achseln. „Wir haben die Böhmen ungestraft Alles vollbringen lassen, wozu ihr zügelloser Uebermuth und trunkener Siegestaumel sie trieb. Müssen sie nicht glauben, daß wir es nicht hindern können? Und wie sind ihre Kräfte wirklich gewachsen, dadurch, daß wir ihnen die bequemste Zeit gelassen, sich zu sammeln, zu ordnen, ihre im Sturm, gleich wie in einem nächtlichen Ueberfall errungene Stellung zu befestigen! Mähren und Schlesien, die da schwankten, die ein entschiedener Schritt auf unsere Seite geführt hätte, sind jetzt auf der ihrigen. Mit Ungarn und Siebenbürgen ist man in Unterhandlung. Der nichtswürdige, aber mit aller Gewandtheit des Odysseus begabte Jessenius betreibt dieses Bündniß wiederum."

„Da seid Ihr im Irrthum, Pater Lamormain", widersprach der König lebhaft, „Bethlen Gabor ist, welchen Schein er auch gegen Böhmen annimmt, der innigste Freund des Kaisers. Ich weiß, wie er sich gegen diesen und insbesondere über das Scheinverhältniß zu Böhmen ausgesprochen hat."

„Auch ich", erwiderte Lamormain kaltblütig; „eben des-

halb glaube ich das Gegentheil. Ich würde ungern über eine Brücke gehen, die mir die Eidschwüre Bethlen Gabor's erbauen."

Ferdinand schwieg, sichtlich betroffen und verstimmt.

„Und wenn auch", fuhr Lamormain fort; „die Böhmen halten sich einmal seines Zutritts versichert. Sie glauben auch, daß der Kaiser in seinen nächsten Erblanden selbst, hier in Oesterreich, in den Ständen Gegner hat, die ihre Bundesgenossen sein werden und — — wenn ich aufrichtig sein darf, so glaube ich das selbst."

Ferdinand biß sich auf die Lippen.

„Nun? Und wenn das Alles richtig ist, sollte man es, dies war, bitte ich Ew. Majestät zu bedenken, der Punkt, von dem ich ausging, sollte man es dem Freiherrn von Fels verdenken, daß er sicherere Hoffnungen auf den Lohn setzt, den ihm sein jetziges Unternehmen bringen, den ihm das dankbare Böhmen gewähren könnte, als auf den, welchen ihm Se. Majestät der Kaiser verspricht?"

„Sollte es so stehen? Sollten wir so schwach sein!" rief der König, und stand auf und ging einige mal heftig auf und nieder.

„Wir sind wol nicht so schwach .... allein wir müssen den Aufrührern so erscheinen", sprach Lamormain und ließ seinen Rosenkranz gedankenlos zwischen den Fingern spielen.

„Nun denn", brach Ferdinand eifrig aus, „so ist es mir lieb, daß Khün in seinem Auftrag gescheitert ist. Es bleibt uns nun kein Mittel mehr übrig. Wir müssen zur That schreiten. So haben wir doch einen Gewinn aus dem Schritt."

„Keinen so unbedingten", bemerkte der Pater und wiegte das Haupt; „wir haben den Rebellen offen gezeigt, daß wir sie fürchten, wenn sie einig sind! Wir haben zugleich

der Würde unserer Sache schwer geschadet, denn wer im Recht ist, Uebelthäter zu bestrafen, darf sie nicht erkaufen wollen! Wir haben ...."

„Hört auf, hört auf, ehrwürdiger Vater! Ihr bringt mich zur Verzweiflung! Lieber sagt mir, was sollen wir thun, was ist Eure Meinung?"

„Stets die alte ....", antwortete Lamormain mit dem entschiedensten Ton, indem er aufstand. „Kein Augenblick der Zögerung mehr, die entschlossenste That, und nach dem Sieg" — hier funkelte sein tief in den Höhlen liegendes, schwarzes Augenpaar mit unheimlicher Glut, „die unerbittlichste Strafe!"

„Freilich, freilich, von dieser Ueberzeugung bin ich auch durchdrungen", rief der König aus und stand gleichfalls auf; „allein sind mir nicht die Hände gebunden, habe ich die Möglichkeit zu handeln?"

„Hm! Vielleicht doch!" entgegnete Lamormain mit seltsamem Ton, indem er sich langsam und mit den Fingern wie gedankenlos spielend das Kinn strich.

„Ihr meint? Ihr denkt? ..." fragte Ferdinand und blickte ihn unruhig an.

„Ich denke nur daran", erwiderte Lamormain mit denselben Bewegungen fortfahrend, „wer und was uns in diese Lage bringt, Se. Majestät der Kaiser wäre wol zu überzeugen, allein ... der Cardinal ...", er zuckte die Achseln.

„Ja, Er ist es", rief der König erhitzt, „dessen Einfluß Alles lähmt und rückgängig macht, was ich erreicht zu haben glaube!"

„Er treibt die Gegenminen", versetzte Lamormain achselzuckend mit einem spöttischen Ausdruck, der den König wie ein Giftpfeil traf, „was ist da zu machen!"

„Es ist um mit dem Kopfe wider eine Mauer zu laufen!" rief Ferdinand aus, und sein bleiches Gesicht erglühte in dunkler, fliegender Röthe der Scham und Erbitterung.

„O nein!" antwortete Lamormain mit lächelnder Kälte, „gerade im Gegentheil. Man muß ganz behutsam, ganz ruhig verfahren, so leise, wie es im Minenkrieg Sitte ist; still vorrücken, unterhöhlen, dann aber den Muth haben, die Lunte an das Pulver zu bringen, und .... die Mine sprengen!" Die letzten Worte sprach er mit einem flüsternden Hauch, als blase er ein leichtes Federchen vom Munde.

Der König stand wie versteinert.

„Nun ja!" fuhr Lamormain mit Eiskälte fort, „ist es denn etwas so Großes, so Ungeheures? Ein Emporkömmling, der wieder herabstürzt von der Höhe, auf der er sich nicht zu halten weiß?"

„Ihr wollt den Cardinal stürzen, ihn gewaltsam ...." rief der Erzherzog mit unterdrückter Stimme, „doch wie?" fragte er, und bebte in Erwartung der Antwort.

Es war, als ob Lamormain sich in ein anderes Wesen verwandle; seine spöttisch lächelnden Züge erstarrten. Die Blässe seiner Wangen wurde zum fahlen Grau; indem er selbst zu versteinern schien, übte der Blick seines starren Auges eine versteinernde Gewalt auf den König. Mit eherner Stimme sprach er: „Clesel verräth den Thron und die Kirche. Das Haus Habsburg stürzt, oder der Minister, die Kirche oder der Cardinal, wir oder Er, ist da noch eine Wahl?"

„Nein, nein! Doch welche Mittel haben wir für solch ein Ziel!"

„Die entschlossene That kennt nur einen Weg. Die heilige Pflicht gegen die Kirche gebietet ihn zu gehen. Der Minister ist machtlos, wenn er vom Kaiser getrennt ist,

er muß von ihm getrennt werden! Wir müssen uns seiner versichern!"

„Wie?" fragte Ferdinand, „wie versteht Ihr das? Wollt Ihr Gewalt brauchen?"

„Wenn sie unerläßlich ist", zuckte Lamormain die Achseln.

„Ehrwürdiger Herr! Hand an einen Fürsten der Kirche legen! Was würde der Heilige Vater ...."

„Wie der höchste Fürst der Kirche über die Abtrünnigkeit eines Untergeordneten gesinnt ist, mögen Ew. Majestät aus diesem Briefe ersehen", antwortete Lamormain und zog ein Schreiben hervor, das er dem Könige überreichte.

Ferdinand durchflog es. „Der Heilige Vater willigt ein ....", sprach er mit dem Ausdrucke des äußersten Staunens ... „Wir dürften ......"

„Es ist mehr als eine Einwilligung; die Ermächtigung, welche uns Se. Heiligkeit in diesem Schreiben ertheilt, den Cardinal zu verhaften *), ist einem Auftrage dazu gleich."

„Lamormain! Was habt Ihr möglich gemacht!"

„Ich handelte in meiner höchsten Pflicht, über die Rechte und Sicherheit der heiligen Kirche zu wachen. Ew. Majestät werden jetzt die Ihrige nicht verabsäumen!"

„Es ist unmöglich", rief Ferdinand in äußerster Unruhe. „Gewalt! Der Kaiser wird es nicht dulden! Er wird Gewalt wider uns brauchen!"

„Unsere Vorsicht wird das vermeiden können."

„Alles wird wider uns sein! Selbst der Erzherzog Maximilian!"

„Se. kaiserliche Hoheit ist schon einverstanden, willigt völlig in meinen Plan", entgegnete Lamormain ruhig.

---

*) Historisch.

„Lamormain! Auch das .... seid Ihr allmächtig!“ rief der König.

„Ich will nur, was ich kann! das ist meine Allmacht“, antwortete er lächelnd. „Mußte ich mich nicht der Mittel versichern, bevor ich Ew. Majestät die That vorschlug?“

„Und welches ist Euer Plan?“

„Ew. Majestät und Euer erlauchter Oheim, der Erzherzog Maximilian, werden heut“, begann Lamormain mit der klarsten Bestimmtheit, „dem Cardinal einen Besuch abstatten; die Gesetze der Höflichkeit zwingen ihn, denselben morgen zu erwidern. Hier in der Burg wird ihn der Freiherr von Preiner, auf den wir uns völlig verlassen dürfen, empfangen.*) Er wird ihm den Willen Sr. Heiligkeit kund thun. Es ist für die nöthige Wachtmannschaft gesorgt, daß der Cardinal keinen gewaltthätigen Widerstand leisten kann. Er wird das Amtsgewand ablegen; der Reisemantel ist bereit; Herr von Preiner und die Grafen Dampierre und Collalto geleiten ihn auf die Bastei, wo der Reisewagen bereit steht, der ihn nach Tirol auf das Schloß Ambras führt. Bis zur Grenze von Steiermark begleiten den Wagen zweihundert Reiter des Grafen Dampierre. Dort ist diese Mannschaft nicht mehr nöthig; zu Ambras wird der Cardinal der Gefangene des Erzherzogs Maximilian sein; Se. kaiserliche Hoheit haben mir ihre völlige Zustimmung gegeben.“ **)

Der König Ferdinand stand sprachlos. Lamormain's Wille schwebte über ihm wie der unentrinnbare Beschluß eines stummen Schicksals. Die Thaten waren vollendet, bevor er sie kaum gedacht!

---

*) Historisch.

**) Historisch.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Der Kaiser Mathias lag kränker und kränker auf seinem Schmerzenslager in der Burg. Er hielt ein Schreiben in der Hand, das er mit verdrießlicher Miene las. Nur die Kaiserin Anna und sein treu anhänglicher Balthasar waren bei ihm; die Einzigen, die er dauernd in seiner Nähe duldete.

„Es steht halt übel aus, Schatzerl, in Böhmen“, sprach der Kaiser, indem er das Schreiben, das er eben durchgelesen, auf einen Tisch mit Büchern und Papieren legte, der vor seinem Bette stand. „Sie hetzen und giften und stacheln von allen Seiten! Es ist dort wie hier! Wenn man auch ehrlich Fried' und Ruhe herstellen will, man kann's fast nicht mehr!“

„Du mußt die Hoffnung nicht aufgeben, Mathias“, sagte die Kaiserin, und sah ihn freundlich ermunternd an. „Es ist ein großes, schweres Werk und das will Weile haben!“

„Ja, Weile hat es! Das weiß Gott! Und recht lange! In den zwei Monaten, die die Geschichte nun dauert, ist es dort im Lande ergangen wie mir hier im Bette. Wir hofften von Tag zu Tag, es würde besser werden, und es wird immer schlimmer. Ich gedachte mein Podagra und das andere Kreuz und Elend los zu werden mit dem Sommer; nun sind wir hoch im Julius, und es plagt mich ärger als im Mai. Wir schreiben heut den zwanzigsten, Balthasar? Nicht?“ fragte er, denn Balthasar war stets sein Kalender und seine Uhr.

„Den zwanzigsten, Ew. kaiserliche Majestät“, erwiderte dieser.

„Was ist denn die Uhr?“

„Es hat eben vier Uhr geschlagen!“

„So ist doch bald wieder ein Tag vorbei!“ seufzte Mathias. „Es wundert mich nur, daß der Cardinal noch nicht zum Vortrage hier ist! Ich erwartete ihn um vier Uhr. Er ist doch sonst immer der Mann nach der Secunde!“

„Die Geschäfte mehren sich auch wol für ihn“, bemerkte die Kaiserin begütigend, da sie dem durch die Schmerzen der Krankheit und die traurige Lage der Dinge äußerst reizbaren Kaiser den Unmuth ansah. „Was schreibt dir denn Dietrichstein?“ fragte sie, als der Kaiser den Brief, den er eben weggelegt, wieder ergriff.

„Es ist eine lange Geschichte! Aber Alles läuft darauf hinaus, daß Hader und Unfrieden und Aufruhr und Trotz immer wachsen in Böhmen und nachgerade auch in Mähren Wurzel fassen. Es sind ihrer Etliche, die immer Oel ins Feuer gießen. Der Thurn, der Dworschetzki, der Jessenius — dieser vermaledeite Jessenius!“

„Ich weiß nicht“, sagte die Kaiserin, „was dich immer gerade gegen den so in Eifer bringt. Er hat mit den Ungarn und dem Bethlen Gabor unterhandelt, das ist wahr; aber sonst ist er doch nicht schlimmer als die Andern!“

„Hm!“ murmelte Mathias vor sich hin.

„Und wenn er so schlimm ist, weshalb habt Ihr ihn denn freigelassen? Ihr hattet ihn ja, hättet ihn festhalten, oder wenn er's verdient, verurtheilen können!“

„Das ist halt so eine eigene Geschichte“, sagte der Kaiser, „ich hab's dir verschwiegen, halb aus Scham, halb aus .... ich weiß nicht was!“

„Ich bin doch neugierig“, sagte die Kaiserin.

„Der Clesel ist eigentlich daran Schuld“, fing Mathias wieder an. „Der hat, wie der Jessenius hier im Rothen Thurme saß, ihn öfters im Gefängniß aufgesucht und viel Verhör mit ihm angestellt über die böhmische Sache. Es kam immer nichts heraus, denn der eigensinnige Slowakenkopf wollte nichts ausplaudern, Keinen anschwärzen oder verrathen, wie er sagte.“

„Slowakenkopf?“ fragte Anna.

„Nun ja, er ist ein Slowak aus Ungarn, darum haben sie ihn auch als Unterhändler dahin geschickt. Genug, er schwieg hartnäckig. Es war schon von der Folter die Rede, das mochte ich aber nicht!“

„Hast Recht gehabt“, antwortete die Kaiserin und machte eine schauernd abwendende Bewegung.

„Nun kommt dir eines Tages, es werden jetzt drei Wochen sein, wiederum der Cardinal zu ihm, denn der hatte eine Art Respect vor dem gelahrten Herrn Doctor. Und da trifft er ihn wie er vor der weißen Wand im Gefängniß sitzt, wo er mit Kohle allerlei Kreise und Striche gezeichnet hat, und mitten darin stehen die großen lateinischen Buchstaben: I. M. M. M. M.*) Vier mal das große M!“

„Und was sollte das bedeuten?“

„Ja, das fragte der Cardinal auch, aber der Jessenicz oder Jessenius, wie er sich auf lateinisch nennt, wollte es nicht sagen. Er habe ein Horoskop gestellt. Die Buchstaben hätten ihre seltsame Bedeutung; allein er möge nicht sagen welche.“

„Das erzählte mir der Clesel. Es machte mich neugierig. Da fiel ich darauf, weil ich das I. M. so oft zu

*) Historisch.

schauen bekomme, das könne wol Imperator Mathias heißen. Der Clesel dachte es auch und sagt's andern Tages dem Jessenius. Da verfärbt er sich und wird blaß wie die Wand. »Hütet Euch, weiter zu forschen!« erwiderte er dem Cardinal, und starrt unbeweglich hin auf die Schrift. Dem Clesel, hat er mir erzählt, wird ganz seltsamlich zu Muth; es war ihm, als schaue er die Schrift, die sich an der Wand zeigte, beim Gastmahle des Königs Belsazar: Mene Mene tekel upharsin!"

Die Kaiserin horchte schweigend gespannt, ob der Kaiser weiter erzählen werde.

„Nun kam der Vorschlag, ihn auszuwechseln gegen den, wie hieß doch der Italiener, den die Böhmen gefangen genommen hatten, helft mir doch darauf! Nun einerlei! Genug, wir sollten ihn auswechseln. Da sagte der Cardinal dem Jessenius, es solle geschehen, wenn er die Schrift erklären wollte. Er ließ sich die Zusage geben, daß ihm keine Verantwortung darüber gemacht werden sollte, und als er abreiste, hat er's dem Cardinal in einem versiegelten Zettel übergeben."

„Und?" fragte Anna, da Mathias wiederum stockte. „Was stand in dem Zettel?"

„Die Buchstaben bedeuten: Imperator Mathias Mense Ma.... Morietur!" sagte der Kaiser halb scheu, halb unwillig. „Der Kaiser Mathias wird im Monat Ma.... kann März oder Mai bedeuten, sterben!"

Die Kaiserin fuhr zusammen bei der Uebersetzung; doch sie faßte sich schnell wieder und sagte mit erzwungenem Lächeln: „Das ist eine Spielerei; der gelehrte Herr hat wichtig damit gethan! Es ist aber nichts. Solche thörichte Buchstabenräthsel lassen sich auf vielerlei Art lösen."

„Ja wol, ja wol, es ist auch eitel Thorheit damit",

sagte der Kaiser, erfreut, daß seine Gemahlin seine Hoffnungen unterstützte. „Das hat auch der Doctor Gabrielus gemeint. Den hab ich kommen lassen, und er erklärte die Dinge ganz anders. Er hatte sich die Linien im Gefängniß angesehen und selbst allerlei Hokuspokus gemacht und hin- und hergerechnet, und rechnete heraus:

„Jesseni, Mentiris! Mala Morte Morieris!“ Das heißt: „Du lügst, Jesseni, du wirst eines schlimmen Todes sterben!“

„Die Prophezeiung könnte eintreffen“, rief die Kaiserin aufathmend. „Aber kümmre dich doch um gar keine! Auch nicht um die deines Bruders Rudolf. Für Prag mag sie in Erfüllung gehen, nicht weil er es so gewünscht in seinem Zorn, sondern weil sich die ruchlose Stadt selbst ins Unheil stürzt. Wie man sich bettet, so schläft man. Prag hat nie Frieden gehalten, und die Böhmen sind wilde, unruhige Köpfe. So mögen sie auch jetzt für sich und für ihre Stadt eine böse Zukunft säen! Das hätten sie gethan, mit und ohne Rudolf's Fluch. So spinnt auch Jessenius sein eigenes Schicksal, und an ihm kann sein Wort zutreffen! Aber nicht die Prophezeiung erfüllt sich ihnen, sondern sie selbst erfüllen die Prophezeiung. Du kannst getrost dabei sein, Mathias, das glaube mir!“

Der Kaiser saß stumm. Man sah, der Zuspruch wollte nicht recht bei ihm verfangen. Endlich wiegte er den Kopf und sagte: „Ja, ja, es scheint mir fast selbst, daß er ein Narr ist mit seinem Horoskop, der zum Lügner an mir werden wird! Juli — März — das sind noch acht Monate hin, so lange werde ich's nicht mehr treiben, geschweige bis zum Mai!“

„Mathias!“ fiel die Kaiserin bittend ein, „was machst du dir für Gedanken!“

„Gnädigster Herr!“ bat gleichzeitig der Kämmerer und sah ihn mit einem Blicke innigster Theilnahme an.

„Es ist mir auch all Eins!“ fuhr der Kaiser unmuthig fort. „Schmerzen in den Gliedern, Sorgen im Hirn und Verdruß im Herzen, das Glück ist halt nicht allzu groß!“

Die Kaiserin schwieg und zerdrückte eine Thräne im Auge. Balthasar machte sich im Zimmer zu thun, um seine Bewegung zu verbergen.

„Ist denn auf dein Schreiben vom vorigen Monat an die böhmischen Stände noch keine Antwort eingegangen?“ fragte die Kaiserin nach einiger Zeit, um wieder ein Gespräch in Gang zu bringen.

„Du meinst das vom 28. Juni?“ fragte Mathias. „Noch nicht. Aber Dietrichstein's Brief meldet mir schon, wie die Antwort wol ausfallen wird!“

„Sie werden doch die versöhnlichen Anerbietungen nicht zurückweisen?“ sagte die Kaiserin.

„Sie trauen uns nicht“, entgegnete der Kaiser. „Und bei Lichte besehen, haben sie Recht. Ich meine es freilich gut mit ihnen und ehrlich. Ich kann nicht gutheißen noch dulden, was sie sich herausgenommen, aber ich will's vergeben und vergessen. Mir würden sie auch wol glauben und einsehen, daß ich mir's nicht abtrotzen lassen kann mit den Waffen in der Hand. Aber sie merken recht gut, daß der Nandel und der Max, der Lämmermann und die Jesuiten und die ganze Klerisei immer die Hände ins Spiel mischen. Das macht sie mistrauisch! Sie meinen, wenn sie erst die Waffen aus der Hand gelegt hätten, würden die ihnen wol das Fell über's Ohr ziehen! Und ich glaub' es selber!“

„Aber du bist doch ihr Herr und Kaiser, und du .....“

„Sacht, sacht, Annerl, da steckt's eben! Ich heiße

wol noch ihr Kaiser, aber ich bin's nicht! Ja, wenn ich noch so wäre wie vor zehn Jahren, nur wie vor fünf! Aber sie wissen, daß ich matt und krank bin, und alt dazu! Zweiundsechzig Jahre, das ist ein hübsches Maß! Du kannst's noch nicht recht begreifen, Annerl, weil du erst auf der Hälfte stehst, noch jung und frisch und hübsch bist!" setzte er mühsam, aber freundlich lächelnd hinzu.

„Jung und frisch!" seufzte die Kaiserin leise und schüttelte den Kopf.

„Sie merken's auch draußen in Böhmen recht gut", fuhr Mathias fort, „daß mir Alle 'rein reden in die Zügel, wenn ich lenken will; daß sie ihr Kraut in meinen Kohl mischen, weil ich nicht mehr so drein wettern kann wie vordem! Da denken sie in Böhmen, es geht doch nicht so wie ich will. Und wenn's auch heut noch nach mir geht, morgen thue ich die Augen zu, und dann geigt der Ferdinand ihnen zum Tanze! Darum wollen sie nicht das Schwert aus der Hand geben, und ich kann's ihnen fast nicht verdenken. Nun bin ich gezwungen, ich muß mit Gewalt über sie oder muß schimpflich klein beigeben!"

„Du hast ihnen doch feierlich zugesagt, daß du alle ihre Rechte anerkennen willst, den Majestätsbrief neu bestätigen!"

„Da steckt's eben! Da rufen der Thurn und der Olbramowitz und wer weiß noch, da wären sie auf dem alten Fleck, das hätten sie Alles gehabt und ihnen nichts genützt! Dann ginge der Tanz nur wieder von vorn an! Und haben sie Unrecht? Ist das nicht die Frucht von dem Hetzen und Sektiren von hier aus?" Der Kaiser wurde immer heftiger. „Haben sie mich hier nicht immer aufs neue wider Willen hineingedrängt und mir in den Ohren gelegen mit ihren Reden: «Den Protestanten in Böhmen

wächst der Kamm zu sehr! Wir müssen ihnen die Flügel stutzen! Sonst wollen sie jeden Tag mehr, jeden Tag Neues!» Ich dachte es selbst, und es möchte auch wol so gekommen sein, aber dann hätte man ihnen den Kappzaum auflegen sollen. Zuvor ganz und ehrlich geben, was ihres Rechtes ist! Da schreien sie hier aber immer: «Der Majestätsbrief ist viel zu viel! Davon müssen wir abdingen! Den hat der Thurn und sein Anhang dem furchtsamen Rudolf abgetrotzt! Der Brief richtet die Kirche zu Grunde!» — Nun haben wir's, was die Kirche zu Grunde richten wird! Die Böhmen werden sich nehmen, was wir ihnen nicht geben wollten, und noch zehn mal mehr!"

„Der Mathes Thurn", meinte die Kaiserin, „ist doch ein böser Unruhstifter, wenn er nicht wäre!"

„Freilich! Er ist der Kopf der Schlange!" rief der Kaiser; „doch daran sind wir auch schuldig! Sie mußten ja hier einen Burggrafen von Karlstein aus ihrer Sippschaft haben! Nun haben sie ihn — er hat Fersengeld gegeben der Martiniz, er hockt in München, und zu Karlstein sitzt, wer da Lust hat!"

„Ich denke immer noch", meinte die Kaiserin, um Mathias' wachsenden Unmuth zu beschwichtigen, „sie werden billig und vernünftig antworten."

„Ich denke es nicht! Haben wir nicht inzwischen auch so gehandelt und, ich geb's zu, handeln müssen, daß sie sich vorzusehen haben? Sie wissen recht gut, schreibt Dietrichstein, daß uns der Spanier Geld schickt, daß der Dampierre vorrückt, der Boucquoi kommen soll ....."

„Davon sollten sie auch schon wissen?" fiel die Kaiserin ein.

„Sie spüren Alles aus, haben ihre Ohren überall, so gut wie wir auch! Meinst du denn nicht, Annerl, daß

hier die Wände horchen? Und daß wir umgeben sind von Kundschaftern und Verräthern in aller Herren und Länder Dienst? Der horcht für den Raudel, der für den Max, der für den Thurn, der für Sachsen und Baiern! Die Welt ist falsch, absonderlich das Hofgeschmeiß. Sie sind zu uns wie der Mond zur Sonne", fuhr der Kaiser immer bitterer werdend fort; „das Angesicht, das sie uns zukehren, ist immer hell und freundlich! Aber die Rückseite ist schwarz und pechfinster und steckt voll Teufel wie die Hölle! Es geschieht uns schon recht! Denn wollen wir's besser haben? Müssen sie uns nicht immer zum Maule reden? Können wir's vertragen, wenn sie uns einen echten Spiegel vorhalten? Was Wunder, wenn wir ihnen die Falschheit so einlernen, daß sie noch falscher gegen uns sind! Ich traue Keinem mehr, Keinem!"

Balthasar murmelte etwas leise vor sich hin.

„Dir doch! Du bist eine gute Haut, Alter!" sagte der Kaiser gerührt; „aber, da ist ...."

„Laß das doch", unterbrach ihn die Kaiserin, die es sehr scheute, daß er Namen nenne in Gegenwart Dritter. „Du wolltest mir ja von den Böhmen erzählen, wie es kommt, daß sie so mistrauisch sind!"

„Ja, Eins trifft zum Andern. Sie haben von unsern Anstalten gehört, und jetzt kommt nun die verunglückte Geschichte mit dem Khün von Belas dazu! Muß sie das Alles nicht mistrauisch machen? Müssen sie nicht sagen: Wenn ihr ernstlich Frieden wollt, wozu werbet ihr, rüstet ihr, verschreibt euch Generale? Wenn ihr's redlich mit uns meint, wozu wollt ihr unsere Generale in Zwiespalt bringen, die Männer zum Abfall verleiten, auf die wir vertrauen! Ich war gleich dagegen, den Khün zu schicken. Schon weil ich wußte, daß der Lamormain es zuerst in

Gang gebracht hat beim Clesel! Denn dem traue ich nun einmal gar nicht! Er trägt nicht eine doppelte Maske vorm Gesicht, er hat eine dreifache. Ich stehe nicht gut dafür, daß er in Prag selbst dem Khün Fallen gelegt oder die Böhmen hinterlistig benachrichtigt hat, was im Werke sei. Hat er's doch mehrmals hier gethan gegen den Max; der hat mir's erzählt, als ob er von der ganzen Sache kein Wort wisse! So tritt man bei jedem Schritte auf ein Fuchseisen! Wahr und Falsch läuft durcheinander wie Weizen und Spreu. Jetzt ist's ein Geschwirr und Gewirr durcheinander, daß man nicht mehr weiß, wer Koch oder Kellner ist. Aber das weiß ich, daß die vielen Köche den Brei verderben! Der Nandel hat immerfort den Löffel im Brei und der Lämmermann schürt's Feuer oder schüttet heimlich Pfeffer und Salz in den Tiegel, wenn ich nicht in die Kohlen blasen, sondern es milde einrühren will mit dem Clesel — — — Aber daß der noch immer ausbleibt! Balthasar, geh', bestell' im Vorzimmer: es soll Jemand zum Cardinal gehen, ich lasse ihn zum Vortrag bitten!"

Der Kämmerer ging. Die Kaiserin schwieg, weil sie sah, wie der Kaiser sich aufs äußerste erhitzte über diese Angelegenheiten; sie sann darauf, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Doch er begann von neuem:

„Ich habe es mir fest vorgenommen; ich will nicht mehr auf Zwei und Drei und Zehn hören! Ich will mit Clesel allein berathen und beschließen und dann flugs an die That selbst gehen. Könnte ich nur hinaus zu Pferde, in Sattel und Bügel wie sonst! Ich stellte mich selbst an die Spitze und ritte voran nach Böhmen, und sagte ihnen: Hier komme ich mit Roß und Mann! Ich kann zuschlagen! Ich brauche mich nicht zu fürchten; aber ich will eigen Land und Leute nicht mit Krieg überziehen. Jetzt seid's vernünftig,

legt die Waffen weg wie sich's gebührt; was billig ist, soll euch werden! Denn, Annerl, du kannst mir's glauben, dann käme Alles wieder ins Gleis!"

„Es wird auch so geschehen, wenn du nur deinen redlichen Willen durchsetzest; du brauchst darum doch nicht selbst zu Pferde zu steigen!"

„Ja, nur offen und gerad!" rief der Kaiser, und erwärmt von dem Gedanken, schienen ihm seine Kräfte zurückzukehren; sein erlöschendes Auge flammte wieder auf. Er machte eine Bewegung, als wolle er sich im Bette erheben, doch er fühlte die Kraftlosigkeit und sank matt zurück.

„Ich habe mich ganz matt geredet", sagte er mit plötzlichem Abfall der Stimme; „allein es bleibt dabei! ich will nicht mehr heimlich handeln, weder mit Subsidien noch mit Werbung und Bündnissen; ich will's ihnen offen sagen: Seht, ich habe Geld, Bundesgenossen, Generale, Soldaten, ich bin wohl gerüstet, ich kann nehmen, was ich fordere, durchsetzen, was ich will, aber ich biete euch Handschlag und Frieden, ich ...."

„Um Gottes Willen, was ist dir, Balthasar", rief die Kaiserin, als bei diesen Worten der Kämmerer die Thür hastig geöffnet hatte und bleich wie eine Leiche, zitternd hereinschwankte.

„Was hast du, Balthasar!" rief auch der Kaiser.

Der Kämmerer konnte nicht sogleich Worte finden, er war ganz außer sich. Endlich warf er heraus: „Se. Eminenz, der Herr Cardinal —"

„Es ist ihm doch kein Unglück zugestoßen?" fragte der Kaiser.

„Ich weiß es nicht. Se. Eminenz waren in der Burg, wollten dem Herrn Erzherzog Maximilian einen Besuch abstatten ... allein ..."

„Nun? Und was?“ fragte der Kaiser gespannt, da Balthasar stockte.

„Es geht das Gerücht, ich kann's aber nicht glauben, der Herr Cardinal sei in einer verschlossenen Kutsche fortgeführt — verhaftet ...“

„Verhaftet!“ rief der Kaiser, und es zuckte in ihm, aufzuspringen; doch die heftigen Schmerzen der Gicht erinnerten ihn sofort an seine Hülflosigkeit. Er that einen unterdrückten Schrei der Erbitterung.

„Verhaftet! Unmöglich! Wer als des Kaisers Majestät durfte den Cardinal verhaften lassen!“ brach die Kaiserin staunend aus.

„Es soll geschehen sein auf Befehl Sr. Majestät des Königs von Ungarn.“

„Der Ferdinand?“ rief Mathias und zitterte vor Zorn.

„Und Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Maximilian“, fuhr Balthasar in seinem Berichte fort.

„Nein, du irrst, du bist belogen, Balthasar“, rief die Kaiserin aus und hatte Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten. „Wie durften sie das wagen — sich solcher That erkühnen ...“

„Se. Majestät werden sogleich hier erscheinen“, stammelte Balthasar; „sie wollten mir auf dem Fuß folgen, sie befahlen mir die Anmeldung ...“

„Du selbst hast ihn gesprochen ...“ rief die Kaiserin, und eine edle Röthe des Unwillens färbte ihre Wange, „der König von Ungarn hat dir selbst .... es ist also kein Gerücht, es ist Alles Wahrheit?“

Eine tiefe Stille folgte diesem Ausrufe. Es arbeitete gewaltsam in den Zügen des Kaisers. Der Ausdruck des heftigsten Zorns in seinen Mienen ging in den des bittersten Hohns über.

„Wie höflich man doch noch mit mir ist! Der Mann, der meinen Minister verhaftet, läßt sich noch bei mir anmelden!“

„Da ist er“, rief die Kaiserin mit versagender Stimme, „und der Schwager auch!“

Der König Ferdinand trat mit dem Erzherzog Maximilian ein; Beide in gemessener Haltung. Indessen der funkelnde Blick, mit dem der Kaiser sie maß, schien sie doch etwas zu verwirren. Sie verbeugten sich ehrfurchtsvoll gegen Mathias und gegen die Kaiserin. Ein stummer Wink des Königs Ferdinand bedeutete Balthasar, das Zimmer zu verlassen; dieser sah den Kaiser fragend an, und da derselbe das Geheiß nicht bestätigte, zog er sich nur in ehrerbietiger Haltung in den Hintergrund des Gemachs zurück.

„Wir kommen, Ew. Majestät freiwillig Rechenschaft zu geben“, begann Ferdinand, „über eine That, die zur Rettung des Reichs, zur Rettung Ew. Majestät selbst unvermeidlich war! Ich habe mit Zustimmung des Herrn Erzherzogs den Cardinal Clesel, dessen verrätherisches Thun das Haus Habsburg an den Rand des Verderbens gebracht hat und der heiligen katholischen Kirche den Untergang droht, verhaften lassen!“

Der Kaiser war so außer sich, daß er die Sprache verloren hatte; er antwortete nicht. Krampfhaft hatte er sein Betttuch gefaßt und preßte es, sei es um die körperlichen Schmerzen, die ihn bei dieser äußersten Aufregung durchzuckten, oder um die in ihm wogende Erbitterung zu betäuben, gegen sein Antlitz.*) Die Kaiserin war in einen Sessel gesunken und ihre Brust flog in krampfhaftem Weinen. Einen Augenblick lang erfüllte Todesstille das Ge-

---

*) Historisch.

nach; man hörte nur das schwere, beklemmte Athmen der Anwesenden. Auch der Erzherzog Ferdinand verlor fast die Fassung. Eine solche Wirkung von dem Schritt der Willkür, mit dem die Fürsten der kaiserlichen Macht verwegen vorgriffen, schienen sie doch nicht erwartet zu haben.

Da erhob sich die Kaiserin mit dem ganzen Adel weiblicher und kaiserlicher Würde, maß den Erzherzog mit einem großen Blick und sprach: „Ich sehe wohl, daß Euch mein Gemahl zu lange lebt und daß Ihr seiner bereits überdrüssig seid.“ *)

Ferdinand war bestürzt; doch er faßte sich und sprach gegen Mathias gewendet, der noch immer lautlos dalag und die Hände gewaltsam geballt hielt: „Ich bin gewiß, daß Ew. kaiserliche Majestät diesen strengen Schritt nicht nur billigen, daß Sie ihn sogar gutheißen werden, wenn Ew. Majestät sich erst von den Gefahren überzeugt haben, die Reich, Krone und Religion, die Ew. Majestät kaiserliches Haupt selbst liefen, falls wir diese unvermeidliche Handlung länger aufgeschoben hätten. Ich trage seit einem Jahre die Krone Böhmens, seit drei Wochen auch die des Königreichs Ungarn; ich bin für beide verantwortlich, — ich muß sie dem Haupte Ew. Majestät in der Gegenwart, dem meinigen in der Zukunft erhalten. Des Cardinals verrätherisches Benehmen unterhöhlte alles Vertrauen zwischen den Mitgliedern des Hauses Habsburg und den Provinzen des Reichs. Ich werde Ew. Majestät die Briefe und Schriften vorlegen lassen, aus denen dies erhellt. Der Beweis seiner Schuld wird streng geführt werden, und ich hoffe, daß Ew. Majestät dann auch mit der gerechten Strafe nicht zögern. Jetzt aber war es zuerst nothwendig, ihn

*) Historisch.

von der Stelle zu entfernen, wo er die Macht hatte, uns Alle zu verderben."

Der Kaiser antwortete nichts; große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Er schien von unerträglichen Schmerzen des Körpers und der Seele gefoltert.

„Es soll", fuhr Ferdinand etwas einlenkend und begütigend fort, da die furchtbare Erschütterung des Kaisers ihn doch selbst mit erschütterte, „es soll dem Cardinal ohne Urtheil und Recht nicht das mindeste Uebel zugefügt werden. Er wird vorläufig in Tirol auf des Oheims Schloß Ambras wohnen" — er wandte sich dabei gegen den Erzherzog Maximilian, der ein schweigender Zeuge des Vorgangs blieb, — „dort wird ihm mit aller seinem geistlichen Range gebührenden Ehrfurcht begegnet werden. Der Heilige Vater in Rom, der die Genehmigung zur Haft des Cardinals ertheilt hat, soll selbst entscheiden, ob der Cardinal nicht ein treuloser Sohn der Kirche ist, der die schwerste Bestrafung verdient."

Bei der Erwähnung des Papstes zuckte Mathias unwillkürlich zusammen.

König Ferdinand hielt inne; er schien auf ein zustimmendes Wort des Kaisers zu warten. Da dieser beharrlich schwieg und ihn nur mit rollenden Blicken betrachtete, fuhr er fort: „Ew. Majestät werden mir vergeben. Ich handelte nur im Eifer meiner Pflichten für unser Haus und für den Schutz unserer heiligen Kirche. Sie hat das Heil meiner Seele gepflegt und behütet; ich habe ihr dankbare, unverletzliche Gelübde gethan, sie dafür zu schützen gegen Heiden und Türken und gegen ihre schlimmern Feinde, die Abtrünnigen, die Ketzer, mit denen es der Cardinal gehalten."

Der Kaiser setzte das Schweigen fort. Ferdinand gerieth dadurch in immer glühendern Eifer der Vertheidigung.

„Ew. Majestät wissen, daß ich also gelobt habe, vor dem Bilde der heiligen Jungfrau zu Loreto, und daß schon der Heilige Vater Clemens VIII. mich selbst gesegnet und geweihet hat zu diesem Berufe.*) Er geht über alle meine Pflichten, auch über die der Unterwürfigkeit unter Ew. kaiserliche Majestät. Denn man soll Gott zuerst gehorchen! In dieser heiligsten aller Pflichten hätte ich schwer gefehlt, wenn ich Den, der jetzt der Kirche am gefährlichsten ist, ihr in versteckter Arglist das ärgste Unheil droht, länger hätte gewähren lassen. Das ist, wir werden Ew. Majestät davon überzeugen, der Cardinal. Also trieb und drängte mich mein Gewissen, das mich schon längst mit schweren Vorwürfen belastete! Und deshalb, Oheim, hoffe ich auf Eure Vergebung nicht nur, sondern auch auf Eure Zustimmung zu alle Dem, was nunmehr nothwendig wird. Das Maß der Geduld ist erschöpft gegen den Aufruhr in Böhmen wider Kirche und Thron, alle Nachsicht hat nur die Flamme geschürt; wir müssen auftreten mit gerüsteter Macht, wie St.-Michael, den Drachen zu Boden werfen!“

In der That war es die religiöse Begeisterung, welche den König Ferdinand bis in sein tiefstes Innere entflammte. Er wurde fortgerissen von dem Gedanken, daß er berufen sei, die Kirche zu retten. So schwand ihm die Heiligkeit aller irdischen Verhältnisse zu Nichts, diesen ewigen gegenüber.

Da der Kaiser kein Wort erwiderte auf diesen begeisterten Ausbruch der Stimmung Ferdinand's, wurde dem Erzherzog Maximilian die Lage zu peinlich. Er gab seinem Neffen einen Wink; Beide verbeugten sich tief gegen den Kaiser und verließen das Gemach. — —

So war Ferdinand gegen den Kaiser und Oheim ver-

---

*) Historisch.

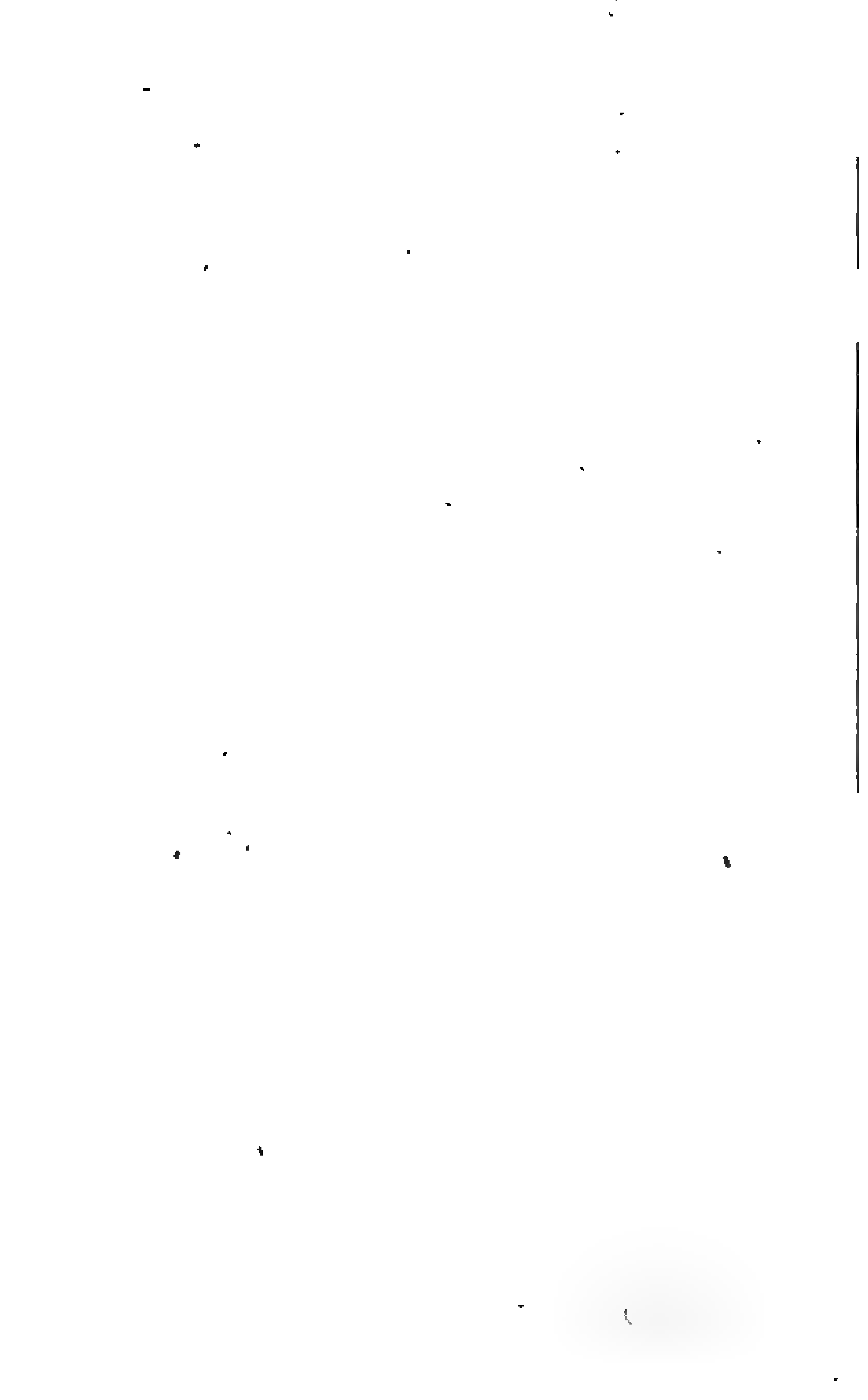
fahren. Er hatte sich durch diese That des Eingriffs auf dessen Thron gesetzt. Nur in dieser Weise konnte Mathias, konnte die Kaiserin sie empfinden. Sie waren Beide wie betäubt durch den Schlag. Es dauerte noch lange, bevor Mathias die Sprache wiederfand „Rudolf, Rudolf! Bruder, Bruder!“ rief er endlich schauernd und schmerzvoll aus, in dem Gefühl, daß ihm jetzt durch seinen eigenen Bruder und Neffen begegne, was er selbst seinem Bruder Rudolf angethan, — daß der Tag der Vergeltung nahe. „Deine Flüche sind zu dem Ohr des Himmels gedrungen!“ fügte er dumpf hinzu; „sie sind zu erhörten Gebeten worden!“

„Daß ich diese Schmach erlebt, bricht mir das Herz“, seufzte die Kaiserin und verhüllte das Gesicht. — Sie weissagte ihr Geschick mit ahnungsvoller Sicherheit!

„Die Königskronen decken sein Haupt schon“, rief der Kaiser, von neuem Schmerz ergriffen; „jetzt hat er mir auch die Kaiserkrone entrissen und das Scepter entwunden! Er schlägt damit auf mein Haupt und mein Herz!“

Erschöpft sank er auf sein Lager zurück, beide Hände vor das Antlitz gepreßt.

Im glänzenden Kaisergemach herrschte nichts als Grauen und Schmerz; nur das verhaltene Schluchzen Balthasar's unterbrach die düstre Stille.



Sechstes Buch.

Sechstes Buch.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Der Sommer war herangekommen. Die unaufhaltsame Entwickelung der Ereignisse in Böhmen, verbunden mit der Entfesselung der Leidenschaften einzelner, hervortretender Charaktere, hatte nunmehr im ganzen Lande stürmische Wirbel aufgeregt, die Alles mit sich fortrissen. Zu den Gährungen, welche die innern Kämpfe und Umgestaltungen erzeugten, war auch der offene Krieg mit dem Kaiser getreten, der bis jetzt zwar nur die Gestalt eines Vertheidigungs- und Abwehrungskampfes hatte, aber doch auch als solcher angreifende Schritte nothwendig machte.

Da Thurn zu seiner unruhevollen Stellung in den Zuständen des Landes überhaupt auch die als Oberbefehlshaber des Heeres fügte, so war er dadurch ganz in die Wogen einer drangvollen Thätigkeit gerissen; der Stürme nicht zu gedenken, die ihm seine eigene Leidenschaftlichkeit, sein religiöser Eifer, sein Ehrgeiz, sein immer neue Entwürfe ausbrütender Geist erregten. Bei dem besorglichen, milden Charakter der Gräfin Thurn mußten solche Zustände sie ebenso aufreiben und martern, wie sie für Thurn das eigentliche Lebenselement bildeten. Und da sie doch nicht an der Seite ihres Gatten leben konnte, der bald hier bald dort

im Feldlager, bald in der Hauptstadt sein mußte, hatte er nach einem möglichst sichern, zurückgezogenen Aufenthalt für sie gesucht, der sie wenigstens von den nächsten, heftigen Eindrücken der unruhevollen Zustände entfernte. Auf seinen eigenen Besitzungen, Wellisch und Windritzsch, fand er diese beruhigende Stille nicht. Er hatte einen andern Ort gewählt. Tief im Gebirge, nahe der Grenze Sachsens, eine Stunde von der Elbe, lag auf einem hohen, zackigen Felsen, der Sperlingsstein genannt, ein altes, seit länger als einem Jahrhundert verlassenes, halb zerstörtes Schloß. In grauen Zeiten war es als das Raubschloß eines wilden Rittergeschlechts gefürchtet gewesen. Jetzt bewohnte es nur ein Schloßwärter, ein alter Krieger, der hier ein Obdach für sich und die Seinigen gefunden. Ein Theil der verlassenen Zimmerräume war schnell wieder in bewohnbaren Stand gesetzt und behaglich eingerichtet. Der Krieg bewegte sich bis jetzt hauptsächlich im Süden Böhmens und gegen die österreichischen Grenzen hin. Das Schloß lag dem Schauplatz daher so entfernt als möglich. Außerdem war, für den Fall einer unglücklichen Wendung der Angelegenheiten, Sachsen in wenigen Stunden auf der Elbe zu erreichen deren reißende Strömung ein Boot fast ohne alle Hülfe in die Grenzen des Nachbarstaates tragen konnte. Auch die angrenzenden Provinzen, die Oberlausitz und Schlesien, ließen sich unschwer von hier gewinnen.

In dieser tief romantischen Einsamkeit wohnte seit fast zwei Monaten die Gräfin Thurn mit ihrer Tochter Thekla und Theresen, die eine innige Freundin Beider geworden und in die engste Hausgenossenschaft aufgenommen war. Der ringsher steile Fels, auf dem die Burg erbaut war, bot mitten in dem sturmbewegten Meer der Umwälzungen und Kämpfe ein sicheres Eiland dar, das keiner Gefahr

erreichbar schien. In dieser rauhen Zeit der Erschütterungen war es ein Obdach der Ruhe und des Friedens, welches durch den äußerlichen Schutz, den es gewährte, durch die tiefe Einsamkeit und Stille, die es umgaben, selbst die innern Bewegungen milderte, mit denen das Gemüth die Weltereignisse begleiten mußte.

Wie fern auch die Frauen des Thurn'schen Hauses denselben hier entrückt waren, die Männer befanden sich mitten in den Wirbeln der Gefahr und That. Thurn lag mit dem Hauptheer vor Budweis, außer Pilsen die einzige Stadt, wo sich die fremden Kriegsvölker im kaiserlichen Solde noch behaupteten. Krumman, die dritte der bedeutenden Städte, wo sie festen Fuß gefaßt, hatte sich vor kurzem ergeben. Der junge Graf Heinrich stand an der Grenze von Mähren bei der Heerabtheilung, die Colon von Fels führte. Wolodna befand sich noch auf Werbung in Schlesien, Xaver mit besondern Aufträgen Thurn's in Franken.

Die Frauen hatten in den schönen Sommertagen das ringsum sich ausbreitende Fels- und Waldgebirge vielfach, meist zu Roß, doch auch zuweilen zu Fuß durchstreift. Seit einiger Zeit aber unterbrach eine rauhere Witterung, namentlich heftige Regenstürme, diese Ausflüge öfters. Die Bewohnerinnen der Burg waren schon mehrere Tage nur auf die kleinen Thurmgemächer beschränkt. Aus den Fenstern derselben konnten sie freilich den Blick nach allen Richtungen hin in eine wundervolle Landschaft schweifen lassen; aber das Nebelgewölk, das sich um die bewaldeten Kuppen lagerte und tief in die Thäler senkte, verhüllte oft jede Fernsicht, während in nächster Nähe der Sturm um die nackten Felsklippen sauste und der Regen die verwitterten Mauern schlug. Doch diese Schauer der Einsamkeit und romantischen Wildniß sagten dem ernsten schwärmerischen Gemüth

der drei Frauen zu. Sie würden glückliche Tage verlebt haben, wenn Fels und Mauern ebenso die Ruhe der Brust zu beschützen vermöchten wie die des Hauptes. Zwar hatten die Ereignisse in Böhmen, auch die Kriegsvorfälle, bis jetzt eine günstige Gestalt gewonnen, und die Besorgniß vor einem schnellen schweren Rückschlag der anfänglichen Triumphe, vor einem düstern Ausgang Dessen, was mit solchem Aufschwunge der Hoffnungen begonnen, war vor den zahlreichen Unterpfändern, welche die Gegenwart dem Unternehmen darreichte, fast ganz verschwunden. Doch die entfernte Zukunft blieb bedrohlich. Die Gräfin sah ihr mit bebender Ahnung entgegen, und das Herz aller drei Frauen schlug bang um die nächsten Ihrigen, die mitten in den drang- und gefahrvollen Ereignissen verkehrten. So umkreisten denn auch diese einsame Felsenspitze Furcht und Sorge mit ihren dunkeln Schwingen.

Es war schon spät am Nachmittage. Elisabeth, Thekla und Therese saßen in dem Gemach des höchsten Thurmes, das die Gräfin für sich bewohnte, traulich beieinander, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, an denen das Gespräch sich leichter hinspann.

„Das Wetter hält uns noch immer gefangen", sprach die Gräfin Elisabeth, indem sie einen Blick über die Berge warf. Nebel umhüllte die nächsten Kuppen; graues Gewölk, vom heftigen Winde gejagt, zog durch den Himmel von Westen her auf die Burg zu. Zwischen den zerrissenen Schleiern blitzte die schon tiefer stehende Sonne mit röthlichen Strahlen hindurch.

Therese öffnete ein Fenster und blickte über die Landschaft hin. Es war ein düstres Gemälde. Die Ferne hüllte sich in graue Nebeldünste. In die Tiefe gleitete das Auge an den Mauern des Schlosses hinab und die schroffen

Felswände hinunter in schauerliche Abgründe. Von dem Fuße des Bergkegels ab konnte der Blick dunkelbewaldete Thalwindungen verfolgen, die sich nördlich in das tiefe Gebirge verloren, südlich gegen den grauschimmernden Spiegel der Elbe öffneten, welche im weiten Bogen der Thalkrümmung den Fuß des Gebirges umzog.

Therese versenkte sich in den Anblick. Ein Habicht zog tief unter ihr, und doch hoch über dem Abgrunde, die grauen Kreise seines unsteten Fluges. Das Nebelgewölk hüllte im streifenden Zuge die Thäler bald in ein einförmiges Grau, bald wurde es vom Sturm zerrissen. Die Sonne ergoß flüchtiges Gold dazwischen und umstrahlte die fernen Berge, daß ihr aus dunkler Fichtenwaldung und hellem Laubholz gemischtes Grün schimmernd aufleuchtete. So gewohnt Therese des schauerlichen Reizes der Wildniß und seiner Mischung mit anmuthvoller Schönheit war, ergriff sie das Bild dieser großen, einsamen Natur doch immer wieder mit neuer Gewalt. „Sie ist ein Gemälde unserer Tage; Sturm, Nacht und Sonnenschein in flüchtigem Wechsel“, dachte sie bei sich, und ihr Auge suchte die weite Ferne, aus welcher den Frauen die Kunde von Denen kam, bei denen ihr Herz weilte.

„Siehst du keinen Boten nahen, Therese?“ fragte die Gräfin Thurn. „Mein ungeduldiges Herz hoffte schon gestern auf einen.“

„Ich sehe nichts!“ antwortete Therese.

Thekla trat zu ihr, legte den Arm um sie und das braunlockige Haupt gegen ihre Schulter. „Ich will dir helfen nach guter Botschaft ausschauen“, sprach sie lächelnd. — „Wahrlich, dort unten links am Felsen kommt Jemand den Pfad herauf“, rief sie überrascht.

„Zu Fuß!“ versetzte Therese, die den Wanderer jetzt auch gewahrte; „das ist kein Bote an uns!“

„Doch möglich“, rief die Gräfin lebhaft; „vielleicht kommt er einen andern Weg als über Aussig und hat sich in einem Nachen über die Elbe setzen lassen müssen, der das Pferd nicht aufnehmen konnte! Wer sollte sonst den Pfad hierher nach der Burg nehmen?“

Therese lächelte innerlich über die Geschicklichkeit, mit der die Gräfin die Umstände auffand, die einen Boten hätten nöthigen können, auf ganz ungewöhnlichem Wege nach dem Schlosse zu kommen. Doch einen Augenblick lang kam auch ihr ein freudiger Gedanke. Von ihrem Vater hatte sie lange keine Botschaft empfangen, und sie bis dahin nur durch Thurn's Vermittelung erhalten. In dem letzten Briefe hatte er ihr geschrieben, daß er seine Thätigkeit in Schlesien bald beendet haben und in wenigen Wochen zurückkehren werde. Diese waren verstrichen; sein Weg konnte ihn in die Nähe des Schlosses führen; es war möglich, daß er selbst sich die Zeit zu einem Besuche abmüßigte, während er die Mannschaften, die er für Thurn geworben, anderer Führung überließ. Allein auch er würde nicht zu Fuß kommen, dachte Therese und gab ihre Hoffnung auf.

„Es wird ein Landmann der Gegend sein, der irgend etwas zu Kauf auf die Burg bringen will“, sagte sie zu der Gräfin.

Durch die Wendungen des Weges um den Berg war der Wandersmann den Blicken schon wieder entzogen. So unbedeutend das kleine Ereigniß war, so wurde doch die stille, gesammelte Stimmung der Einsamkeit, in der sich bis dahin die drei Frauen befunden hatten, dadurch unterbrochen, und eine unruhige Spannung trat an ihre Stelle. Ein Beweis, wie gering der Wechsel der Eindrücke war, die

sie hier empfingen, daß eine so unerhebliche Unterbrechung des Gewöhnlichen solche Wirkung äußern konnte.

„Es will mich nicht mehr recht im Gemach dulden“, sprach Elisabeth. „Das Wetter scheint sich zu Abend ja aufzuhellen; wollen wir noch ein wenig ins Freie?“

Thekla und Therese waren bereit. In wenigen Augenblicken standen die Pferde gesattelt im Burgthor, und die drei Frauen ritten, von einem Diener gefolgt, den steilen Felspfad hinab, um noch eine Abendstunde im Freien zu genießen.

Die Enge des Weges gestattete nur, daß die Pferde hintereinander blieben. Die Gräfin Elisabeth ritt voran; plötzlich that sie, als sie eben das Roß um eine scharfe Biegung lenkte, einen leichten Ausruf des Erschreckens. Ein Mann stand vor ihr, der im ersten Augenblicke selbst zu erschrecken schien, dann aber rasch auf sie zutrat und sie mit tiefgebeugtem Haupt um eine Gabe ansprach. Er nahm den breiten braunen Filzhut, den er trug, nicht ab; außerdem war sein Gesicht durch ein umgebundenes Tuch halb verdeckt. Die Gräfin wandte sich zu Theresen um und bat sie, dem Bittenden ein Almosen zu reichen. Sie selbst ritt mit Thekla weiter; Bernhard, der Diener, schloß sich ihnen an.

Mit einem unheimlichen Gefühl sah sich Therese dem Fremden, der augenscheinlich derselbe war, welchen sie oben von der Burg wahrgenommen, allein gegenüber. Obwol der Hut und das breite Tuch sein Gesicht halb verdeckten, machten die Züge doch einen widerwärtigen Eindruck. Es war Theresen, als ob sie dieselben schon irgendwo gesehen haben müsse, doch suchte ihr Gedächtniß vergeblich nach einer bestimmten Erinnerung. Sie fragte ihn, woher er sei, wohin er wolle.

„Ich bin ein Maurergesell aus Sachsen“, sprach er mit heiserer Stimme und fremdartigem Laut, „ich habe beim Thurmbau in Schandau gearbeitet und bin vom Gerüst gestürzt.“ Dabei hielt er sich den Kopf mit der linken Hand und verdeckte so auch den übrigen Theil seines Gesichts möglichst.

„Wohin wollt Ihr?“

„Durchs Gebirge nach der Lausitz.“

„Wie kommt Ihr auf diesen entlegenen Pfad zu der Burg?“

„Ich dachte ein Obdach dort für die Nacht zu erbitten.“

„In der Burg wird kein Fremder aufgenommen. Dies reicht aus für eine Nachtzehrung in der Herberge“, antwortete Therese, indem sie ihm einige Geldstücke gab; „geht zurück auf die große Straße!“

Mit diesen Worten wandte sie ihr Pferd ab und suchte, so eilig es der steile Pfad erlaubte, den Vorangerittenen wieder nachzukommen. Sie erreichte dieselben am Eingang eines Gehölzes, am Fuße des Berges, wo der Weg ebener wurde.

Die Frauen ritten jetzt ein gutes Stück rasch dahin. Das Wetter, das sich einige Augenblicke günstiger gezeigt hatte, wurde wieder rauh. Die Sonne verschwand, und der Himmel drohte mit schwerem Regengewölk. Die Gräfin, die immer noch auf einen Boten mit Nachrichten hoffte, wollte dennoch nicht umkehren, sondern nahm den Weg nach der Elbe, wo man in den einzelnen Häusern, die hier und da am Ufer standen, Schutz finden könne, falls ein Regenguß eintrete.

Sie ritten jetzt im Walde auf breiterem, aber steinigem Wege im Schritt nebeneinander hin.

„Hier haben Reiter den Weg gekreuzt", bemerkte Bernhard und zeigte auf zahlreiche Hufspuren, die von einer Wiese zur rechten Hand kamen und sich links auf lockerm Erdreich in den Wald zogen. Die Gräfin und Thekla achteten nicht darauf; doch Theresen fiel der Umstand auch auf.

„Wohin führt der Weg dort, Bernhard?" fragte sie diesen leise und hielt ihr Pferd etwas zurück.

„Es ist hier eigentlich gar kein Weg; aber ein Stück weiter in den Wald hinein steht eine Köhlerhütte."

„Wagen sind hier nicht gefahren", sprach Therese nachdenklich; „es gehen nur Hufspuren waldeinwärts, nicht zurück!"

Während sie der Richtung noch mit dem Auge folgte, fielen schwere Regentropfen. Die Gräfin und Thekla hatten schon ihre Pferde in Galopp gesetzt, um ein Obdach, das nicht fern mehr am Elbufer zu treffen sein mußte, schnell zu erreichen. Therese sprengte nun gleichfalls ihnen rasch nach, doch noch bevor sie dieselben erreichte, regnete es in dichten Strömen; zugleich erhob sich ein heftiger Sturm. Der Himmel war in so schweres Gewölk gehüllt, daß es plötzlich fast ganz finster wurde, als ob die Sonne längst untergegangen sei.

Für den Augenblick nahm das Unwetter allein die Sinne und die Sorge in Anspruch und ließ keinen andern Gedanken aufkommen; so schnell als es irgend die Sicherheit gestattete, eilten die Frauen dem erhofften Obdach zu.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Sie erreichten im vollsten Galopp dahinsprengend, nach kaum zehn Minuten, schon völlig durchnäßt, ein Fischerhaus an der Elbe. Der Fischer war nicht daheim, doch die Frau, die sie öfter auf ihren Spazierritten gesehen hatten, nahm sie freundlich auf. Während Bernhard die Pferde unter einen Schuppen führte, zündete die Alte ein Feuer auf dem Herde an, dessen Wärme bei der nassen Kälte den Frauen ebenso wohl that, als der helle Schein desselben die düstre Stimmung verscheuchte, die das Dunkel des Wetters und des beginnenden Abends erzeugte. Die Frau war dienstfertig geschäftig, mit einem groben, wollenen Tuche die Kleider der Durchnäßten trocken zu reiben. Diese leisteten sich auch untereinander die kleinen Hülfsdienste, welche ihre Lage bedingte, und diese Geschäftigkeit verbunden mit dem romantischen Reiz, welchen kleine Begegnisse der Art immer haben, brachte sogar einige Heiterkeit in die Stimmung. Das Wetter ging nicht so rasch vorüber, als es gekommen war. Erst nach zwei Stunden hörte der Regen auf; die Sonne war untergegangen, es herrschte bereits tiefe Dämmerung. Die Gräfin ließ die Pferde wieder vorführen; der Rückweg wurde eilig angetreten. Bei dem immer noch bezogenen Himmel wurde es bald völlig dunkel. Es war so finster, daß man auch auf den ebenen Thalwegen nur langsam reiten konnte; zumal aber im Walde, wo es schwer hielt den Weg nur zu finden. Als die Heimkehrenden wieder an die Stelle gelangten, wo Bernhard

die Spuren der Pferde bemerkt, ritt er zu Theresen heran, stieß sie verstohlen an und sagte: „Hier war es!"

Sie hatte wol wieder an den Umstand gedacht, allein die Aufmerksamkeit der Gräfin nicht darauf gelenkt, um dieser nicht besorgliche Empfindungen zu erregen, wo doch weiter keine Vorkehrung möglich war. Jetzt aber fiel ihr das leise, Besorgniß verrathende Wort des Dieners doppelt schwer aufs Herz. Nachdenklich ritt sie weiter, still vor sich hin.

„War das der Wind, der so seltsam pfiff", wandte sich die Gräfin einige Minuten darauf zu ihr. Sie hatte aber ganz deutlich, zu ihrer großen Bestürzung, den Ton einer Pfeife vernommen. „Ich glaube", antwortete sie bebend.

„Nein, unmöglich!" rief die Gräfin plötzlich in großer Unruhe. „Horcht doch auf!"

Es ließ sich durch das Geräusch des Windes ganz deutlich der langgehaltene Ton einer Pfeife vernehmen, der offenbar die Antwort auf den ersten bildete.

„Was soll das bedeuten?" fragte die Gräfin voller Schrecken, „sollten wir hier nicht sicher sein?"

„Ich fürchte es fast", war Theresens Antwort.

Sie hielten die Pferde an, unschlüssig was sie thun sollten, ob vorwärts eilen oder zurück.

„Ich höre Pferde", unterbrach der Diener die peinliche Stille.

„Hinter uns!" rief Therese und hielt das Ohr lauschend gegen den Wind.

„Nein, vor uns, wie mir scheint", antwortete Bernhard.

Der Wind schwieg einen Augenblick; der Schall von im Trabe herannahenden Pferden war jetzt ganz deutlich zu vernehmen und zwar von beiden Seiten.

„Wir wollen uns im Gebüsch verbergen", rieth die Gräfin und machte den Versuch, abseits vom Wege ins Holz zu dringen. Doch es war so eng verwachsen und die nassen Zweige, kaum auseinander zu beugen, schlugen ihr beim Zurückschnellen so heftig ins Gesicht, daß sie es aufgeben mußte. Die Reiter näherten sich. Bernhard zog den Hirschfänger, die einzige Waffe, die er trug, da sie zu seiner Kleidung gehörte; denn er stand als Jäger in Thurn's Diensten.

„Kein voreiliger Kampf, Bernhard", gebot die Gräfin. „Es wäre vergeblich und würde das Uebel nur schlimmer machen, da wir es, wenn etwas Feindseliges uns bedroht, offenbar mit Vielen zu thun haben."

Bernhard behielt indeß die gezogene Waffe in der Hand.

„Laßt uns vorwärts reiten, als ob wir nichts besorgten", gebot die Gräfin. Sie thaten es. Kaum hatten sie den Weg noch einige Minuten verfolgt, als sie einem Trupp von fünf oder sechs Bewaffneten begegneten. Eine Stimme rief sie an:

„Halt! Ergebt euch ohne Widerstand zu Gefangenen oder ihr seid verloren!"

„Wer seid Ihr, was wollt Ihr von uns", rief die Gräfin, während Thekla sie mit bebender Hand am Arme ergriff und sich an ihre Seite schmiegte.

„Wir wissen, wer Ihr seid, das ist genug!" lautete die Antwort.

„Den Kerl stoßt nieder", sprach dieselbe rauhe Stimme gedämpft, dicht neben Theresen zu einem der Reiter. Der Laut traf sie mit wunderbarer Berührung. Im nämlichen Augenblick ertönte ein lauter Schrei. Es war Bernhard, nach dem offenbar ein Stoß geführt worden war; doch

er mußte nicht tödtlich getroffen sein, denn er rief gleich darauf:

„Umsonst sollt ihr mich doch nicht haben“, und die Klinge seines Hirschfängers klirrte gegen einen Helm oder Harnisch.

„Verfluchter Hund“, tönte es im Finstern wieder. Das war, Therese konnte jetzt nicht zweifeln, die Stimme des Bettlers, der sie auf dem Herwege angesprochen! Die Ahnung eines angelegten, zusammenhängenden Planes durchflog sie. Alle diese Gedanken, Vorgänge und Ausrufungen waren das Werk eines Augenblicks. Jetzt erhob sich wildes Geschrei von vielen Stimmen und Waffengetön; zugleich hörte man Hufschlag rasch heransprengender Pferde von hinten her. Eine Hand griff in Theresens Zügel. Ein erneuter Schrei klang wie der eines auf den Tod Getroffenen. Ein Reiter jagte in vollem Lauf davon, mehrere Stimmen schrien: „Setzt ihm nach!“ Der Flüchtende konnte nur Bernhard sein. Gleich darauf sprengten die Reiter, welche die Angegriffenen in den Rücken genommen hatten, heran. Finsterniß bedeckte diese ganze Scene des Getümmels und mehrte die Angst. Nach zwei Minuten war der Lärmen vorüber und die Frauen sahen sich umringt von einer Schaar fremder Reiter, eine jede von Zweien in die Mitte genommen. „Keinen Laut oder Ihr seid des Todes!“ bedrohte sie der, welcher an Theresens rechter Seite ritt. Zugleich hörte sie vor sich einen Andern zu der Gräfin Thurn sagen: „Verhaltet Euch still, so wird Euch nichts geschehen!“ Kaum hatte sie dieses letzte Wort gehört, als es wie ein Blitz in Theresens Seele fiel, es war Zalosla, der wilde Mörder Nechodom's, der fanatische Papist, in dessen Gewalt sie sich befanden. Ein Abgrund von Grauen that sich ihr auf! Den Zusammenhang begriff sie nicht;

nur eine dunkle Ahnung tief angelegter, verrätherischer Plane, durchschauerte sie. Ihre Brust erstickte fast in dem gewaltsam zurückgehaltenen Aufschrei des Entsetzens, den sie hervorstoßen wollte und den sie nur zurückpreßte, eingedenk der zwiefach ausgesprochenen Drohung.

Sie mußten die Straße zurück, in der Richtung, die sie gekommen waren, einschlagen. Man führte sie also vom Schloß hinweg. Den Versuch, den Therese machte, sich mit einem Wort an die Gräfin Thurn zu wenden, schlug fehl, denn die sie begleitenden Reiter rissen sie mit wilder Drohung zurück.

Sie schwieg bebend und folgte der Gewalt stumm unterworfen.

Der Ritt des Trupps wurde langsam, vorsichtig fortgesetzt. Bald hatte man das Ende des Waldes, und da es jetzt etwas lichter wurde, in beschleunigter Bewegung das Ufer der Elbe erreicht. Hier, in den von wohlwollenden redlichen Fischern und Schiffern bewohnten Hütten wäre Hülfe zu finden gewesen gegen die Gewaltthat, wenn nur der Hülferuf sie hätte erreichen und benachrichtigen können! Der schwache Hoffnungsschein, der sich daran knüpfen ließ, schimmerte nur wie ein bleichdämmernder Streifen durch die tiefe Mitternacht des Schicksals, das die unglücklichen Frauen getroffen hatte.

Die Entführer nahmen den Weg mit dem Lauf des Stroms, also nicht nach dem Innern Böhmens. Ein steiniger, schmaler Pfad führte sie zuerst unter dem steilen Felsen hart am Ufer hin, auf dem drei Kreuze den Sprung bezeichnen, den vor Jahrhunderten hier drei Jungfrauen, Schwestern, herab gethan haben sollen, um ihre Ehre vor dem wilden und heidnischen Bewohner der Burg auf dem Sperlingsstein, der sie verfolgte, zu retten. Die drei Frauen,

welche jetzt gefangen am Fuß der Felsmauer hingeführt wurden, schienen von einem ähnlichen Geschick bedroht. Auch sie würden den Tod einem solchen vorgezogen haben; doch die scharfe Bewachung durch die Räuber sperrte ihnen selbst diesen Ausweg.

Wol eine Stunde folgten sie, auf beengten, steinigen, vom Wasser tief zerrissenen Wegen, dem Ufer. Endlich machten sie bei einem einsam stehenden Hause Halt. Die Frauen wurden in das Haus geführt. Therese war die Letzte, welche eintrat; sie hörte einen der Männer in der dunkeln Hausflur sagen: „Nun füttert rasch die Pferde ab. Indessen schaffen wir die Kähne herbei. In einer Stunde geht es weiter, denn vor Tagesanbruch müssen wir über die Grenze sein. Der Herr erwartet uns um vier Uhr.“

Also nach Sachsen sollten sie geführt werden! In Böhmen konnten freilich die Entführer der Gräfin Thurn und ihrer Tochter nicht verweilen! Sie mußten über die Grenze. Allein in Sachsen, dessen Kurfürst protestantischer Religion war, durften sie dort eine sichere Zuflucht hoffen? Man wollte die Geraubten vielleicht nur erst über die nächste Grenze und dann, wer weiß wohin bringen! Und wer war der Herr dieser Schaaren, der sie erwartete? Dies Alles waren Fragen und Muthmaßungen, die sich in der Schnelle des Augenblicks in Theresens Seele zusammendrängten und ihre Angst und Hoffnungslosigkeit mehrten.

Das Gemach, in welches man sie führte, war von einer trüben, auf dem Gesims nächst dem Ofen brennenden Lampe erhellt. Es war Niemand darinnen, nur ein alter Mann verließ es im Augenblick des Eintretens der Geraubten durch eine nach hinten führende Thür. Die Gräfin, die sich zitternd kaum auf den Füßen hielt, wollte eine

Frage thun, doch der Bewaffnete, der sie begleitete, winkte ihr stumm, zu schweigen. Er stellte der Erschöpften einen schweren, hölzernen Schemel hin, auf welchen sie ermattet niedersank; auch Thekla und Therese setzten sich auf gleiche Art. Zwei der Männer blieben als Bewachung im Gemach; die Andern gingen hinaus. Es wurde nicht geduldet, daß die drei Frauen miteinander sprachen. Die Sessel waren weit auseinander gerückt. Einer der Männer streckte sich den Frauen gegenüber auf eine Bank hin, die an einem langen Tisch hinlief, welcher vor den Fenstern stand. Der Andere nahm, offenbar um jeden Fluchtversuch zu vereiteln, ebenfalls auf einem Schemel, dicht vor der Thür des Gemachs Platz.

So saßen die drei Opfer, bleich, schweigend in Todesangst und erwarteten die Zukunft, die noch Schrecklicheres in ihrem Dunkel zu verhüllen schien als die Angst und Schauer der Gegenwart.

Draußen rauschte einförmig die Elbe und der Wind fuhr von Zeit zu Zeit mit hohlem Sausen um das Haus. In diesem war Alles todtenstill; nur zuweilen ließen sich in der Hausflur die dumpfen Schritte eines der Reiter, vermischt mit dem Klirren seiner Waffen hören und, wenn der Wind schwieg, vernahm man in gedämpfter Weise das Stampfen und Schnauben der Pferde im Hof, wo sie gefüttert wurden.

Peinvoll, langsam schlichen die Minuten dahin; die Lampe brannte so düster, ungewiß flackernd, daß es fast so gut wie finster im Zimmer war. Nur bleicher, hinter dem ziehenden Gewölk oft verschwindender Mondschein leuchtete von außen hinein. Selten schwebte ein flüchtiger Schatten an den trüben, kleinen Scheiben hin, wenn draußen einer der Reiter vorüberging.

Therese hielt, in düstres Sinnen versenkt, das von stummen Thränen verdunkelte Auge auf die Fenster und den Nachthimmel hinter ihnen geheftet, in zitternder Hoffnung auf Trost und Hülfe von dorther. Es dänchte ihr, da eben der Wind schwieg und sonst Alles still umher war, als näherten sich Tritte mehrerer Männer dem Hause. Sie horchte auf! Es war so! Vielleicht war nun die Zeit des Aufbruchs da! Man kam, sie zu holen. Es war ihr lieb; die schwere Luft im Gemach drückte sie beklemmend. Es schien ihr als würde sie frei unter den Sternen Gottes wieder Muth fassen, der ihr in der dumpfen Schauerlichkeit ihres jetzigen Zustandes völlig entsank.

Auch die Bewaffneten im Zimmer horchten aufmerksam auf die Schritte draußen. Eine Stimme vor dem Hause rief: „Wer da!"

„Gute Freunde, denke ich", antwortete eine andere.

„Vater!" schrie Therese wie außer sich und sprang auf. Es war die Stimme ihres Vaters, die sie erkannt hatte. Ihr jauchzendes Herz zweifelte keinen Augenblick. Halb bewußtlos, von einem höhern Trieb geleitet, stürzte sie, ehe die Bewaffneten im Zimmer sich besinnen konnten, gegen das Fenster, riß es auf und rief hinaus:

„Vater, Vater, rette uns!"

„Therese!" ertönte die Antwort Wolodna's und gab der in Hoffnung Aufjauchzenden Gewißheit.

Jetzt war es als ob die Flammen des erleuchtenden Geistes sie bis in das Innerste durchzuckten. Mit gebietender Hoheit, wie eine Königin, trat sie vor die Bewachenden, die aufgesprungen waren, um sie zu ergreifen, und rief ihnen zu: „Flüchtet, Unglückselige, oder ihr seid verloren!" Ihr Ruf klang wie ein höheres Gebot; die beiden rauhen Männer waren wie vom Blitz getroffen.

Ein panischer Schrecken ergriff sie, erhöht durch das Getümmel, wilde Rufen und Schwerterklirren, das gleichzeitig draußen erschallte. Sie stürzten fort, als hätten Flammen das Haus ergriffen. Therese warf die Thür hinter ihnen ins Schloß und den Riegel vor.

Die Gräfin und Thekla waren von ihren Sesseln aufgesprungen und blickten verstört, noch keines Wortes mächtig, um sich.

„Gott sendet uns Rettung“, rief Therese ihnen zu, „mein Vater befreit uns! Gnädiger Himmel sei mit ihm!“ Im weinenden Entzücken lagen die Frauen einander in den Armen.

Draußen wuchs das Getümmel; in der Hausflur und vor dem Hause tobte heftiger Kampf. Wildes Geschrei und Schwertergeklirr scholl durcheinander; es fielen Schüsse und der flüchtige Blitz des Feuers flog erleuchtend durch das Gemach.

Jetzt hörte man es mit vollem Hufschlag heranrasseln; ein Trupp von Reitern flog herbei. Sie umsprengten von allen Seiten das Haus; erneuerte Schüsse, Geheul und Geschrei mischte sich. Es waren Minuten der äußersten Spannung, aber voll belebender Hoffnung! Da erschallte an der Thür Wolodna's Stimme: „Therese, Therese!“ Sie riß den Riegel zurück und lag in den Armen des Vaters, des Retters!

Bewaffnete drängten sich Wolodna nach; es waren Reiter und Lanzenknechte für das böhmische Heer geworben. Elisabeth und ihre Tochter, die den Wechsel ihres Geschickes kaum noch fassen konnten, hielten einander zitternd umfaßt.

Endlich kehrte auch die Ruhe zur Verständigung zurück.

Wolodna führte einen ansehnlichen Trupp der von ihm in Thurn's Auftrag in Schlesien und Sachsen geworbenen

Mannschaften heran. Sie hatten einen Marsch mitten durch das Gebirge unternommen, um den Elbstrom auf näherem Wege zu erreichen. Doch unrichtig geführt, durch das Wetter und die dadurch überaus schwierigen Wege aufgehalten, hatte die Nacht sie in unwirthbarer Einsamkeit der Berge überrascht, und sie waren nach kurzer Rast wieder aufgebrochen, um womöglich noch ein Dorf zu erreichen, wo für Pferde und Menschen Unterkommen und Nahrung zu finden wäre. So gelangten sie durch ein Seitenthal unvermuthet an die Elbe. Hier schimmerte ihnen, kaum funfzig Schritte entfernt, das Licht aus dem Hause entgegen. Wolodna saß mit zwei Mann ab, um sich dort des Weges zu erkunden. Von der Thür her rief ihn das Wer da! an, gleich darauf vernahm er Theresens Stimme und Hülferuf. Ohne zu wissen was hier geschehen sei, welchen Feind er vor sich habe, war er doch sogleich im Klaren, daß der augenblickliche entschlossenste Angriff das Einzige sei, was hier zu thun bleibe. Sein Schwert schlug daher gleich die Schildwacht nieder und sein Ruf ertönte den Gefährten. Sie eilten heran und in wenigen Minuten war das Haus in ihrer Gewalt. Leider kein einziger Gefangener; nur die Pferde waren zum Theil erbeutet. Die Räuber selbst stoben in der Bestürzung und durch die Schrecken des bösen Gewissens gejagt nach allen Seiten auseinander. Eine Anzahl hatten noch Zeit gehabt, sich in den Sattel zu werfen. Die Andern entwichen zu Fuß unter dem Schutz des Dunkels. Einer lag todt auf dem Platze; die Schildwacht, die Wolodna's erster Schwerthieb getroffen. Er trug ein gelbes Reiterwamms; sonst war nichts bei ihm zu entdecken, was auf die Spur der Räuber hätte leiten können. Ebenso wenig an den Pferden; nur die Tauglichkeit derselben und das gute Zaum- und Sattelzeug

bewiesen, daß die Schaar sehr wohl ausgerüstet gewesen war.

Als jedoch Wolodna durch Therese vernahm, wen sie trotz des Dunkels der Nacht an der Stimme erkannt zu haben sicher war, sagte er: „Für sich selbst haben diese nichts gewagt. Der Herr, der sie erwartet! Ich glaube wohl, daß wir irgend einen recht Bekannten in ihm treffen werden!“

Die Freude über die Rettung aus so schreckenvollen Zuständen überwog indessen alle andern Empfindungen. Wolodna hatte diesen Weg mit einem Theile seiner Mannschaften hauptsächlich auch deshalb eingeschlagen, um seine Tochter auf der Burg nach dreimonatlicher Trennung wiederzusehen. Vater und Kind erfreuten sich jetzt in glückseliger Liebe dieses Begrüßens. Nachdem das Haus noch genau durchforscht, aber Niemand mehr darin gefunden worden, da auch die Bewohner in der Angst sich geflüchtet hatten, ließ es Wolodna durch seine Leute besetzen. Mit sechs der Reiter machte er sich auf den Weg, um die Frauen sofort nach der Burg zurückzugeleiten.

Sie waren schon in der Nähe derselben, als ihnen ein Pferd ohne Reiter entgegenkam; es war Bernhard's. Ihn selbst fand man unweit davon in einem Gebüsch am Wege, da wo derselbe zur Burg aufzusteigen beginnt. Das Pferd, welches bis dahin in treuer Gewohnheit neben dem auf der Erde sitzenden stehen geblieben war, hatte den Platz nur, seinem Instinct folgend, verlassen, als die andern bekannten Pferde sich näherten. Bernhard war nicht ohne Besinnung, aber durch Blutverlust so erschöpft, daß er sich nicht länger hatte auf dem Pferde erhalten können; der Versuch, den er machen wollte, Nachricht von dem Abenteuer der Gräfin auf die Burg zu bringen, war an dieser Ent-

kräftung gescheitert. Da seine Wunden in Arm und Schenkeln jetzt, wenngleich nur flüchtig verbunden wurden und Wolodna ihm einige Stärkung reichen lassen konnte, wurde es bald möglich, ihn wieder aufs Pferd zu heben, sodaß er den Weg bis zum Schloß zwischen zwei andern Reitern zurücklegen konnte. Sie erreichten dasselbe noch vor Mitternacht.

Dreißigstes Capitel.

Thurn stand im Lager vor Budweis. Es war Abend; nach einem arbeitvollen Tage, da er einen sehr heftigen Angriff auf die Stadt geleitet hatte, ohne einen erheblichen Erfolg zu erreichen, war er eben in sein Zelt zurückgekehrt als ihm die Ordonnanz den Ritter Procop Dworschetzki von Olbramowitz aus Prag anmeldete.

„Gott grüße Euch, Olbramowitz. Was führt Euch so spät her?“ redete Thurn den Eintretenden an. „Bringt Ihr gute oder üble Botschaft aus Prag mit?“

„Je nachdem es fällt“, entgegnete Olbramowitz; „wichtige jedenfalls!“

„Setzt Euch, laßt hören!“

Sie nahmen auf Feldsesseln Platz. „Zwei Becher Wein!“ befahl Thurn.

„Ich habe sichere Nachricht aus Wien“, begann Olbramowitz, „daß der Kaiser nun Ernst macht mit dem Feldzuge!“

„Desto besser“, erwiderte Thurn; „so ist es aus mit Denen unter uns, die wieder klein beigeben wollten!“

„Geduld; noch sind wir nicht so weit! Der Kaiser handelt noch immer mit Widerstreben; er wird zuvor noch einen letzten Aussöhnungsversuch machen!“

„Er kann so wenig fruchten wie die bisherigen“; antwortete Thurn lebhaft. „Der Kaiser wird Worte bieten, doch nicht Thaten zur Bürgschaft geben. Will er unsere Maßregeln gutheißen; bleiben Slawata, Martiniz, der Erzbischof und alle die Andern, sammt den Jesuiten verbannt; will er seine fremden Söldner, mit denen wir hier täglich unsere blutige Arbeit haben, zurückziehen und ohne Heer nach Prag kommen, so soll er bestens empfangen werden. Bleibt er aber dabei, daß wir erst unser Heer abdanken und die verbrecherischen Statthalter wieder einsetzen sollen, die uns unsere verbrieften Freiheiten so lange vorenthalten haben, so ist es nichts mit dem Vergleich und wir müssen fechten!“

„Ich bin Eurer Meinung, Thurn“, erwiderte Olbramowitz. „Haben wir darum im Mai endlich dem Faß den Boden eingetreten, daß wir es jetzt im September wieder mit dem alten gährenden Wein auffüllen sollten, der doch nimmermehr klar wird? — Aber die Gefahr dazu ist da! Sie führt mich her. Hört mich an!“

„Ich weiß“, fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „wie es in den letzten Berathungen in Wien zugegangen ist. Mehrere der Räthe sprachen wiederum für friedliche Maßnahmen. Doch der König von Ungarn ließ endlich seiner ganzen Erbitterung freien Lauf, und was er dem Kaiser schon so oft in Privatgesprächen gesagt hatte, wiederholte er jetzt noch heftiger vor der ganzen Versammlung. Offenbar hatte Lamormain das Feuer geschürt. «Wir

können von Glück sagen», eiferte der König, «daß die Böhmen uns in offenbarer Gewalt den Handschuh hingeworfen haben!»"

„In dem Punkt sind wir einerlei Meinung", bemerkte Thurn lächelnd.

„Ihr werdet das bald nicht mehr sein, Thurn", antwortete Olbramowitz. „Denn jetzt brachen die Schleußen seines ganzen Ingrimms gegen die Protestanten los. «Sie hätten nun endlich die Larve in Böhmen abgeworfen; ihre Gewaltthat fordere Gegengewalt, die nunmehr vor ganz Europa gerechtfertigt sein werde. Die thörichten Bewilligungen, die man ihnen aus Schwäche gemacht, seien nun verwirkt, man könne, man müsse sie ganz zurücknehmen. Der Majestätsbrief müsse vor ihren Augen zerrissen und die Siegel verbrannt werden!» — So redete der Herr Erzherzog unser erwählter Böhmenkönig!"

„Er versuche es nur", rief Thurn erglühend. „Daß er so möchte, haben wir nie bezweifelt! Und was sagte der Kaiser?"

„Er wolle den Majestätsbrief in Kraft halten und nichts gegen die freie Uebung der Religion dulden!"

„Das ist oft genug gesagt und nicht gehalten worden", antwortete Thurn. „Und wenn es Mathias auch redlich wollte, was wird denn Ferdinand thun? Sein sanftes Joch haben wir ja doch zu erwarten, nach der hinterlistig durchgetriebenen Wahl vom vorigen Jahre! Aber ich habe sie nicht anerkannt und werde sie nicht anerkennen! Darüber wird noch zu sprechen sein."

„Laßt Euch zu Ende berichten", unterbrach Olbramowitz Thurn's Eifer. „Der Kaiser äußerte seine Besorgniß, daß er beim Kriege nicht mit uns allein zu thun haben werde, daß Böhmen und Schlesien sich schon zu uns hielten, Mähren

schwanke, auf Oesterreich kein Verlaß sei, Bethlen Gabor im Hintergrunde laure!“

„Alles wahr, zu unserm Glück“, fiel Thurn ein. „Aber Viele auch unter uns wollen es nicht sehen! Nur weiter!“

„Der Erzherzog“, begann Dworschetzki von neuem, „sieht es. Aber er sagte dem Kaiser und Unrecht hat er nicht: «Es ist möglich, daß der Krieg unglücklich ausschlägt; aber es ist gewiß, daß uns Böhmen verloren ist, wenn wir den Kampf darum nicht wagen.»“

„Das ist gewiß“, betheuerte Thurn, „wenn ihr nicht unsere Bedingungen annehmt!“ setzte er nach einigen Augenblicken sich besinnend hinzu.

„Der Erzherzog drang weiter in den Kaiser. «Bei Böhmens Abfall», sagte er darauf, «wird es nicht bleiben. Das Beispiel steckt an, wir stehen auf hohlem Boden. Die andern Provinzen werden nachfolgen. Somit ist der Untergang der katholischen Religion durch die Protestanten und der des Hauses Habsburg durch die empörten Stände da!»“

„Er ist ein guter Prophet in seiner schlechten Sache“, sagte Thurn, stand auf und ging unruhig umher.

„Seine heftigen Reden wirkten auf den Kaiser, die Räthe Eggenberg, Fugger und die Andern saßen stumm und konnten nichts erwidern. Endlich stand Mathias auf und sprach: «So sollen sie denn Krieg haben.»“

„Nun, und?“ fragte Thurn, „so wäre es ja doch entschieden!“

„Noch nicht so ganz. Der Krieg ist beschlossen. Sie wollen sich auch, weil sie zu Hause Niemandem recht trauen können, einen Feldherrn anderwärts her verschreiben, den Grafen Boncquoi ....“

„Den Niederländer? Longueval von Bouequoi?“ fiel Thurn ein.

„Eben den. Er ist zum Generalissimus ernannt. Er und Dampierre werden die Heere führen. In zwei Abtheilungen wollen sie Böhmen angreifen. Während wir sprechen, sind sie vielleicht schon vorgerückt!“

„So müssen wir uns mit aller Kraft schlagen und der ewigen Unschlüssigkeit, die uns nur halbe Vertheidigungsmaßregeln und Vorkehrungen, statt geraden Angriff gestattet, ist nun ein Ende gemacht. Glaubt mir, ich danke Gott dafür“, versicherte Thurn, „obgleich ich weiß, daß der Kampf nicht so ganz leicht ist. Hätte ich nur erst den Rücken völlig frei. Aber dieses hartnäckige Budweis und Pilsen, die die Anhaltepunkte für alle unsere Feinde in Böhmen werden können, sind verwünschte Hemmschuhe!“

„Es gibt noch einen schlimmeren; aber Euer Eifer, Thurn, läßt mich nicht zum Schluß kommen“, antwortete Olbramowitz. „Ich sagte Euch ja gleich anfangs, der Kaiser will noch Aussöhnungsversuche machen. Der Eusebius Khün, der in Prag war, um Fels abtrünnig zu machen, hat ein friedliches Manifest ausarbeiten müssen. Es ist noch nicht erschienen, aber ich kenne den Inhalt!“

„Wie!“ rief Thurn lebhaft. „Ihr seid von Allem unterrichtet und ich erfahre so gut als nichts hier beim Heere. Mittheilen sollten mir die Herren darüber doch, was ihnen in Prag zugeht!“

„Das ist mir allein zugegangen“; erwiderte Dworschetzki; „ich habe Freunde in Wien, die mich sehr gut bedienen!“

„Das muß wahr sein! — Und das Manifest?“

„Es lautet“, sprach Dworschetzki, „wie die andern Versicherungen. Der Majestätsbrief solle heilig sein; der

Kaiser werde nie etwas gegen die Religion in Böhmen unternehmen, unsere Privilegien unversehrt erhalten. Auch jetzt sei ihm seine Rüstung nur gewaltsam durch die unsrige aufgedrängt worden; er wolle sein Heer verabschieden, wenn wir ....“

„Die Waffen strecken und müßig auseinander gehen!“ rief Thurn in größter Heftigkeit, „damit sie nachher ungehindert bis in die Burg von Prag rücken und mit unsern Köpfen schalten können, wie sie Lust haben! — Der Vorschlag wäre lächerlich, wenn er nicht so nichtswürdig wäre!“

„Ich fürchte nur“, entgegnete Olbramowitz, „daß Viele unter uns, die schon nicht gern mit uns vorwärts gegangen sind, ihn nicht für eine Falle ansehen werden oder wollen! Dieses Manifest ist uns gefährlicher als die beiden Armeen und die beiden Feldmarschälle!“

„Ja, ja! So ist es! Es ist der Speck, mit dem sie die Mäuse fangen wollen, die furchtsame und die thörichte Masse! Sie denken uns damit den Boden unter den Füßen wegzuziehen! So verführen sie das Volk zum Abfall von uns. Ihr habt Recht, Olbramowitz! Das ist die Gefahr, nicht ihre Kriegsheere, die ich, mit Gott, lassen sie sich in Böhmen sehen, wol wieder über unsere Grenzen zu schlagen hoffe!“

„Ihr seht nun, meine Botschaft war eilig und wichtig —“

„Und übel dazu! Sehr übel! Allein was ist zu thun?“

„Das Manifest ist noch nicht verkündet. Es kann erst in drei, vier Tagen in Prag eintreffen!“ erwiderte Dworschetzki. „Wir haben noch Zeit dahin zu eilen. Einige meiner Freunde habe ich schon gewonnen. Vereint Euren Einfluß, Eure Thätigkeit mit der meinigen, so bringen wir schon im voraus die Mehrzahl dahin, daß sie das Manifest verwerfen. Wir müssen die Kundmachung gar nicht

dulden, es gleich von vornherein als eine Hinterlist, die Lamormain ersonnen hat, darstellen! Denn so ist es auch! Der Kaiser ahnt nicht, wie man ihn leitet!"

„Das muß geschehen! Ich bin Euch großen Dank schuldig für Eure Nachricht", sprach Thurn und schüttelte dem Freunde die Hand. „Ohne Euch erfuhr ich die Lage der Sache vielleicht zu spät! Aber Ihr sollt auch sehen, daß ich rasch handeln kann. Ihr wollt doch zurück nach Prag?"

„Versteht sich, mit dem Frühesten!" war Dworschetzki's Antwort.

„Das Früheste ist sogleich", entgegnete Thurn. „Ich lasse sofort satteln. Vor Tagesanbruch können wir in Tabor sein. Von dort aus können wir fahren, von hier, in der Nacht geht das zu langsam; die Wege sind zu schlecht. Ihr seid doch nicht zu müde, um noch die Nacht hindurch zu reiten?"

„Darin solltet Ihr mich kennen, Thurn! dächte ich."

„Allein Euer Alter ...."

„Ich bin ein Vierziger, wenn es unserer Sache gilt", unterbrach ihn Olbramowitz feurig.

Thurn schellte dem Diener. Er gab ihm sogleich die nöthigen Befehle, ließ seinen Adjutanten, den Rittmeister Kinski wecken und übertrug ihm die Meldung an den Grafen Christoph von Harrant, der die Artillerie befehligte und Thurn bei Abwesenheiten im Commando vertrat.

Ehe noch die Pferde gesattelt waren, traf abermals ein Eilbote aus Prag mit Briefen ein.

„Diese Depeschen werden Euch wol das Nämliche melden", meinte Olbramowitz, indem Thurn die verschlossene Depeschentasche mit einem Schlüssel, den er an einer Kette um den Hals trug, öffnete.

„Diesmal wol nicht", entgegnete er freudig lächelnd, indem er den Brief herausnahm, „es ist ein Schreiben von meiner Frau!"

„Von der Gräfin Thurn? Ich hoffe, es geht ihr wohl auf Sperlingsstein", sprach Olbramowitz, während Thurn den Brief erbrach.

Er las, wurde unruhig; seine Bewegung stieg, er verfärbte sich. „Teuflisches Unternehmen!" murmelte er vor sich hin, wurde leichenblaß und zitterte.

Olbramowitz betrachtete ihn verwundert.

In fliegender Hast las Thurn weiter. Plötzlich drang eine Thräne aus seinen männlichen Augen, er erhob die Hände zum Himmel und rief: „Dank dir, gütige Vorsehung!"

Die Gräfin hatte ihm den Ueberfall und ihre Rettung gemeldet.

„Das sind Bubenstücke, vor denen Ihr erstarren werdet", sagte er tief aufathmend zu Olbramowitz und erzählte ihm den Hergang.

„Ich wittre etwas", warf dieser inmitten der Erzählung halb vor sich hin, „der Trank war nicht da gekocht, wo er eingeschenkt wurde!"

„So dachten sie mich anzugreifen", rief Thurn am Schluß. „Weib und Kind in ihrer Gewalt! Dann hätte ich ihnen kommen müssen, meinten sie!"

„Solche Dracheneier legt nur der Teufel oder ...." Olbramowitz brach ab, indem er ein Kreuz vor sich schlug.

„Slawata's und des Erzbischofs Sklav dabei, der hündische Leibeigene Zaloska!" rief Thurn wieder, auf den Brief starrend.

„Ihr kennt die Hunde, die die Zähne einschlugen, aber

Ihr wißt noch nicht, wer sie hetzte", versetzte Olbramowitz. „Das war nicht Einer allein, nicht bloße Rache!"

„Ich traue es ihm noch nicht zu", murmelte Thurn und schüttelte den Kopf. „Solche Höllenbosheit!"

„Oder fromme Weisheit!" spottete Olbramowitz.

„Ihr meint? Pfäffische Arglist ..... bei Gott, ich glaube ...."

„Pfui, Thurn! Seid nicht so plump mit Euren Ausdrücken! Pfäffische Arglist! Die weisen, heilsamen Lehren und Grundsätze der Societás!"

„Die Pferde sind bereit, Herr Graf", unterbrach der eintretende Leibdiener.

„Vorwärts! Vorwärts!" rief Thurn hastig.

Sie eilten hinaus und saßen auf.

Einunddreißigstes Capitel.

Ein Reiter im Jagdkleide, dem zwei Diener zu Pferde mit Jagdzeug folgten, ritt in der Abenddämmerung auf der Landstraße, die sich bis nahe an Bamberg durch dichte Waldung zog, gegen die Stadt zu. Haltung und Kleidung bezeichneten den vornehmen, des Gebietens gewohnten Mann; ein blonder Bart umgab das Kinn, über der hohen gerunzelten Stirn blitzten zwei scharfe blaue Augen, deren Blick bis ins Innerste bohrte; ein Spalt durch Lippe und Kinn, einer Narbe ähnlich, gab den Zügen etwas wild Kriegerisches. Das Angesicht drückte Kühnheit und Mismuth zugleich aus.

Der Weg machte eine scharfe Biegung. Ein anderer Reiter, in schlichter Kriegertracht, gebräunten Antlitzes, der auf einem etwas schwerfälligen, aber kräftigen Rappen in entgegengesetzter Richtung daher sprengte, hätte den Waidmann fast übergeritten; doch hielt er das Pferd noch schnell im Zügel.

„Holla! Nehmt Euch in Acht", rief der Jäger ihm unwillig zu. „Habt Ihr Euer Nilpferd nicht besser im Zaume?"

Der Reiter hatte zwar das Pferd zurückgehalten, war aber doch so dicht herangeritten, daß man sah, er wolle den Jäger anreden. „Wollt Ihr etwas, Bursch?" fragte dieser und richtete den Blick forschend auf ihn.

„Gott zum Gruß, Herr Graf", begann der Kriegsmann in bescheidenem Tone. „Ja, ich hätte ein Anliegen an Euch!"

„Und hier mitten auf der Landstraße? Mitten im Walde? Ist das der Ort, wo ich Audienzen zu geben habe? Kennt Ihr mich?"

„Ich erkenne Euch! Und welcher Kriegsmann würde den berühmten Grafen von Mansfeld nicht kennen", antwortete der junge Mann mit Freimuth.

„Ich denke, Ihr sollt mich erst kennen lernen", erwiderte dieser in scharfem Tone, jedoch sichtlich nicht ohne Wohlgefallen über die Anrede. „Es ist nicht in meiner Art, daß ich mir jeden Reiter so quer in die Fährte galoppiren lasse! Ihr fallt mich hier an wie ein Wegelagerer! Wer seid Ihr, was wollt Ihr?"

„Vergebt, edler Herr Graf, daß ich Euch hier aufsuchte und ansprach", erwiderte der junge Mann bescheiden, aber ruhig, „allein ich hörte, daß Ihr morgen mit dem

Frühesten aufbrechen wollt nach Nürnberg und da galt es, die Zeit zu nutzen!"

„Wer Ihr seid und was Ihr wollt? habe ich gefragt", sprach der Graf unwillig.

„Mein Name ist Xaver Nechodom", antwortete der Reitersmann.

„Das ist als ob Ihr mir sagt, Kaspar oder Hans! Was begehrt Ihr, Xaver Nechodom, das nur auf der Heerstraße abzuthun wäre?"

So barsch der Graf diese Worte sprach, ließ sich Xaver doch nicht davon beirren, denn sie waren mit einem unzweifelhaften Blick des hellen scharfen Auges begleitet, der da sagte, daß der fremde Reiter dem berühmten Feldherrn nicht misfalle.

„Mein Begehr, edler Herr Graf", könnte ich Euch wol eben nicht auf offener Heerstraße vortragen", entgegnete Xaver mit einem Blick auf die neugierig näher gerittenen Diener, „nur meine Bitte um ein Gespräch mit Euch allein, aber noch heut!"

Der Graf Mansfeld, verwundert über das dreiste Begehren des fremden Reitersmannes, maß ihn vom Helmknopf bis zum Bügel mit seinem durchbohrenden Auge. Statt ihm zu antworten, wandte er sich zurück zu den Dienern hinter ihm, und fuhr sie rauh an:

„Ihr Halunken, was reitet ihr mir so dicht auf die Croupe! Voraus! Meldet, daß ich zurückkomme!"

Man sah, daß die Leute des Grafen an pünktlichen und stummen Gehorsam gewöhnt waren, denn, so unerwartet der Befehl ihnen kommen mußte, sie setzten, wie auf ein militärisches Commando, gleichzeitig Beide die Sporen ein und sprengten so rasch und plötzlich vorwärts, daß Xaver eilig sein Pferd auf die Seite wenden mußte,

um ihnen Raum zu geben. Als sie gegen funfzig Schritte voraus waren, wandte sich der Graf, indem er im Schritt weiter ritt, wieder zu ihm und fragte kurz: „Nun?"

„Ich bin im Dienst des Grafen Mathias von Thurn", begann Xaver.

„Meines alten Kriegsgefährten aus Ungarn und Italien?" rief Mansfeld, und seine rauhen Züge wurden freundlicher. „Schickt Euch Thurn zu mir?"

„So ist es, Herr Graf. Ihr wißt, was in Böhmen vorgeht? ..."

„Ja, so ungefähr, im Ganzen; da weiß man aber die Dinge nur halb und fast Alles falsch. Daß Ihr Euch mit dem Kaiser in den Haaren liegt, weiß ich. Nimmt mich auch nicht Wunder! Habe selbst erfahren, daß man von dem Hause Habsburg Unbill erntet, wo man Dank verdient. Und wie steht es jetzt um Eure Sache?"

„Herr Graf", begann Xaver bescheiden, „Ihr seht in mir nur einen schlichten Reitersmann, allein der Graf Thurn hat mir sein Vertrauen geschenkt. Ich bin ein geborener Böhme, ich gehöre den Utraquisten an; es ist der Glaube, den wir vom Vater auf den Sohn vererbt. Ich habe das Härteste erfahren durch die Bedrückungen gegen uns!"

„Glaub's schon! Sanft pflegen die Herren im Priesterkragen nicht eben zu verfahren! Schlimmer, Gott sei's geklagt, als wir im eisernen Wamms! — Aber nur weiter! Zur Sache!"

„Der Graf Thurn war unser Hort und Retter aus schwerer Drangsal. Der Dank, den ich ihm schulde, und die Leiden, die ich und die Meinigen erduldet, sind ihm solche Bürgschaft gewesen, daß er uns viel Vertrauen geschenkt hat und mich mit Aufträgen beehrt wichtigerer Art,

als sie einem bloßen Reitersmann zuzugehen pflegen. Ich habe bis dahin Mannschaften für unsere Sache geworben und der Graf ist zufrieden mit mir gewesen, jetzt ....“

„Meinethalben“, fuhr Mansfeld ungeduldig dazwischen, „ich glaub's! Aber das geht mich den Teufel an! Was wollt Ihr von mir? Heraus damit! Sagt mir“, fuhr er einlenkend fort, „was ist Euer Auftrag an mich vom Grafen Thurn, denn Ihr habt doch einen, nicht so?“

„So ist es, Herr Graf!“ antwortete Xaver. „Mit einem Wort, der Herr Graf von Thurn hat mich beauftragt, doch ganz unter der Hand, bei dem Grafen von Mansfeld anzufragen, ob ein solcher Krieger und Feldherr sich wol entschließen möchte, für unsere Sache zu kämpfen!“

„Das also! Hm!“ antwortete Mansfeld und strich sich nach seiner Gewohnheit den Bart.

„Ihr seht nun wol ein“, fuhr Xaver fort, da Mansfeld schwieg, „weshalb ich Einiges von meinen Verhältnissen zum Grafen Thurn vorausschicken mußte. Es würde Euch sonst gar zu seltsam erschienen sein, eine solche Anfrage aus dem Munde eines einfachen Reitersmannes zu vernehmen!“

„Es scheint mir noch jetzt sehr seltsam“, antwortete der General, und ließ die scharfen Augen prüfend an Xaver auf- und niedergleiten. „Aber Ihr seht wie ein vernünftiger Bursch aus, und daß Euch Thurn zu diesem Auftrag gewählt, bürgt mir, daß Ihr's auch seid. So sagt mir nun ruhig und ausführlich, wie es damit steht. Wir reiten langsam hinein und da haben wir Zeit.“

„Der Kaiser hat sich“, begann Xaver, „jetzt stark gerüstet; er rückt mit zwei Heeren gegen Böhmen an. Wir wären ihm dennoch wol gewachsen, allein der Graf Thurn weiß aus sicherer Hand, daß der Erzherzog Ferdinand sich

insgeheim nach Bundesgenossen umthut. Schon hat Spanien große Summen für die Kriegskosten beizusteuern versprochen."

„So! Also verhält sich das wirklich so?" unterbrach Mansfeld.

„Der Graf Thurn will es für bestimmt wissen. Ebenso, daß bereits Unterhandlungen mit dem Herzog Maximilian von Baiern angeknüpft sind ..."

„Der wird sich nicht lange bitten lassen, wenn die Jesuiten ihm die Sache vortragen!" lachte Mansfeld.

„Auch an die geistlichen Herren Kurfürsten hat sich der Erzherzog Ferdinand gewendet. In solcher Lage der Dinge möchte nun doch wol Böhmen, meint der Graf Thurn, in Bedrängniß kommen, wenn auch Mähren und Schlesien ihm zur Seite stehen. Und deshalb sieht sich der Graf, der in der Stille immer Alles vorbereitet, was nachher zu öffentlichem Beschluß kommt, gleichfalls nach Bundesgenossen für Böhmen um."

„Und er hat Recht", nickte Mansfeld.

„Da hat er nun den Blick zunächst auf den berühmtesten Feldhauptmann geworfen ...."

Mansfeld horchte sichtlich wohlgefällig scharf auf.

„Er ist nur nicht gewiß", fuhr Xaver nach einigem Zögern fort, „ob Ew. gräflichen Gnaden eine Bestallung als böhmischer Feldhauptmann annehmen würden. Dessen wollte der Graf Thurn zuvor im Vertrauen versichert sein."

Beide schwiegen. Xaver wollte abwarten, wie sich Mansfeld jetzt äußern werde; dieser überlegte.

„Ich weiß nur nicht, was ich Euch soll", begann er nach kurzer Pause, „meine Leute gehören anderem Dienst, sie sind für den Herzog von Savoyen geworben, und ich bin nur ein Mann!"

„O“, entgegnete Xaver gewandt, „ein Heer findet sich schon, wenn man solche Führer hat .... überdies in dieser Hinsicht hat der Herr Graf auch schon geheime Erkundigungen eingezogen und Zusagen erhalten ....“

„Und welche?“ fragte Mansfeld rasch und sein Auge funkelte, „wer hat Zusagen über mich gegeben? Wer darf sie geben?“

„Nicht über Ew. gräfliche Gnaden“, erwiderte Xaver, „wol aber über die Möglichkeit, das Heer unter Ew. Gnaden Befehl in Böhmen zu verwenden, statt gegen die Spanier.“

„Seht mir doch den Reitersknecht an?“ rief Mansfeld, und betrachtete ihn wieder von oben bis unten, auf welchen Sattel gehört Ihr denn eigentlich, auf den, den Ihr unter Euch habt, oder auf die diplomatische Kunstreiterschabracke? Ihr sprecht ja wie ein Reichsrath oder Kanzler?“

„Ich spreche nur“, antwortete Xaver einfach, „wie mich der Graf Thurn beauftragt hat. Die Sache ist die: Der Herr Kurfürst von Sachsen und alle die Herren von der protestantischen Union möchten uns wol gern helfen, allein es doch nicht mit Kaiser und Reich verderben. Das Heer unter Ew. Gnaden Befehl ist ursprünglich für den Dienst der Union geworben; die Herren Fürsten möchten es uns gönnen, aber nicht schicken, wie Herr Graf Thurn erforscht hat; es fragt sich also nur, wie schon gesagt, ob Ew. gräfliche Gnaden von Böhmen die Bestallung als Feldherr annehmen und uns dann das Heer zuführen würden. Wenn Ew. Gnaden dies durch mich dem Grafen Thurn im Vertrauen zusagen, so wird er sogleich den Antrag in offenem Geschäft vor die Directoren bringen, und daß er dort nur mit größtem Jubel aufgenommen werden

wird, darüber hat der Graf Thurn auch völlige Gewißheit!"

„Du Bursch, Reitersmann! Stallbub! Du bist ein Hallunke, sag' ich dir!" sprach Mansfeld heiter lächelnd, und schlug Xaver auf die Schulter, „du hast deine Sache gut vorgetragen, schlicht und klar, und nicht ungeschickt. Wenn du so einhaust wie du Schleichpatrouille führst, bist du ein brauchbarer Geselle in Krieg und Frieden! Drum sollst du meine Antwort auch kurz und bündig haben: Liegen die Sachen so, wohlverstanden, genau so, wie Thurn sagen läßt, so hat er mein Ja."

„Herr Graf", rief Xaver freudig, „darf ich meinem Herrn diese glückliche Botschaft melden?"

„Du darfst. Ich lasse ihn grüßen. Wir waren gute Kameraden und werden's künftig auch sein."

Xaver wollte dem vollen Drange seines Herzens Luft machen, doch Mansfeld's Blick gebot ihm zu schweigen. Er fuhr fort: „Ich war es längst müde, Zeit und Kraft hier zu vergeuden, um einen Hasen oder Hirsch, wenn's hoch kommt einen Keiler, abzuthun! Das Leben ist zu kurz, um es so zu verzetteln! Du mußt mir meinen Verdruß angesehen haben! — Versteht sich, ich werde meine Bedingungen stellen, nun, das weiß ein Mann wie Thurn. Er wird mir nichts vorschlagen, was ich nicht annehmen kann, und ich werde nichts verlangen, was er nicht bieten darf."

„O, Herr Graf", brach Xaver tief bewegt aus, „dieses Wort erfüllt uns mit unaussprechlicher Freude! Denn bei dem Kriege ist unser ganzes Herz! Das Herz aller Böhmen, die meinen Glauben theilen, und das sind zwei Drittheile unsers Vaterlandes! Jeder Sieg wirft uns auf die Knie zum Dank gegen Gott. Daß unsere Sache einen

so berühmten Feldherrn gewonnen, ist ein großer Sieg! Und ich danke Gott dafür mit Inbrunst!"

Mansfeld schien von der Begeisterung des Jünglings seltsam ergriffen; er sah ihn groß an und wiegte dann das Haupt, indem er sagte:

„Ja, ihr Protestanten fechtet mit Herz und Faust, das muß wahr sein! Ich hab's erfahren an eurem Widerstand in Jülich und im Elsaß bei meinen ersten Feldzügen unter Erzherzog Leopold. Und, ich darf sagen, wie ihr gegen mich gefochten, das hat mich bestimmt, für euch zu fechten und zu euch zu treten. Ich habe mich mein Lebtag nicht viel mit Beten und Fasten abgeben können, ich habe lieber mit dem Teufel zu thun als mit den Pfaffen, meine Messe zwar habe ich als Katholik gehört und damit gut; aber bei euch hat das Ding einen andern Strich, der Wind bläst aus einem ganz andern Loche ... ich weiß das nicht so spitzfindig auseinander zu zetteln, genug, es thut mir nicht leid, daß ich jetzt zu euch gehöre, und ich freue mich, für eure Sache meinen Degen zu führen. Was Ihr Thurn zu sagen habt von mir, daß wißt Ihr. Gebt nun Eurem Gaul die Sporen! Wir müssen zureiten, daß wir vorm Dunkel am Thore sind."

Er setzte sein Pferd in Galopp; Xaver sprengte ehrfurchtsvoll etwas zurückhaltend hinter dem Feldherrn drein. Der Wald öffnete sich. Das freie Feld lag vor ihnen, im Hintergrunde erhob sich die Stadt auf hügeligem Boden. Die Thürme und zackigen Giebel malten sich auf dem letzten verdämmernden Glühen der Abendröthe; die vier Thürme des Doms stiegen wie schwarze Spitzsäulen empor. Zur Seite derselben erhob sich noch höher der Michaelsberg mit seiner alten, massenhaften Kirche. Die Regnitz schlängelte sich, das Abendroth blaß zurückspiegelnd, durch

die im Halbdunkel ruhende Flur. Mansfeld ritt wieder langsamer.

„Sagt mir doch einmal, Freund", sagte er, „was ist denn Euer Rang eigentlich im Heere? Ihr habt einen Helm auf und ein Reitercollet an, das seh' ich wohl. Aber Ihr müßt doch mehr sein als ein bloßer Kürassier oder Dragoner, wenn Euch Thurn solche Dinge anvertraut und anvertrauen kann."

„Ich habe bisher nur in des Grafen persönlichem Auftrag Mannschaften für ihn und unsere Sache geworben und ihm zugeführt."

„Nun, so habt Ihr doch ein Commando gehabt wie ein Hauptmann wenigstens. Und seid Ihr nicht Thurn's Hauptmann oder Böhmens Hauptmann, so könnt Ihr alle Tage Mansfeld'scher Hauptmann sein. Wollt Ihr mit mir zu Nacht speisen, Herr Hauptmann?"

Xaver verbeugte sich, hoch erröthend in der Freude über die ehrende Weise, mit der ein so berühmter Krieger ihn behandelte.

„In einer halben Stunde denn in meinem Quartier, in Hans von Aufseß' Hause auf der Langen Straße. Wir sprechen dann noch Dies und Das, und morgen mit dem Frühesten reitet Ihr heim, und ich nach Nürnberg."

Mit diesen Worten gab er dem Pferde wiederum die Sporen und trabte voran gegen die nahe vor ihnen liegende Brücke der Regnitz zu und über dieselbe hin. Xaver folgte bis jenseit der Brücke dicht hinter ihm. Dann wandte er sein Pferd links ab in eine Seitengasse nach der Herberge, wo er sich schon zuvor, ehe er hinausritt den Grafen aufzusuchen, sein Nachtquartier bestellt hatte. Dort brachte er das Thier unter und ordnete seine Kleidung, um der Einladung Folge zu leisten.

Eine Viertelstunde später schritt er die würdig und reich gebaute Lange Straße hinunter bis zu dem stattlichsten Gebäude derselben; dieses war das ihm vom Grafen bezeichnete Haus. Zwei Schildwachten standen an dem offenen Thore. Die Hausflur war hell beleuchtet. Diener in reichen Livreen standen am Fuße der breiten steinernen Treppe. Der Graf mußte in Betreff Xaver's schon den bestimmtesten Befehl gegeben haben; denn Niemand fragte ihn nach seinem Begehr, sondern er wurde wie ein erwarteter Gast mit größter Ehrerbietung empfangen. Die Diener in ihren goldgestickten Röcken verneigten sich tief vor dem jungen Manne in dem hellbraunen ledernen Reiterwamms, dessen glänzendster Schmuck der blanke Helm und das blanke breite Schwert an seiner Seite waren. Er nahm die höflichen Grüße mit Bescheidenheit hin und erwiderte sie in anständiger Haltung, indem er die Treppe hinaufging. Droben empfingen ihn andere Diener mit gleicher Höflichkeit und öffneten ihm die Flügelthüren des Eingangssaals. Als Xaver in diesen getreten war, blickte er umher, um sich zu belehren, ob er hier verweilen oder weiter gehen müsse. Doch ein Diener mit einem Armleuchter in der Hand eilte ihm schon voran und öffnete einen zweiten Saal mit den Worten: „Dies ist der Speisesaal! Der gnädigste Herr Graf wird sogleich erscheinen!“ Xaver trat ein und sah sich in dem Saale allein. In der Mitte stand ein länglichrunder Tisch für zehn Personen gedeckt; auf demselben schwere silberne Doppelleuchter mit Wachskerzen. Eine Krone mit brennenden Kerzen hing an der Decke.

Es war Xaver eigenthümlich zu Muthe; Befangenheit und Stolz mischten sich in seiner Brust. In so vornehmer Welt, als diese Zurüstungen andeuteten, hatte ihn sein Lebenslauf noch nie geführt. Es war natürlich, daß ein

Jüngling bei diesem Erstlingsschritt auf solchem Boden einige Beklemmung empfand, unbeschadet seiner wahrhaft männlichen und würdigen Gesinnung. Aber der Gedanke, daß seine Kräfte und Thaten jetzt so wichtigem Ziele gewidmet waren, und das Bewußtsein, daß er treu und muthig die Pflichten gegen Glauben und Vaterland erfülle, erhoben ihn zu einem Selbstgefühl, welches er noch nicht gekannt.

Die Thür, durch welche er gekommen war, öffnete sich abermals, und ein Mann von hohem Wuchs, dessen Kleidung und Haltung ihn als einen vornehmen Offizier verrieth, trat ein. Der Diener, welcher die Thürflügel öffnete, sagte auch zu diesem Gaste die Worte: „Der Herr General wird sogleich erscheinen."

Xaver verbeugte sich ehrerbietig vor dem Kriegsmann; dieser maß ihn mit einem etwas verwunderten Blick und sprach ein kurzes, aber freundliches: „Guten Abend!"

Beide blieben einige Augenblicke stumm. Dann nahm der Offizier das Wort und fragte ohne Umstände: „Ihr seid nicht von unserm Corps; in wessen Diensten steht Ihr, Herr Kriegsmann?"

„In denen des Grafen Mathias von Thurn, Herr Offizier", erwiderte Xaver nicht ohne einige Verlegenheit, da er nicht wußte, welchen Rang er dem Fremden geben solle. Dieser errieth das.

„Ich bin der Oberst von Holm", antwortete er; „und Ihr seid in Diensten des Grafen Thurn; das heißt in böhmischen Diensten, oder wie soll ich das verstehen?"

Xaver war in neuer Verlegenheit. Er sah ein, daß er besser gethan hätte, sein Verhältniß zum Grafen Thurn zu verschweigen, da dies leicht das Geheimniß seines Auftrags, wenn nicht verrathen, doch irgend etwas darüber vermuthen lassen konnte. Indeß faßte er sich und erwiderte:

„Ich habe nur dem Grafen Thurn meine persönlichen Dienste angeboten; in welcher Art ich später in das böhmische Heer eintreten werde, weiß ich noch nicht."

„Es geht bunt her bei Euch! Ihr habt da ein schwer Stück Arbeit angefangen!" meinte der Oberst Holm. „Denkt Ihr es wohl zu Ende zu bringen?"

Xaver's peinliche Lage wuchs mit jedem Augenblick. Jedes Wort, was er erwidern konnte, mußte der Art sein, daß es seinen Auftrag an Mansfeld mehr oder weniger verrieth; oder er hätte aufs Gerathewohl Unwahrheiten sagen müssen, die, wenn der General erschien, diesen selbst durch unwillkürlich widersprechende Aeußerungen seinerseits bloßstellen konnten. Zum Glück öffnete sich, bevor er antworten konnte, abermals die Thür, und zwei Offiziere traten ein, die den Obersten von Holm als Bekannte begrüßten. Xaver zog sich einestheils aus Ehrerbietung, anderntheils in der Absicht, dem Gespräch möglichst fern zu bleiben, um sich nicht bloßzugeben, in den Hintergrund des Saals zurück. Da trat Mansfeld ein. „Guten Abend, Freunde", rief er ihnen entgegen, „guten Abend Hauptmann Nechodom!"

Xaver verwunderte sich, daß der General seinen fremdartigen Namen, den er ihm doch nur einmal genannt, so fest behalten hatte. Es flößte ihm dieser Umstand eine Art Ehrfurcht vor der klaren Geisteskraft, dem sichern Gedächtniß des Feldherrn ein.

„Der Hauptmann Nechodom aus Böhmen", fuhr Mansfeld unbefangen fort, indem er Xaver den Uebrigen vorstellte. „Mein alter Freund und Kamerad Thurn hat mir Grüße und gute Nachrichten durch ihn gesandt. Unsere evangelische Sache wird da drüben tapfer verfochten. Ich wollte, wir könnten den wackern Böhmen beistehen, statt hier auf der Bärenhaut zu liegen!"

Auf diese Worte hatten sich die Blicke der Offiziere mit einer [illegible] Achtung auf Xaver gerichtet. Mansfeld stellte sie durch Nennung ihrer Namen vor: „Oberst von [illegible], Major Renaud und Major Gualtieri. Nun fehlen uns denn noch“, fuhr er sich umschauend fort, indem er die Zahl der Anwesenden mit der der Gedecke auf dem Tische verglich, „noch fünf. Es wären sechs, aber Diefenbach hat sich entschuldigen lassen; es ist ihm gestern wieder das Zipperlein in die Beine gefahren, da wird er auf eine Zeit lang fromm und schwört den Tokayer ab. Unser alter Wehrwolf und Geisterriecher Oberstwachtmeister Carpezo, und Oberst Schlemmersdorf kommen zuverlässig; und der gelahrte Herr Hauptmann Hayd, der Oberrechenmeister!“ sagte er scherzend. „Ah, da sind ja [illegible]! Guten Abend, Ihr Herren! Oberst van der Meer und Oberstlieutenant Sickingen!“ stellte er Beide vor. „Nun fehlen noch Drei.“

Xaver war überrascht, Namen von allen Nationen zu hören, Franzosen, Italiener, Niederländer, Deutsche. Er sah daraus, wie bunt das Heer zusammengesetzt sein mußte, welches Mansfeld befehligte und aus eigener Werbung geworben hatte. Es setzte ihn in Verlegenheit, daß ihm der General den Titel Hauptmann gab, dessen er sich nicht anzumaßen wagte; inzwischen überlegte er, daß Mansfeld seinen Grund hatte, ihn unter dieser schicklichen Form bei den anderen Offizieren einzuführen. Auch dachte er: Je nun! Du willst dich ja als Mansfeld'scher Hauptmann anwerben lassen! So kannst du dir auch von ihm den Titel geben lassen; er hat ein Recht, ihn dir zu geben.

„Ah! Da sind die Letzten!“ sprach Mansfeld, als die Thür sich wieder öffnete. Drei Offiziere kamen gleichzeitig [illegible]te jeden einzeln. „Guten Abend,

Alter", sagte er zu dem ersten, einem Graubart, der den Siebzigen nahe schien, und drückte ihm herzlich die Hand; „der Herr Oberstwachtmeister Carpezo, Hauptmann Nechodom aus Böhmen", stellte er Beide einander vor; „Herr Oberst Schlemmersdorf und Herr Hauptmann Hayd, unser Pythagoras", setzte er, indem er Beide begrüßte und Letztern auf die Achsel klopfte, scherzend hinzu. „Nun, domine doctissime, wie steht's am Himmel aus?" redete er Hayd scherzend an, „regiert Jupiter oder Saturn?"

„Ich wollte, Mars regierte", entgegnete Hauptmann Hayd.

„Und, Venus!" lachte Mansfeld. „Sie können sich Beide das Reich theilen!"

„Per Baccho", brummte Carpezo, „was hätt' ich von der Venus."

„Nun, per Baccho!" wiederholte Mansfeld den Ausruf des Alten, „Bacchus kann der Dritte im Triumvirat sein! Die Drei mögen sich die Welt theilen; unter denen fechten wir lieber als unter Cäsar, Pompejus und Crassus. Von der Venus hast du freilich nicht mehr große Gunst zu erwarten, Alter! Aber wie steht's mit den Geistern aus! Spürst du keine hier in der Nähe?"

„No!" antwortete Carpezo kurz.

„Aber Durst spürst du?"

„Si", nickte er.

„Der Noth läßt sich abhelfen. Pietro laß anrichten", befahl er.

„Setzen wir uns, Kameraden", lud er ein, „ich wünsche, daß ihr so guten Appetit habt wie ich, so wird euch meine Mahlzeit schmecken! Ihr, junger Kriegsheld", wandte er sich zu Xaver, „kommt hier an meine linke Seite; als Fremder müßt Ihr doch einen Nachbar haben, mit dem Ihr schon bekannt geworden seid. Hayd! setzt Euch neben

den Hauptmann. Schlemmersdorf, kommt zu mir und deckt meine rechte Flanke. Ihr braucht mir aber keine Redoute von Flaschen zur Deckung zu bauen, alter Fortificator!"

Die Uebrigen setzten sich nach Willkür.

Unter den vielen Speisen, welche auf die Tafel gesetzt wurden, nahm ein mächtiger Hirschrücken den Hauptplatz in der Mitte ein.

„Da seht Ihr", scherzte Mansfeld, „mit welchen Gegnern wir hier zu kämpfen haben. Andere Feinde tödten wir mit unserm Pulver und Blei nicht. Diesen habe ich selbst die Ehre gehabt, vorgestern das Zeitliche segnen zu lassen."

„Ein capitales Thier! Gewiß ein Sechzehnender", entgegnete Holm; „ich wüßte nicht, was eine Kugel eben Besseres treffen könnte!"

„Es war doch nur ein Vierzehnender, Holm!" versetzte Mansfeld. „Er soll uns darum nicht minder schmecken." Er winkte, und der Diener hob die große silberne Schüssel wieder ab, um den Braten auf den Schenktisch zu setzen, wo der Vorschneider ihn alsbald zerlegte.

„Trinkt Ihr Rheinwein oder Burgunder, Hauptmann Nechodom?" fragte Mansfeld.

Xaver erwiderte leicht erröthend: „Wie der Herr General befehlen!"

„Sacht an!" lachte dieser, „das ist keine Dienstsache, da hören die Befehle auf!"

„Ich rathe Euch zum Burgunder", meinte Holm, der neben Hayd saß, „die Franzosen sind mehr Eure Freunde als die Rheinländer. Die geistlichen Herren, die dort die besten Weinberge inne haben, sind Euch nicht so grün!"

Mit diesen Worten nahm er die Flasche, zu der eben

einer der Diener greifen wollte, selbst in die Hand und füllte den vor Xaver stehenden Becher damit.

„Ihr geht zu weit in der Feindschaft, Holm", sagte Mansfeld heiter. „Wenn ich auch die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln nicht zu meinen Freunden zähle, bis auf die Weine, die in ihren Landen wachsen, dehne ich meinen Haß nicht aus. Schenk mir Rüdesheimer ein, Pietro! Besonders zum Salmen schmeckt der Rheinwein besser als das Franzosenblut."

Es wurde eben zum Beginn der Mahlzeit ein großer Salmen umhergereicht. Pietro, ein Italiener, den der General schon in frühern Jahren zu Mailand in seine Dienste genommen hatte, füllte ihm den großen Humpen mit Rheinwein.

Xaver, der sich alle die Kriegsmänner aufmerksam betrachtete, sah besonders den alten Oberstwachtmeister Carpezo mit einem Gefühl ehrfurchtsvoller Theilnahme an.

„Könnt Ihr mir sagen", wandte er sich leise zu dem neben ihm sitzenden freundlichen Hayd, der der Jüngste unter den Anwesenden, ihm der nächste im Alter und im Range war, „was das für eine Bewandtniß mit dem Geistersehen bei dem alten Kriegsmann hat?"

„Hm", erwiderte Hayd lächelnd, „der General neckt ihn öfters damit. Der Alte glaubt an Ahnungen! Er ist ein Blutseher, wie die Italiener sagen. Das heißt, er glaubt zu spüren, wo Ermordete begraben sind oder wo ein Mord geschehen ist, ja, noch geschehen soll! Ueberhaupt verkehrt er etwas mit der Geisterwelt und steht in dem Rufe, um Mitternacht ungern bei einem Kirchhofe vorüberzureiten. Er ist aber darum doch ein Soldat wie von Eisen, und fürchtet er die Todten, die Lebenden fürchtet er gewiß nicht, aber desto mehr sie ihn, wenn er angreift!"

Mansfeld sah, daß Hayd leise zu Xaver sprach.

„Was zischelt Ihr denn da mit dem jungen Böhmen, Hayd? Ihr erkundigt Euch gewiß nach Eurem Sterngucker in Prag, wie heißt doch der famose Herr Astrologus?"

„Ihr meint Johannes Kepler, General?"

„Richtig! Hans Kepler! Habt Ihr etwa wieder Briefe gehabt von dem gelehrten Magier?"

„Wir sprechen von ganz andern, gleichgültigen Dingen, General", entgegnete Hayd. „Doch habe ich einen Brief von dem großen Astronomen gehabt!" Hayd betonte das Wort.

„Hat er Euch gemeldet, wann die nächste Mondfinsterniß ist?" sagte Mansfeld lachend.

„Er hat mir nur von der sehr verfinsterten Sonne seines Lebens geschrieben! Es geht ihm traurig!"

„Das will ich glauben!" antwortete Mansfeld. „In Prag mag es jetzt Manchem traurig ergehen. Aber wir wollen hoffen, daß es bald besser gehe", nickte er Nechodom zu, und begrüßte ihn mit dem Glase.

Inzwischen waren auch die andern Herren ins Gespräch gekommen. Die Unterhaltung ging zwanglos und munter fort. Im Verhältniß wie der Wein reichlicher floß, floß auch die Rede. Die Herren erzählten von ihren Kriegsthaten, ihren Abenteuern, Liebeshändeln. Es wurde manches dreiste Wort gesprochen, mancher kecke Scherz zu Tage gefördert, wobei dem einfachen, in tiefer Stille und Heiligkeit der Sitte aufgezogenen Xaver das Blut ins Gesicht stieg. Doch den Gesprächen über die niederländischen Feldzüge Mansfeld's, den Schilderungen von Schlachten, nächtlichen Ueberfällen, Belagerungen, Kriegsnoth und Anstrengungen hörte er mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Auch die böhmischen Verhältnisse wurden besprochen.

„Habt ihr denn vernommen, ihr Herren“, erwähnte der Oberst van der Meer, „daß der Graf Boucquoi zum kaiserlichen Generalissimus ernannt ist?“

„Nicht möglich“, fiel Holm ein.

„Ich sage Euch, es ist gewiß!“ versicherte van der Meer. Diesen Morgen erzählte es der sächsische Hauptmann, der als Kurier hier durchging. Wißt Ihr nichts davon, Herr Hauptmann ... vergebt, wie war doch Euer Name? Der Teufel behalte die böhmischen Namen!“

„Nechodom“, entgegnete Xaver lächelnd. „Ja, es ging das Gerücht in Prag, daß dem so sei“, setzte er hinzu.

„Es ist mehr als ein Gerücht, sage ich Euch, es ist so gewiß, als ich hier sitze“, erwiderte van der Meer; „Ihr werdet Euch nicht darüber zu freuen haben!“

„Warum nicht? Der tüchtigste Gegner ist mir der liebste“, rief Mansfeld rasch. „Ich denke so“, setzte er einlenkend hinzu, „und so setze ich voraus, daß die Böhmen ebenso denken!“

„Gewiß“, bekräftigte Xaver. — „Man schlägt sich nie schlechter, als wenn man einen Lump von General und Lumpe von Soldaten gegenüber hat“, fuhr Mansfeld fort, sichtlich um sein übereiltes Wort etwas zu vertünchen. „Mir ist dabei zu Muthe, als hätte ich Ungeziefer im Pelz! Man hat nur verdrießlichen Ekel. Von einem ordentlichen Feldherrn kann man sogar geschlagen werden und doch noch Ruhm dabei gewinnen. Die Soldaten selbst wissen das! Sie sind drei mal brauchbarer, wenn sie den feindlichen General zu respectiren haben! Was meint ihr dazu, ihr Herren! Altes Haus Carpezo, Schlemmersdorf!“

„Ich habe es immer so gefunden! Sempre! Ihr habt Recht!“ sagte der Graubart Carpezo, der die deutschen Worte mit italienischem Accent sprach.

Schlemmersdorf nickte beifällig.

„Ja, ja, Ihr habt wol Recht, General", gab van der Meer zu. „Und Boucquoi hat seine Schule gemacht! Nach der Affaire von — — wie hieß es doch — der Teufel behalte die welschen Namen ..."

Eine eintretende Ordonnanz unterbrach den Obersten, sodaß er Zeit gewann, sich auf den Namen, wobei ihm Niemand einhelfen konnte, zu besinnen.

„Noch etwas zu unterschreiben?" rief Mansfeld dem Kürassierwachtmeister entgegen, der mit einem Packet Papieren auf die Tafel zuschritt. „Nur her damit! Es wird sich wol hier abmachen lassen. Vergebt, ihr Herren! Trinkt und plaudert ruhig weiter! Das Gespräch stört mich nicht im Arbeiten!"

Er legte die Papiere zu seiner Linken hin, sodaß er Xaver's Teller sogar ein wenig zurückschob, und nahm sie dann einzeln zur Rechten seines Tellers, um sie, nachdem er sie durchgesehen, zu unterschreiben. Es waren Briefe, Berichte, Rechnungen mancherlei Art. Der Wachtmeister hatte dem General eine Feder gereicht und hielt ihm das Tintenfaß. Unwillkürlich sprachen dennoch die Andern weniger und leiser, tranken aber desto tapferer und die Diener schenkten fleißig ein.

„Habt Ihr Euch auch schon hier in Bamberg ein wenig umgethan, Herr Hauptmann?" fragte Hayd zu Xaver gewandt, um die halbe Gesprächspause ein wenig zu füllen.

„Fast noch gar nicht", erwiderte dieser; „ich kam Nachmittags an und ritt sogleich wieder hinaus dem Herrn General entgegen."

„So solltet Ihr's morgen thun!" antwortete Hayd freundlich. „Die Stadt hat viel Merkwürdiges."

„Sie ist stattlich, alterthümlich gebaut, besonders prachtvoll ist der Dom!“

„Und auch im Innern sehr sehenswerth. Ein herrliches Schiff und wunderbare Unterwölbungen, Krypten heißt man sie, Grüfte, Gruftgewölbe. Zwei Kaiser, Heinrich II. und Konrad III., sind hier bestattet, ein Papst, Clemens V., und gegen funfzig Fürstbischöfe! Auch den Michaelsberg mit seiner alten Kirche, vom Bischof Otto, dem Apostel Pommerns, erbaut, müßt Ihr Euch anschauen!“

„Wenn ich nicht gar eilig wieder aufbrechen müßte!“ antwortete Xaver.

„Zwei Stunden mögt Ihr wol an Bamberg wenden“, erwiderte Haydn. „Und vom Michaelsberg überschaut Ihr auch die ganze herrliche Stadt und die Landschaft ringsum.“

Mansfeld machte eine Bewegung, als ob ihn das Gespräch doch störe. Hayd schwieg.

Xaver warf halb zufällig einen Blick auf die Actenstücke, die vor dem General lagen. Ein Blatt mit der in großen Fracturbuchstaben versehenen Ueberschrift: „Dienstrapport“, das Mansfeld gleichgültig zur Seite geschoben hatte, enthielt eine fortlaufende Reihe von kurzen Sätzen mit Nummern versehen. Es waren lauter Dienstvergehen, die gemeldet wurden. Xaver las z. B.: „Der Grenadierunteroffizier Albrecht Hafner hat Streit mit dem Wachtmeister Hohnan gehabt. Sie haben aufeinander gezogen. Beide sofort zum Arrest gebracht.“ — „Dragoner Nieffenstahl ist abermals über Nacht nicht im Quartier gewesen. Zum Arrest gebracht.“ — „Kürassier Langenfeld hat sein Pferd mit der Säbelscheide grausam geschlagen, daß es lahm geht. Vom Profos abgeführt.“

So folgten noch mehrere ähnliche nicht unerhebliche Vergehen. Mansfeld nahm jetzt dies Blatt in die Hand; es

Auf diese Worte hatten sich die Blicke der Offiziere mit einer unverkennbaren Achtung auf Xaver gerichtet. Mansfeld stellte sie durch Nennung ihrer Namen vor: „Oberst von Holm, Major Renaud und Major Gualtieri. Wer fehlt uns denn noch“, fuhr er sich umschauend fort, indem er die Zahl der Anwesenden mit der der Gedecke auf dem Tische verglich, „noch fünf. Es wären sechs, aber Tiefenbach hat sich entschuldigen lassen; es ist ihm gestern wieder das Zipperlein in die Beine gefahren, da wird er auf eine Zeit lang fromm und schwört den Tokayer ab. Unser alter Wehrwolf und Geisterriecher Oberstwachtmeister Carpezo, und Oberst Schlemmersdorf kommen zuverlässig; auch der gelahrte Herr Hauptmann Hayd, der Oberrechenmeister!“ sagte er scherzend. „Ah, da sind ja ein paar! Guten Abend, Ihr Herren! Oberst van der Meer und Oberstlieutenant Sickingen!“ stellte er Beide vor. „Nun fehlen noch Drei.“

Xaver war überrascht, Namen von allen Nationen zu hören, Franzosen, Italiener, Niederländer, Deutsche. Er sah daraus, wie bunt das Heer zusammengesetzt sein mußte, welches Mansfeld befehligte und aus eigener Werbung gestellt hatte. Es setzte ihn in Verlegenheit, daß ihm der General den Titel Hauptmann gab, dessen er sich nicht anmaßen mochte; inzwischen überlegte er, daß Mansfeld guten Grund hatte, ihn unter dieser schicklichen Form bei den andern Offizieren einzuführen. Auch dachte er: Je nun? Er will dich ja als Mansfeld'scher Hauptmann anerkennen! So kannst du dir auch von ihm den Titel gefallen lassen; er hat ein Recht, ihn dir zu geben.

„Aha! Da sind die Letzten!“ sprach Mansfeld, als die Thür sich wieder öffnete. Drei Offiziere kamen gleichzeitig. Mansfeld begrüßte jeden einzeln. „Guten Abend,

Alter", sagte er zu dem ersten, einem Graubart, der den Siebzigen nahe schien, und drückte ihm herzlich die Hand; „der Herr Oberstwachtmeister Carpezo, Hauptmann Nechodom aus Böhmen", stellte er Beide einander vor; „Herr Oberst Schlemmersdorf und Herr Hauptmann Hayd, unser Pythagoras", setzte er, indem er Beide begrüßte und letztern auf die Achsel klopfte, scherzend hinzu. „Nun, domine doctissime, wie sieht's am Himmel aus?" redete er Hayd scherzend an, „regiert Jupiter oder Saturn?"

„Ich wollte, Mars regierte", entgegnete Hauptmann Hayd.

„Und, Venus!" lachte Mansfeld. „Sie können sich Beide das Reich theilen!"

„Per Baccho", brummte Carpezo, „was hätt' ich von der Venus."

„Nun, per Baccho!" wiederholte Mansfeld den Ausruf des Alten, „Bacchus kann der Dritte im Triumvirat sein! Die Drei mögen sich die Welt theilen; unter denen fechten wir lieber als unter Cäsar, Pompejus und Crassus. Von der Venus hast du freilich nicht mehr große Gunst zu erwarten, Alter! Aber wie sieht's mit den Geistern aus! Spürst du keine hier in der Nähe?"

„No!" antwortete Carpezo kurz.

„Aber Durst spürst du?"

„Si", nickte er.

„Der Noth läßt sich abhelfen. Pietro laß anrichten", befahl er.

„Setzen wir uns, Kameraden", lud er ein, „ich wünsche, daß ihr so guten Appetit habt wie ich, so wird euch meine Mahlzeit schmecken! Ihr, junger Kriegsheld", wandte er sich zu Xaver, „kommt hier an meine linke Seite; als Fremder müßt Ihr doch einen Nachbar haben, mit dem Ihr schon bekannt geworden seid. Hayd! setzt Euch neben

den Hauptmann. Schlemmersdorf, kommt zu mir und deckt meine rechte Flanke. Ihr braucht mir aber keine Redoute von Flaschen zur Deckung zu bauen, alter Fortificator!"

Die Uebrigen setzten sich nach Willkür.

Unter den vielen Speisen, welche auf die Tafel gesetzt wurden, nahm ein mächtiger Hirschrücken den Hauptplatz in der Mitte ein.

„Da seht Ihr", scherzte Mansfeld, „mit welchen Gegnern wir hier zu kämpfen haben. Andere Feinde tödten wir mit unserm Pulver und Blei nicht. Diesen habe ich selbst die Ehre gehabt, vorgestern das Zeitliche segnen zu lassen."

„Ein capitales Thier! Gewiß ein Sechzehnender", entgegnete Holm; „ich wüßte nicht, was eine Kugel eben Besseres treffen könnte!"

„Es war doch nur ein Vierzehnender, Holm!" versetzte Mansfeld. „Er soll uns darum nicht minder schmecken." Er winkte, und der Diener hob die große silberne Schüssel wieder ab, um den Braten auf den Schenktisch zu setzen, wo der Vorschneider ihn alsbald zerlegte.

„Trinkt Ihr Rheinwein oder Burgunder, Hauptmann Nechodom?" fragte Mansfeld.

Xaver erwiderte leicht erröthend: „Wie der Herr General befehlen!"

„Sacht an!" lachte dieser, „das ist keine Dienstsache, da hören die Befehle auf!"

„Ich rathe Euch zum Burgunder", meinte Holm, der neben Hayd saß, „die Franzosen sind mehr Eure Freunde als die Rheinländer. Die geistlichen Herren, die dort die besten Weinberge inne haben, sind Euch nicht so grün!"

Mit diesen Worten nahm er die Flasche, zu der eben

einer der Diener greifen wollte, selbst in die Hand und füllte den vor Xaver stehenden Becher damit.

„Ihr geht zu weit in der Feindschaft, Holm“, sagte Mansfeld heiter. „Wenn ich auch die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln nicht zu meinen Freunden zähle, bis auf die Weine, die in ihren Landen wachsen, dehne ich meinen Haß nicht aus. Schenk mir Rüdesheimer ein, Pietro! Besonders zum Salmen schmeckt der Rheinwein besser als das Franzosenblut.“

Es wurde eben zum Beginn der Mahlzeit ein großer Salmen umhergereicht. Pietro, ein Italiener, den der General schon in frühern Jahren zu Mailand in seine Dienste genommen hatte, füllte ihm den großen Humpen mit Rheinwein.

Xaver, der sich alle die Kriegsmänner aufmerksam betrachtete, sah besonders den alten Oberstwachtmeister Carpezo mit einem Gefühl ehrfurchtsvoller Theilnahme an.

„Könnt Ihr mir sagen“, wandte er sich leise zu dem neben ihm sitzenden freundlichen Hayd, der der Jüngste unter den Anwesenden, ihm der nächste im Alter und im Range war, „was das für eine Bewandtniß mit dem Geistersehen bei dem alten Kriegsmann hat?“

„Hm“, erwiderte Hayd lächelnd, „der General neckt ihn öfters damit. Der Alte glaubt an Ahnungen! Er ist ein Blutseher, wie die Italiener sagen. Das heißt, er glaubt zu spüren, wo Ermordete begraben sind oder wo ein Mord geschehen ist, ja, noch geschehen soll! Ueberhaupt verkehrt er etwas mit der Geisterwelt und steht in dem Rufe, um Mitternacht ungern bei einem Kirchhofe vorüberzureiten. Er ist aber darum doch ein Soldat wie von Eisen, und fürchtet er die Todten, die Lebenden fürchtet er gewiß nicht, aber desto mehr sie ihn, wenn er angreift!“

Mansfeld sah, daß Hayd leise zu Xaver sprach.

„Was zischelt Ihr denn da mit dem jungen Böhmen, Hayd? Ihr erkundigt Euch gewiß nach Eurem Sterngucker in Prag, wie heißt doch der famose Herr Astrologus?“

„Ihr meint Johannes Kepler, General?“

„Richtig! Hans Kepler! Habt Ihr etwa wieder Briefe gehabt von dem gelehrten Magier?“

„Wir sprechen von ganz andern, gleichgültigen Dingen, General“, entgegnete Hayd. „Doch habe ich einen Brief von dem großen Astronomen gehabt!“ Hayd betonte das Wort.

„Hat er Euch gemeldet, wann die nächste Mondfinsterniß ist?“ sagte Mansfeld lachend.

„Er hat mir nur von der sehr verfinsterten Sonne seines Lebens geschrieben! Es geht ihm traurig!“

„Das will ich glauben!“ antwortete Mansfeld. „In Prag mag es jetzt Manchem traurig ergehen. Aber wir wollen hoffen, daß es bald besser gehe“, nickte er Nechodom zu, und begrüßte ihn mit dem Glase.

Inzwischen waren auch die andern Herren ins Gespräch gekommen. Die Unterhaltung ging zwanglos und munter fort. Im Verhältniß wie der Wein reichlicher floß, floß auch die Rede. Die Herren erzählten von ihren Kriegsthaten, ihren Abenteuern, Liebeshändeln. Es wurde manches dreiste Wort gesprochen, mancher kecke Scherz zu Tage gefördert, wobei dem einfachen, in tiefer Stille und Heiligkeit der Sitte aufgezogenen Xaver das Blut ins Gesicht stieg. Doch den Gesprächen über die niederländischen Feldzüge Mansfeld's, den Schilderungen von Schlachten, nächtlichen Ueberfällen, Belagerungen, Kriegsnoth und Anstrengungen hörte er mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Auch die böhmischen Verhältnisse wurden besprochen.

„Habt ihr denn vernommen, ihr Herren“, erwähnte der Oberst van der Meer, „daß der Graf Boucquoi zum kaiserlichen Generalissimus ernannt ist?“

„Nicht möglich“, fiel Holm ein.

„Ich sage Euch, es ist gewiß!“ versicherte van der Meer. Diesen Morgen erzählte es der sächsische Hauptmann, der als Kurier hier durchging. Wißt Ihr nichts davon, Herr Hauptmann ... vergebt, wie war doch Euer Name? Der Teufel behalte die böhmischen Namen!“

„Nechodom“, entgegnete Xaver lächelnd. „Ja, es ging das Gerücht in Prag, daß dem so sei“, setzte er hinzu.

„Es ist mehr als ein Gerücht, sage ich Euch, es ist so gewiß, als ich hier sitze“, erwiderte van der Meer; „Ihr werdet Euch nicht darüber zu freuen haben!“

„Warum nicht? Der tüchtigste Gegner ist mir der liebste“, rief Mansfeld rasch. „Ich denke so“, setzte er einlenkend hinzu, „und so setze ich voraus, daß die Böhmen ebenso denken!“

„Gewiß“, bekräftigte Xaver. — „Man schlägt sich nie schlechter, als wenn man einen Lump von General und Lumpe von Soldaten gegenüber hat“, fuhr Mansfeld fort, sichtlich um sein übereiltes Wort etwas zu vertünchen. „Mir ist dabei zu Muthe, als hätte ich Ungeziefer im Pelz! Man hat nur verdrießlichen Ekel. Von einem ordentlichen Feldherrn kann man sogar geschlagen werden und doch noch Ruhm dabei gewinnen. Die Soldaten selbst wissen das! Sie sind drei mal brauchbarer, wenn sie den feindlichen General zu respectiren haben! Was meint ihr dazu, ihr Herren! Altes Haus Carpezo, Schlemmersdorf!“

„Ich habe es immer so gefunden! Sempre! Ihr habt Recht!“ sagte der Graubart Carpezo, der die deutschen Worte mit italienischem Accent sprach.

Schlemmersdorf nickte beifällig.

„Ja, ja, Ihr habt wol Recht, General", gab van der Meer zu. „Und Boucquoi hat seine Schule gemacht! Nach der Affaire von — — wie hieß es doch — der Teufel behalte die welschen Namen ..."

Eine eintretende Ordonnanz unterbrach den Obersten, sodaß er Zeit gewann, sich auf den Namen, wobei ihm Niemand einhelfen konnte, zu besinnen.

„Noch etwas zu unterschreiben?" rief Mansfeld dem Kürassierwachtmeister entgegen, der mit einem Packet Papieren auf die Tafel zuschritt. „Nur her damit! Es wird sich wol hier abmachen lassen. Vergebt, ihr Herren! Trinkt und plaudert ruhig weiter! Das Gespräch stört mich nicht im Arbeiten!"

Er legte die Papiere zu seiner Linken hin, sodaß er Xaver's Teller sogar ein wenig zurückschob, und nahm sie dann einzeln zur Rechten seines Tellers, um sie, nachdem er sie durchgesehen, zu unterschreiben. Es waren Briefe, Berichte, Rechnungen mancherlei Art. Der Wachtmeister hatte dem General eine Feder gereicht und hielt ihm das Tintenfaß. Unwillkürlich sprachen dennoch die Andern weniger und leiser, tranken aber desto tapferer und die Diener schenkten fleißig ein.

„Habt Ihr Euch auch schon hier in Bamberg ein wenig umgethan, Herr Hauptmann?" fragte Hayd zu Xaver gewandt, um die halbe Gesprächspause ein wenig zu füllen.

„Fast noch gar nicht", erwiderte dieser; „ich kam Nachmittags an und ritt sogleich wieder hinaus dem Herrn General entgegen."

„So solltet Ihr's morgen thun!" antwortete Hayd freundlich. „Die Stadt hat viel Merkwürdiges."

„Sie ist stattlich, alterthümlich gebaut, besonders prachtvoll ist der Dom!“

„Und auch im Innern sehr sehenswerth. Ein herrliches Schiff und wunderbare Unterwölbungen, Krypten heißt man sie, Grüfte, Gruftgewölbe. Zwei Kaiser, Heinrich II. und Konrad III., sind hier bestattet, ein Papst, Clemens V., und gegen funfzig Fürstbischöfe! Auch den Michaelsberg mit seiner alten Kirche, vom Bischof Otto, dem Apostel Pommerns, erbaut, müßt Ihr Euch anschauen!“

„Wenn ich nicht gar eilig wieder aufbrechen müßte!“ antwortete Xaver.

„Zwei Stunden mögt Ihr wol an Bamberg wenden“, erwiderte Haydn. „Und vom Michaelsberg überschaut Ihr auch die ganze herrliche Stadt und die Landschaft ringsum.“

Mansfeld machte eine Bewegung, als ob ihn das Gespräch doch störe. Haydn schwieg.

Xaver warf halb zufällig einen Blick auf die Actenstücke, die vor dem General lagen. Ein Blatt mit der in großen Fracturbuchstaben versehenen Ueberschrift: „Dienstrapport“, das Mansfeld gleichgültig zur Seite geschoben hatte, enthielt eine fortlaufende Reihe von kurzen Sätzen mit Nummern versehen. Es waren lauter Dienstvergehen, die gemeldet wurden. Xaver las z. B.: „Der Grenadierunteroffizier Albrecht Hafner hat Streit mit dem Wachtmeister Hohman gehabt. Sie haben aufeinander gezogen. Beide sofort zum Arrest gebracht.“ — „Dragoner Riessenstahl ist abermals über Nacht nicht im Quartier gewesen. Zum Arrest gebracht.“ — „Kürassier Langenfeld hat sein Pferd mit der Säbelscheide grausam geschlagen, daß es lahm geht. Vom Profos abgeführt.“

So folgten noch mehrere ähnliche nicht unerhebliche Vergehen. Mansfeld nahm jetzt dies Blatt in die Hand; es

war das letzte der Papiere. Als er es zu lesen begann, furchte er die Stirn; die Runzeln wurden immer tiefer, je weiter er las. „Keine Ordnung, kein Gehorsam mehr“, murmelte er vor sich hin. Anfangs schrieb er zu den einzelnen Sätzen etliche Worte, von denen Xaver, den eine eigenthümliche innere Unruhe und Spannung drängte, die Entscheidungen des Feldherrn zu erfahren, nur Einzelnes lesen konnte. Als: Krummschließen — Auspeitschen — u. s. w. Doch plötzlich flammte eine Zornröthe über die Stirn des Generals! Er warf nochmals einen Blick auf die ganze Summe der Vergehen, überlief sie flüchtig bis unten und murmelte: „Das Vagabundengesindel muß anders regiert werden; man muß einmal wieder aufräumen, sonst geht alle Disciplin zum Teufel!“

Seine Züge hatten schon wieder den Ausdruck der vollsten Kaltblütigkeit angenommen. Er machte einen langen Strich fast die ganze Seite herunter und schrieb dann mit ruhiger Hand in so großer Schrift, daß Xaver sich nicht täuschen konnte, daneben die Worte: „Alle neun aufhängen“, und dann seinen Namenszug darunter.

Xaver erblaßte. Es rieselte ihm kalt durch Mark und Bein. Der General, ohne eine Miene zu verziehen, nahm das Packet Papiere, reichte es der Ordonnanz zurück, sagte nur die Worte: „Sofort zu vollziehen“, und wandte sich dann wieder zu seiner Gesellschaft. „Nun, ihr Herren! Jetzt bin ich wieder der Eurige! Da kommt ja eben auch mein Hirsch, kunstgerecht tranchirt! Er soll uns, denke ich, trefflich schmecken. Aber dazu müssen wir ein Glas Ungar trinken. Tokayer, Pietro!“

Und die Mahlzeit wurde fröhlich fortgesetzt.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Die Ansichten in Prag über Das, was die Böhmen dem Kaiser gegenüber thun sollten, waren sehr gespalten. Viele hielten es für gerathen, ihren Frieden mit ihm zu machen und die Bestätigung des Majestätsbriefes und das in dem Manifest feierlich erneuerte Versprechen der Abstellung anderer Unbilden, über welche die allgemeine Beschwerde laut geworden war, auf Treu und Glauben anzunehmen. Viele eiferten auch dagegen. Man stehe dann nicht anders wie vor dem Beginn des Zwiespalts. Es werde sich bald genug zeigen, daß ein Versprechen nur ein Wort, keine That sei. Dies waren die hin und wieder schwebenden Meinungen im Volke, und in gleicher Weise theilten sich die Ansichten unter den Führern.

Thurn und Dworschetzki von Olbramowitz waren die Eifrigsten für den Krieg. Sie suchten die ernannten Directoren einzeln in ihren Wohnungen auf und sprachen mit feuriger Zunge für ihre Meinung. Aehnlich hielten sie es mit vielen andern Männern von Bedeutung. Alle Mittel, die ihnen zu Gebote standen, setzten sie in Bewegung, um ihrer Meinung den Sieg zu verschaffen.

Wenige Tage, nachdem Thurn und Olbramowitz aus dem Lager von Budweis in Prag eingetroffen waren, sollte eine Versammlung der Directoren und Stände gehalten werden, um zu beschließen, was man auf des Kaisers letzte Eröffnungen, wodurch Frieden geboten wurde, wenn die Böhmen die Waffen niederlegen wollten, erwidern müsse. Es kam Thurn Alles darauf an,

diesen Beschluß so zu wenden, daß er für den Krieg, wenigstens für die fortdauernde bewaffnete Haltung der Böhmen ausfiele. Er lud daher am Tage zuvor Alle, auf die er zählen konnte, sowie alle Die, von welchen er noch irgend hoffte, sie für seine Meinung zu gewinnen, zu einer Zusammenkunft in seinem Hause ein. In demselben Saale, wo er und seine Freunde die Berathungen gepflogen hatten am Abend vor dem 23. Mai, welcher die Brandfackel in das Land warf, kamen sie auch diesmal wieder zusammen. Doch viel zahlreicher. Außer einer großen Zahl der Directoren waren noch viele Mitglieder aller drei Stände zugegen, um an dieser wichtigen Berathung theilzunehmen. Unter den Anwesenden sah man die angesehensten Männer Böhmens; viele auch von Mähren, Schlesien und der Oberlausitz. Joachim Graf Andreas von Schlick, Diepold von Loblowitz, der Generalwachtmeister von Bubna, Colon von Fels, Berka von der Daub, Wilhelm von Ruppa, Wenzel von Budowa, Bertold Bohemund von der Leipa aus Mähren, Hans Litwin von Reziczan, die Freiherren Christoph Vitzthum und Friedrich von Bila, Bohuslaus von Michalowitz, den Grafen Ulrich Schafgotsch, der aus Schlesien herübergekommen war, Heinrich Otto von Loß, den Unterburggrafen von Karlsstein, Hans Westrowitz von Kralowitz, Wenzel Stampach von Stampach; die gelehrten Mitglieder des utraquistischen Consistoriums: Georgius Dicastus Mirzcovinus und Johannes Cyrillus von Trebitsch; ferner den gelehrten Doctor Ambrosius Habermer aus der Oberlausitz, wo sich auch schon fast das ganze Volk für die böhmische Sache erklärt hatte; dann von den prager Bürgern zuvörderst Martin Frühwein, den Schriftführer der Directoren, ferner den Doctor Daniel Basilius, Wenzel Magerle, Johann Steffeck, Valentin Kochan, Melchior Haldius, Peter

Macer, viele davon mit zu Directoren erwählt. Die Hauptwortführer für Thurn's Meinung waren nächst Procopius Dworschetzki von Olbramowitz, Wenzel von Budowa. Auch der greise Caplicz von Sulewicz fehlte nicht, um durch sein persönliches Ansehen das der Versammlung zu erhöhen. Graf Christoph Harrant, von Thurn benachrichtigt, hatte diesen ausdrücklich zu seinem Stellvertreter in der Versammlung ernannt. Es erschienen noch Wenzel Pietipeski, Doctor Mathäus Borbonius vom Carolinum, Lucas Carabon, Wolfgang Hoßlauer, Michael Daubrecht, Paul Petschka und viele Andere. Die Versammlung war über sechzig stark, und doch lange nicht Alle zugegen, die hervorragend durch Gesinnung und geachtete Stellung, von Herren, Rittern und Bürgern, der gemeinsamen Sache eifrig anhingen. Allerdings nicht Alle übereinstimmend in der Meinung wie sie am besten zu fördern sei.

Thurn und Olbramowitz empfingen die Eintretenden und begrüßten sie Alle mit herzlichem Handschlag und Anrede. Als der Saal gefüllt war und Niemand mehr erwartet werden konnte, forderte Thurn die Anwesenden auf, ihre Plätze einzunehmen, und erbat sich das Wort. Es war stets sein Hang und nicht selten seine Geschicklichkeit, durch die Rede die Meinungen zu gewinnen. Sein unruhiger, rasch entflammter Sinn drängte danach, seinen Gefühlen durch das Wort feste Gestaltung zu geben, und der Strom der Worte schwellte wiederum die Wogen seines Gefühls höher und riß ihn oft weiter fort, als er anfänglich gewollt hatte.

„Theure Herren und Freunde“, begann er, „ich bin stolz darauf, unsere heilige Sache durch eine solche Zahl der ehrenwerthesten, erleuchtetsten, muthigsten Männer Böhmens vertreten zu sehen. Allein es ist auch nothwendig,

daß die Kräfte aller Redlichen und Muthigen sich dafür vereinigen, denn niemals ist sie in solcher Gefahr gewesen als jetzt!"

Die Versammelten geriethen durch diesen Eingang, wie Thurn richtig bedacht hatte, in große Unruhe und Spannung. Er nutzte die Stimmung des Augenblicks und fuhr in eifriger Rede fort:

„Nicht die Gefahr der Waffen meine ich, nicht den offenen Kampf, nicht die Schlacht, Mann gegen Mann; denn diese brauchen wir nicht zu scheuen, und der Böhme scheut sie nie!"

Ein Ausruf freudig stolzer Zustimmung unterbrach ihn bei den mit aller Kraft der Stimme hervorgehobenen letzten Worten.

„Aber", fuhr er, als der laute Ausbruch vorübergerauscht war, fort, „ich scheue die Gefahr des Truges, die der süßen, versöhnlichen Worte, die unsern Eifer einwiegen möchten! Man bietet uns Frieden, aber zugleich rüstet man mächtige Heere gegen uns aus! Weshalb? wenn es Ernst ist mit dem Frieden? Wir werden aufgefordert, die Waffen aus der Hand zu legen — und in gleichem Augenblick trachtet man danach, wie ich sicher weiß, nach allen Seiten hin Bündnisse zu schließen, um die Gewalt, die gegen uns angewendet werden soll, zu verstärken! Wer kann in solchem Augenblick uns anrathen, die Waffen aus der Hand zu legen? Wer kann, ich scheue nicht das Wort", rief er, sich selbst erhitzend, mit erhobenem Tone, „wer kann ein solcher Verräther am Vaterlande sein, um ihm das anzusinnen!"

„Haltet ein", fiel eine würdige männliche Stimme unterbrechend ein. „Der ist noch kein Verräther, der zum Frieden räth!" Es war der alte Diepold von Lobkowitz,

Großprior des Malteserordens und früherer Statthalter, der diese Worte sprach. Sie fanden sichtlichen Anklang in der Versammlung. „Ich habe die Meinung, daß wir nicht weiter mit der Gewalt der Waffen gehen sollen! Und ich bin kein Verräther, weder am Vaterlande noch aber auch am Kaiser! Nur der Friede kann uns vor unermeßlichem Unheil bewahren!“

Es entstand nach diesen entschlossenen Worten eine augenblickliche Stille der Ueberraschung. Und ein leises, meist beistimmendes Gemurmel lief durch die Versammlung. Thurn besorgte, daß die Stimmung, die er für sich zu entflammen hoffte, stark erschüttert sei. Doch verlor er Muth und Fassung nicht, sie wieder herzustellen.

„Ich werde“, begann er von neuem, „den würdigen Großprior keinen Verräther nennen, obwol er in Glauben und Gesinnung unser Gegner ist. Mein Eifer für unsere Sache hat vielleicht ein zu schweres Wort gesprochen. Ich will glauben, daß auch solche Männer, die es wohl mit unserer Sache meinen, noch jetzt den Frieden für heilsam erachten. Aber ich muß sie für arg Verblendete halten! Wenn wir das Wort des Friedens annehmen, wenn wir unser Heer entlassen — wo stehen wir dann? Auf schlimmerer Stelle wie im Beginn dieses Kampfes! Denn wenn uns schon damals die Versprechungen, niedergeschriebene, feierlich besiegelte Versprechungen nicht gehalten wurden, wo ist jetzt die Bürgschaft dafür? Jetzt, wo sich noch Erbitterung und Rachsucht zu dem üblen Willen gesellen, der uns von jeher um unsere Rechte betrogen hat?“

„So denke auch ich“, rief Olbramowitz.

„Gewährt man uns“, fuhr Thurn fort, „als Unterpfand, denn nur die Bestrafung, ja, nur die Entfernung Derjenigen, die uns so bedrückt, so gemishandelt

haben, daß endlich unser gerechter Zorn, unsere Verzweiflung uns zur Gewaltthat trieb? Wollt ihr auf Gerechtigkeit, Billigkeit noch Wohlwollen hoffen, wenn ein Slawata, Martinitz wieder an der Spitze der Regierung stehen? Wenn die fanatischen, herrschsüchtigen Prälaten, die wir verbannt haben, zurückkehren?“

„Nimmermehr!“ rief Olbramowitz.

„Nein, das ist unmöglich“, pflichtete Wenzel von Budowa bei. „Sie haben ihr Amt so verwaltet, daß sie jedes öffentlichen Amtes unwerth sind für immer: das habe ich ihnen zur Zeit ihrer Macht frei ins Antlitz gesagt und wiederhole es heut!“

Das Ansehen, welches der Redner als erster Präsident des prager Appellationsgerichts genoß, gab seinen Worten tiefen Nachdruck.

„Hört auch mich an, Freunde“, nahm Olbramowitz das Wort. „Die Söhne Böhmens, die nur zum Schutz des Landes das Schwert ergriffen, sollen es von sich werfen! Und der Kaiser führt zwei Heere fremder Söldner in unsere Grenzen! Unsere erwählten Führer, die dem Lande angehören, sollen den Feldherrnstab niederlegen! Und der Kaiser ruft an die Spitze seiner Truppen zwei Fremde! Der Franzose Dampierre, dessen Habsucht die grausamsten Bedrückungen des Landvolks durch seine Söldner verübte, und jetzt noch der durch verheerende Kriege furchtbar gewordene Niederländer Boucquoi, ein Schüler Spinola's, sie sollen die Heere gegen uns führen! Haben wir nicht erfahren, wie fremde Heerführer und fremde Söldner hausen in einem Lande, dessen Heil oder Unheil ihnen gleichgültig ist? Besser wäre es, der Türke bräche in unsere Grenzen, denn ärger könnte er es nicht treiben, als es das kaiserliche Volk von Passau gethan! Und diese

Gräuel sollen sich erneuen! Diesen Söldnern sollen wir das Land und uns selbst preisgeben! Das ist der Friede, den sie uns bieten!"

Diepold von Loblowitz erhob aufs neue seine Stimme: „Der Kaiser verlangt nicht, daß wir die Waffen strecken, während er mit Heeresmacht anrückt! Er verlangt nur, daß wir, die wir uns zuerst bewaffnet haben, das Schwert auch zuerst aus der Hand legen; dann wird auch er seine Heere auflösen und im Geleit des Friedens zu uns kommen!"

„Wollt Ihr das verbürgen?" rief Thurn. „Ich frage Euch, würdiger Herr Großprior, Diepold von Loblowitz, wollt Ihr das mit der Ehre Eures berühmten Namens verbürgen?"

Es entstand eine Pause. Alles lauschte, feierlich gespannt.

„Ich will mein Haupt dafür zum Pfande setzen", antwortete nach einigen Augenblicken der Greis mit Würde.

„Euer Haupt, nicht Eures Namens Ehre!" betonte Thurn scharf. Es lief ein Murmeln durch die Versammlung.

„Gut denn! Auch Euer Haupt will ich als Bürgschaft annehmen! Ja, ich würde mein eignes darbieten ...., für den Kaiser, für den Kaiser Mathias, unsern König. Aber Böhmens König Mathias ist schwach, alt, und krank! Erzherzog Ferdinand ist sein Nachfolger auf Böhmens Thron, — ich schweige jetzt über die Art, wie er gewählt worden — aber ich frage Euch, wollt Ihr auch für König Ferdinand die Bürgschaft übernehmen? Daß keines unserer Rechte gekränkt wird? Daß wir frei und unbehindert unsern Glauben ausüben dürfen? Wollt Ihr uns das verbürgen? Ich frage Euch feierlich vor dieser

ganzen Versammlung, Diepold von Loblowitz, wollt Ihr Leben und Ehre auch dafür einsetzen?"

Es herrschte die tiefste, erwartungsvollste Stille. Jeder Blick hing gespannt an dem alten Loblowitz, jedes Ohr lauschte auf seine Antwort. Er schwieg!

„Nun denn!" rief Thurn. „Welch einen Grund könnt ihr jetzt noch aufbringen für friedliche Ausgleichung ohne Bürgschaft! Das Manifest des Kaisers gibt uns keine! Es ist abgefaßt, ich weiß es, ich betheure es euch, durch den Erzherzog Ferdinand, denn ich nenne ihn nicht König von Böhmen, und durch Die, welche ihn beherrschen. Pater Lamormain, der Jesuit, hat es dictirt! Und dieser noch ungern! Sie wollten den Krieg, weil der Kaiser den Frieden aufrichtig bieten wollte! Erst als er sich fügte und nur Versprechungen gab, die sie in Zukunft zu halten oder zu brechen haben; da erst willigten sie in den Frieden! Und ein solcher Frieden, den unsere ärgsten Feinde wünschen, sollte uns zum Heil sein? Nein, Freunde, Böhmen, Söhne dieses Landes, Mitglieder seiner edlen Ritterschaft, Bürger seiner Hauptstadt, ich beschwöre euch, diesen Frieden verwerft!"

„Verwerft den Antrag! Keinen Scheinfrieden!" schallte der tobende Ruf der Versammlung. Einige Stimmen riefen sogar das furchtbare Wort „Krieg!"

Es schienen sich freilich einige Stimmen dagegen erheben zu wollen, doch war es in diesem Augenblick nicht möglich, sie geltend zu machen. Thurn hatte seinen Zweck erreicht; nicht die Ruhe, die erhitzte Leidenschaft beschloß.

„Sollten wir also mit diesem Manifest das Volk täuschen?" fuhr er mit erhobener Stimme fort. „Es irre führen? Die Tausende von Herzen, die glühend für uns schlagen, unschlüssig machen, die kraftvollen Arme, die sich

für uns waffneten, lähmen? Nein! Dieses Lügenwort der Arglist, das unsere Feinde geschmiedet, darf nicht zum böhmischen Volk dringen.*) Erfüllen wollen wir sein Ohr mit der Stimme der Wahrheit. Mit feuriger Zunge wollen wir sie ausrufen, mit feuriger Feder niederschreiben. In tausendfacher Vervielfältigung durchfliege sie Stadt und Land! Erzählen müssen wir dem Volk der Böhmen, wie es Denen ergeht, die in der Gewalt der Papisten sind! Berichten von den flammenden Scheiterhaufen der Inquisition in Spanien, von den Blutgerüsten in den Niederlanden, von der Bluthochzeit zu Paris!**) In diesen Schreckensbildern spiegelt sich das Schicksal ab, das auch die Protestanten Böhmens erwartet, wenn sie der Arglist vertrauen!"

„Nimmermehr", unterbrach der Greis Lobkowitz, von edlem Unwillen erglühend, den fanatischen Eifer, zu dem sich Thurn aufgestachelt hatte, „nimmermehr dürfen wir des Kaisers geheiligte Botschaft unterdrücken! Soll das Wort, das er an sein Volk richtet, nicht zu dessen Ohr gelangen? Nie würde mein Gewissen es dulden, daß ich solchem Beschluß beiträte!"

Unruhe im entgegengesetzten Sinn hatte die Verhandlung ergriffen; viele Stimmen mischten sich in verworrenem Streit, in leidenschaftlicher Aufregung. Schon wurde es schwer in dem wachsenden Lärmen das einzelne Wort geltend zu machen. Da stand der greise Caplicz von Sulewicz auf. Er trat, von seinen Nachbarn unterstützt, auf den Sessel, daß er Alle überragte, und erhob die Hand

---

*) Der Druck wurde verhindert.

**) Zahlreiche Schriften dieses Inhalts wurden gedruckt und im Volke verbreitet.

zum Zeichen, daß er zu reden begehre. Sobald man sein ehrwürdiges Haupt und seine Absicht wahrnahm, wurde es still.

„Gönnt auch mir ein Wort und hört es ruhig an", begann er sanft; „denn die schwache Stimme meines Alters vermag brausendes Getöse nicht zu durchdringen!"

„Ruhe, Ruhe", riefen Viele, und alsbald trat die feierlichste Stille ein. „Ihr wißt, unsere Sache ist das Heiligthum meiner Brust, der Glaube, der mich über achtzig Jahre lang erhoben, getröstet, ermuthigt hat. Er wird mich begleiten bis zum letzten meiner Tage, der vielleicht schon morgen anbricht, vielleicht mich schon heut umschwebt. So nahe stehe ich an der Grenze des Lebens! Ich habe keine äußerliche Schickung mehr zu fürchten. Darum darf ich euch von Gefahren sprechen, die mich nicht mehr bedrohen. Der tapfere Thurn hat euch von der Gefahr des Friedens gesprochen, das geziemt dem Krieger. Ich, der Greis, der Mann des Friedens, spreche euch von den Gefahren des Krieges, die für mich keine sind! Beschwört sie nicht herauf über unser Vaterland, wendet sie ab, wenn sie irgend abwendbar sind! Ich glaube nicht, ich kann es nicht glauben, ich will es nicht, daß uns das feierliche Wort des Kaisers täuschen sollte! Er hat gesehen, wozu der Drang der Noth uns trieb; er wird nicht abermals in uns die Gewalt der Verzweiflung wecken! Darum vertraut seinem Wort; ich vertraue ihm von ganzer Seele." Die Versammlung lauschte in gespannter Stille. Thurn warf unruhige Blicke umher.

„Ich scheue die Gewalt, den Krieg!" fuhr der Greis fort. „Nicht nur des Grauens der Verheerungen gedenke ich, die er mit sich führt, ich gedenke auch seines zweifelhaften Ausgangs. Wenn wir die angebotene Versöhnung

von uns weisen, was harrt unserer? Ich fürchte, unvermeidlich der Krieg! Und welch ein schwerer Krieg! Nicht allein die ganze Macht Oesterreichs wird gegen uns anrücken, auch die des ganzen katholischen Deutschland. Und wenn wir im Kampfe unterliegen?"

„Das werden wir nicht", rief eine Stimme.

„Unterbrecht ihn nicht! Hört ihn ruhig an!" riefen Viele dagegen.

Während dieser kurzen Störung erregte zugleich ein anderer Vorgang die Aufmerksamkeit der Anwesenden. Ein Diener Thurn's trat in den Saal und sprach einige Worte leise zu dem Grafen. „Ist's möglich!" rief dieser und Freude strahlte aus seinem Gesicht. „Das kommt zu rechter Zeit!" Er verließ seinen Platz und eilte hinaus; die Blicke Vieler folgten ihm mit neugieriger Verwunderung.

„Wißt ihr", fuhr Caplicz fort, „wie der Allmächtige das Geschick der Schlachten lenkt? Seid nicht vermessen! Wir sind stark, zahlreich, haben treue Nachbarn. Aber, vergeßt es nicht, in Böhmen selbst sind Viele, die anders denken! Die Treue geht mit dem Glück! Verläßt uns das — nur einmal — dann möchte Mancher von uns abfallen! Der Kaiser bereitet Bündnisse mit mächtigen Fürsten und Völkern wider uns! Uns stehen nur die benachbarten Provinzen zur Seite, die mit uns in gleicher Bedrängniß sind!"

Bei diesen Worten trat Thurn wieder ein und hielt ein offenes Schreiben in der Hand.

Xaver folgte ihm.

„Nein, Caplicz", rief er schon in der Thür, und aller Blicke wendeten sich zu ihm. „Auch wir haben Bundesgenossen, starke Bundesgenossen! Wir brauchen sie nur aufzufordern! Ich verbürge mich mit meinem Wort dafür!

Der tapferste, der berühmteste Feldherr, mit einem krieggewohnten Heer ist unser! Graf Mansfeld ist unser Bundesgenosse!"

Wie ein Blitzstrahl fuhr dieses Wort in die Herzen der Versammelten. Olbramowitz, der von der Unterhandlung wußte, sprang auf den Sessel und rief aus: „Jetzt trotzen wir einer Welt in Waffen! Laßt sie die Gewalt versuchen! Ich fordere euch nochmals auf: Verwerft den arglistigen Antrag!"

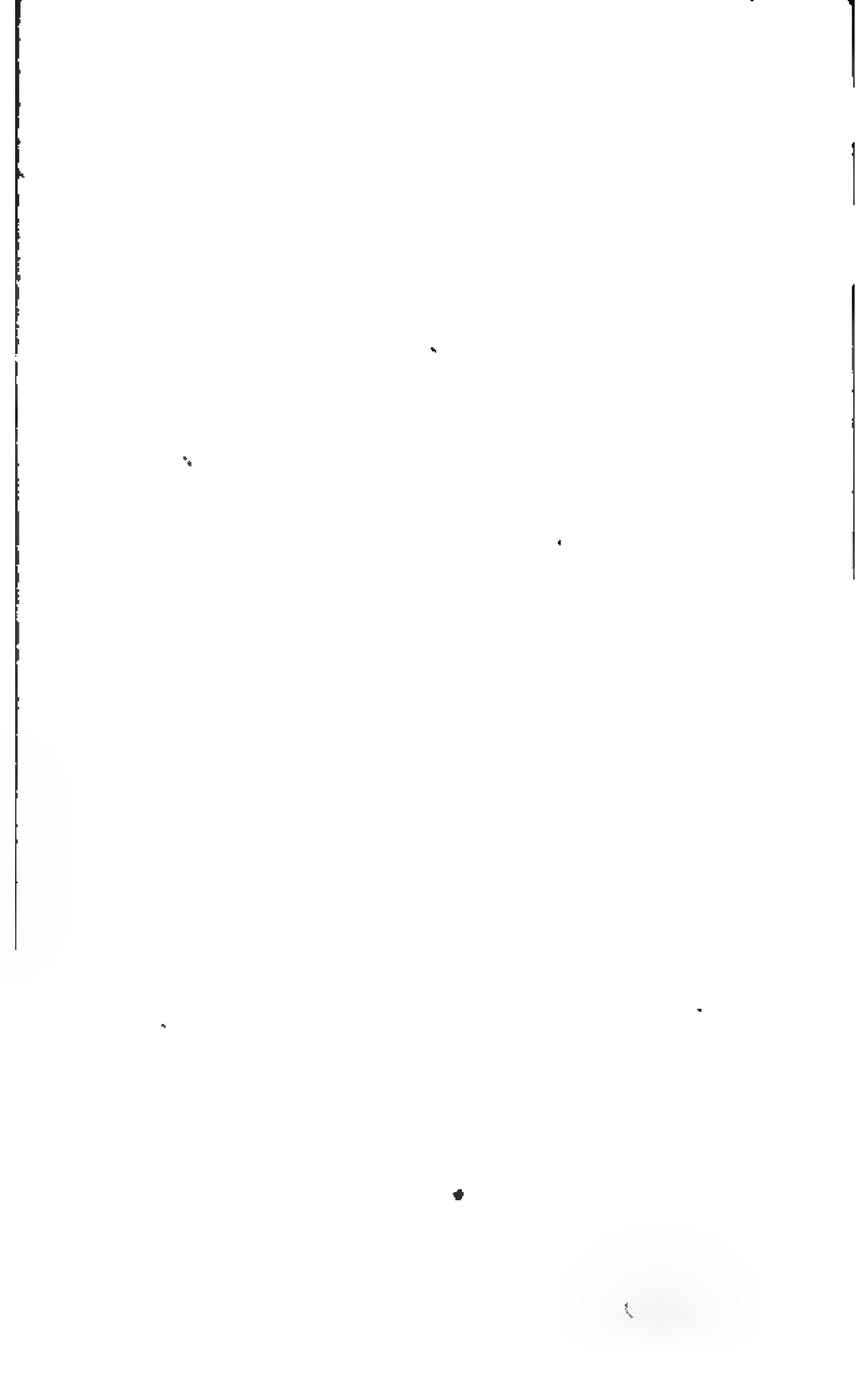
„Verwerft ihn!" rief die Ueberzahl der Stimmen mit lautem Getöse.

Vergeblich versuchte der Greis Caplicz noch einmal die Stimme zu dem Ruf „Frieden" zu erheben. Die Erhitzten vernahmen nichts mehr als die Stimme ihrer Leidenschaft. Die Ordnung war aufgelöst, Alle aufgesprungen, Einige zogen sogar die Schwerter an der friedlichen Stätte, nicht zum Kampfe freilich, aber um ihren Kriegsmuth stärker auszudrücken und zu entzünden, als wollten sie gleich von hier auf das Schlachtfeld hinausstürmen!

Thurn und Olbramowitz frohlockten über ihren Sieg. Denn nun hofften sie ihn auch mit Zuversicht in dem öffentlichen Beschluß. — —

— — Sie sahen den Anfang — hätten sie das Ende zu schauen vermocht!

Siebentes Buch.



Dreiunddreißigstes Capitel.

Der Ueberfall, den die Frauen zu Schloß Sperlingsstein erfahren, hatte den Grafen Thurn tief erbittert. Alle Vermuthungen waren dafür, daß er auf die Veranstaltung mächtiger Anhänger der Gegenpartei durch erkaufte Söldner ausgeführt war. Der Zweck lag zu Tage. Hatte man Thurn's Gattin und Tochter in der Gewalt, so dachte man ihn selbst dadurch in der Gewalt zu haben und hoffte ihm Bedingungen vorzuschreiben, ihn vielleicht zu bestimmen, die Sache, der er seine Kraft gewidmet hatte, zu verlassen. Und damit wäre sie für den Augenblick wenigstens gefallen, denn in seinem Haupt sahen ihre Feinde das der Hydra. Dieser arglistige Angriff auf das Vaterland, durch einen auf seine eigenen, heiligsten persönlichen Verhältnisse, hatte ihn so in Leidenschaft gebracht wie noch kein anderer Vorgang dieser ereignißreichen Tage. Er wollte Alles daran setzen, die Beweise für das bübische Verfahren zu gewinnen; theils um das Recht zur schweren Vergeltung zu haben, theils weil eine solche Verschuldung der Partei, mit der er den Kampf begonnen, einen tödtlichen Stoß versetzen mußte.

Er beauftragte daher Wolodna, mit dem er in Prag zusammentraf, mit einer zuverlässigen Mannschaft nach dem

Schauplatz des Angriffs zurückzukehren und das Elbthal hinauf, bis zur Grenze, so genaue Nachforschungen als möglich anzustellen.

Der besonnene, muthige Kriegsmann brach daher unverzüglich mit einer Begleitung von zwanzig ausgewählten Leuten wieder nach der Gegend auf, wo sie das Abenteuer bestanden hatten. Er besetzte zuerst das Haus selbst, wo er die Frauen aus den Händen der Räuber befreit hatte. — Es lag ganz einsam, hart am Elbufer; auch fast eine Viertelstunde stromauf und stromab war kein Nachbargehöft zu treffen. Und selbst am jenseitigen Ufer der Elbe sah man nur Felsgebirge und Wald; auf eine weite Strecke keine Menschenwohnung. Das Gehöft stand verlassen. Der Bewohner, ein alter Schiffer, nur mit einer ebenfalls betagten Frau und ohne Kinder, war seit jener Nacht nicht wieder gesehen worden. Wolodna konnte nicht ermitteln, ob er aus Furcht auf eigenen Beschluß geflüchtet war, oder ob ihn die bewaffnete Schaar gewaltsam mitgeführt hatte, damit Niemand sie verrathen könne. Was sich noch an Spuren des Ereignisses vorfand, war unerheblich; einige weggeworfene Waffenstücke, Geräthe und Werkzeuge, die zur Fütterung und zum Putzen der Pferde dienten; einige Kleidungsstücke. Eine Vermuthung ließ sich aus alle Dem nicht entnehmen. — Wolodna entsann sich mit Bestimmtheit, daß die sämmtlichen Leute, die den Ueberfall ausgeführt hatten, die Elbe abwärts oder über den Strom geflüchtet waren; kein Einziger stromaufwärts. Also nur nach der Grenze zu hatten sie sich zerstreut. Dorthin und auf dem jenseitigen Ufer mußte er seine Forschungen fortsetzen. In den nächsten Häusern, meist von Elbschiffern bewohnt, wußten die Leute noch von einem nächtlichen Lärmen, den rasch dahinsprengende Reiter verursacht haben

mußten. Doch aus Furcht vor denselben hatten sie sich still in ihren wohlbewahrten Häusern gehalten und konnten also nähere Auskunft nicht geben. Weiter stromaufwärts wußten die Bewohner nicht mehr von einem solchen nächtlichen Vorfall. Daraus schloß Wolodna, daß die Räuber, bevor sie diese Wohnstätten erreicht hatten, dieses Ufer der Elbe verlassen haben würden, entweder zur rechten Seite, um dort hinaus nach Sachsen oder der Lausitz zu dringen, oder indem sie über den Strom gegangen waren, um auf dem linken Ufer ihre Flucht fortzusetzen. Daß ihr eigentliches Ziel jenseit des Stromes lag, war ihm ja aus den einzelnen Aeußerungen der Söldlinge schon von jener Nacht her bekannt. Er untersuchte indeß doch die nächsten Seitenthäler, wo man zu Pferd fortkommen konnte; allerdings schien es, als ob Einzelne diesen Weg eingeschlagen hätten. Doch konnten sie nur als Versprengte betrachtet werden. Gegen Mittag wollte er daher den Versuch machen, über den Strom zu gehen. Er ermittelte eine Stelle, woselbst bei dem eben stattfindenden niedern Wasserstande, ein Uebergang ohne Nachen oder Führer möglich war, wenn auch die Pferde eine kurze Strecke in der tiefsten Linie der Strömung schwimmen mußten. Einige Fischer erboten sich zu Führern, indem sie mit den Nachen voranruderten. Das Unternehmen glückte; ohne einen Unfall erreichte der kleine Trupp das jenseitige Ufer. — Dort ergaben sich wenigstens einige Spuren. In den nächsten Uferhäusern wußten die Leute von der verworrenen Flucht vieler Bewaffneten zu erzählen. Weiter abwärts fand sich ein Ziegenhirt, der von seiner Weidestelle damals auch am Tage eine Schaar, etwa so stark wie die Wolodna's, des Weges hatte reiten sehen. Er bezeichnete ein Haus, wo ein Trupp Halt gemacht haben sollte. Wolodna nahm seinen Weg dahin.

Das Gehöft lag am Eingang einer schmalen Thalschlucht, die sich links gegen die höhern Theile des Erzgebirges hinzuziehen schien; der weichere Boden zeigte hier noch jetzt eine Menge von Hufspuren. Wolodna ließ seinen Trupp halten und ritt den Hügel gegen das Haus hinauf, um nach den Bewohnern zu fragen. Sein mehrmaliger lauter Anruf blieb ohne Antwort. Das Haus schien ganz unbewohnt. Auch in dem schlecht umzäunten Hof war weder Thier noch Mensch zu sehen. Eine steile Doppelsteintreppe führte zu der hochgelegenen Thür hinan. Wolodna schwang sich ab, schlang den Zügel um das plumpe, hölzerne Treppengeländer und stieg hinauf. Zu seinem Erstaunen war die Hausflur offen. Er ging hinein. Die Stube nächst der Hausflur war gleichfalls nicht verschlossen, doch Niemand darinnen. Alles sah sehr dürftig und schmutzig aus. Wolodna untersuchte weiter und traf endlich in einem Kämmerchen hinter der Küche, wenn die von Rauch geschwärzte Höhle mit einem großen Herde von ungeheuern Feldsteinen so genannt werden durfte, einen alten Mann, der auf einem schmutzigen Bett lag und schlief. Mühsam schüttelte er ihn wach. Der Alte war harthörig. Doch erfuhr Wolodna mittels vieler Fragen, die er ihm that, wenigstens, daß wirklich hier ein Sammelplatz der Söldner gewesen sei und daß ein muthmaßlich vornehmer Mann den Ausgang der Unternehmung hier abgewartet habe. Noch vor Tagesanbruch war die Schaar von dort wieder aufgebrochen und hatte den Weg durch die Gebirgsschlucht genommen. Doch irgend Genaueres wußte der Alte, dessen Harthörigkeit ihn schon verhindert haben mußte, etwas Zusammenhängendes aus den Gesprächen der Reiter zu vernehmen, nicht zu erzählen. Auf Wolodna's Fragen nach den übrigen Hausbewohnern gab er die Auskunft,

daß sein Sohn und seine Schwiegertochter im Walde seien, um Holz zu fällen. Das Vieh war ausgetrieben auf die nächsten Bergabhänge.

Wenig befriedigt durch diese Auskunft beschloß Wolodna den Weg durch die Schlucht einzuschlagen und den Versuch zu machen, ob er im Walde das Ehepaar treffen würde.

Nach seiner Kenntniß des Gebirges mußte man durch die Thalschlucht bald an den Hauptzug des Erzgebirges gelangen, dessen Fuß reich an bewohnten Stätten war, wo sich Roß und Mann ausruhen und erquicken konnten.

Die Hitze fing an zu drücken, trotz der schattigen Enge des Thals. Es zeigten sich bald Spuren, daß vor nicht allzu langer Zeit zahlreiche Reiter hier durchgezogen sein mußten. Indeß stieg der Weg allmälig höher und steiler aufwärts, als Wolodna vermuthet hatte. Vergeblich sandte er Seitenpatrouillen aus und durchstreifte selbst zuweilen die zugänglichen Theile des Waldes, um die Eheleute, die er befragen wollte, aufzufinden. Hatten diese die Reiter von irgendwo in der Ferne erblickt, so war es fast unzweifelhaft, daß sie sich so tief als möglich im Walde verbargen, denn von einem Trupp Bewaffneter erwartete man in diesen wilden, unruhigen Zeiten schwerlich etwas Gutes.

Einigermaßen mußte Wolodna selbst Gewalt üben. Seine Pferde bedurften der Fütterung; er ließ daher auf einer Waldwiese Halt machen, damit die Thiere dort grasen könnten. Er und seine Leute mußten sich mit Dem behelfen, was sie noch bei sich führten. Nach wenigen Stunden brach er weiter auf, immer noch durch die theilweis sichtbar werdenden Spuren der Reiter, die vor ihnen denselben Weg genommen hatten, geleitet. So gelangte er gegen Abend mit seinem müden Trupp endlich auf den Kamm des Erzgebirges selbst, der in seiner flachen Ausdehnung und

Absenkung nach Sachsen zu theilweis von Wäldern und moorigen Wiesen bedeckt war. Hier wurde es überaus schwierig die Spuren zu verfolgen, denn sie fingen an sich zu theilen; doch zogen sich fast alle, selbst die einzelner Reiter, nach Sachsen hinüber. So viel schien also gewiß, daß von dort aus der Ueberfall ausgegangen war. Auf den Wiesen ließ sich noch, wiewol zweifelhaft, die Richtung verfolgen: doch im Walde, wo die gefallenen Fichtennadeln, Moos und hohes Gras die Hufspuren kaum aufgenommen hatten, war es völlig unmöglich. Wolodna mußte es aufgeben, auf diese Weise etwas Näheres zu ermitteln.

Indessen war es Abend geworden; die Berge warfen die langen blauen Schatten weit nach Böhmen hinein. Das schöne Land lag im letzten warmen Glühen der tiefstehenden Sonne; das vom Abendschein röthlich blaue Mittelgebirge durchschnitt es fast in der ganzen Breite; der große und kleine Mileschau ragten mit mächtigen Häuptern über die Kammlinie empor. Die fruchtbare, von kleineren Thälern durchfurchte Senkung zwischen dem Erzgebirge und jenem Bergrücken schimmerte im Wechsel des schönsten Grüns der Fluren, der goldhellen Getreidefelder und der dunklen Waldkränze. Aus den Dörfern tönte das Geläut der Abendglocken herauf. — Eine tiefe Wehmuth ergriff Wolodna, der hier, so nahe an seiner Heimat, an der Stätte war, wo er so viele Jahre in friedlicher Zurückgezogenheit gelebt hatte! Mit unbeschreiblichem Gefühl warf er einen Rückblick auf die schauerlichen Tage, wo dort unten, wenige Meilen von dem Punkt, auf dem er, abseit von den Gefährten, einsam ritt, der erste Brand des Kampfes entzündet wurde, der jetzt das ganze Land in Waffen rief! Dort lag auch Nechodom's noch frische Grabstätte! Wolodna konnte die Spitze des Waldgebirges sehen, welche das

Haus des Greises deckte! Wenn er auf den nächsten Gebirgsvorsprung ritt, der sich in wenigen Minuten erreichen ließ, mußte er das einst so friedliche, jetzt in öder Todesstille verlassen liegende Haus, neben dem der Märtyrer eingesenkt war, im Abendstrahl glänzen sehen! Es zog ihn unwiderstehlich. Er sprengte, um die Kuppe zu gewinnen, seitab von seinen Begleitern, die auf die nächsten, oben zerstreuten Hirtenhäuser zuritten, wo sie zu übernachten beschlossen hatten, und wo er sie leicht wieder treffen konnte.

Der Pfad, den er einschlagen mußte, führte ihn durch eine sanfte mit dichtem Wald bedeckte Senkung; jenseit derselben erst wurde das Gebirge kahl und gewährte den vollständig freien Ueberblick.

Der Weg zog sich länger hin, als Wolodna geglaubt hatte. Das Gebüsch war dicht verwachsen; Wurzeln und Felsstücke erschwerten das Reiten. Die Richtung war schwierig inne zu halten. Nach einigen Minuten wußte Wolodna nicht, wie er sich sicher zu wenden habe, da ihn der eingeschlagene Pfad zu weit in die Tiefe führte. Er hielt sein Pferd an und sah sich aufmerksam um. Da hörte er in einiger Ferne menschliche Stimmen; er lauschte. Es war keine Täuschung. Rauhe, wilde Töne und dazwischen ächzende Laute ließen sich vernehmen. Theils die Hoffnung dort Auskunft über den Weg zu erhalten, theils eine dunkle Vermuthung, daß irgend etwas Wichtiges daselbst vorgehe, zogen ihn, die Richtung nach dem Geräusch einzuschlagen. Das Gestrüpp wurde immer dichter; doch endlich durchschnitt es ein Holzweg, der ihm freie Bahn darbot. Als er auf demselben um eine abgerundet vorspringende Kuppe des Berges bog, schlugen die Töne, denen er folgte, ihm ganz deutlich und ungleich näher ans Ohr. Es war wildes Ge-

schrei offenbar untermischt mit Angst- und Hülferuf. Der Weg verstattete rascheres Reiten; Wolodna sprengte im Galopp dahin. Plötzlich wurde die Waldung licht und jenseit der offenen Stelle einer Waldwiese erblickte er fünf oder sechs Männer am Stamm einer alten Fichte, die mit einem Manne rangen, den sie, so schien es, an den Stamm binden oder aufhängen wollten. Ein leichter Rauch stieg an demselben auf und verlor sich in den Aesten. Eine bübische That vermuthend und nur die Pflicht, Hülfe zu leisten, nicht die damit verknüpfte Gefahr bedenkend, jagte Wolodna über die Waldwiese und rief schon von weitem: „Holla, Heda! Was gibt's dort?"

Die Leute schienen ihn wegen ihres eigenen wilden Geschreis nicht zu hören und sahen ihn auch nicht, da sie ihm den Rücken zuwendeten. Nur der Eine, den die Andern zu bewältigen trachteten, erblickte ihn und schrie laut: „Hülfe! Hülfe!" Jetzt wendeten sich die Andern um, als Wolodna schon dicht heran war. Sie waren mit Knütteln und Aexten bewaffnet. Als sie des fremden Reiters ansichtig wurden, stutzten sie. Wolodna, der sie aus seiner langjährigen Kenntniß der Gegend und ihrer Bewohner sogleich als zu jenen wilden Uneingepfarrten gehörend erkannte, die nur zur Sommerzeit hier durch die Berge streiften, von Holz- und Walddiebstahl, auch von Wegelagerung zu leben pflegten, schrie ihnen zu: „Haltet ein! Wollt ihr den Unglücklichen ermorden?"

Dieser hing, von ihnen losgelassen, wie sich jetzt deutlich sehen ließ, mit einem festgebundenen Arm an dem untersten Zweig der Fichte. Er wand sich krümmend, zuckte mit dem ganzen Körper und zappelte mit den Füßen unter furchtbarem Geschrei. Seine Tracht verrieth einen Kriegsmann, doch hatte er weder Helm noch Waffen. Wolodna

konnte den ganzen Vorgang noch nicht fassen, als schon die wilden Kerle ihm entgegenstürzten mit dem verworrenen Geschrei: „Schlagt ihn nieder! Hängt ihn auf! Er soll auch braten!“

Welche Gefahr ihn bedrohte, erkannte Wolodna erst jetzt. Es war zu spät das Pistol zu gebrauchen, doch sein Schwert flog im Nu aus der Scheide und schwirrte ringsum. Sein erster Hieb traf Einen, der die Axt gegen ihn schwang, sodaß ihm diese sogleich entfiel und er mit blutender Stirn zurücktaumelte. Zum Glück hatten Die, welche ihn zunächst umdrängten, nur Knüttel, deren Schläge gegen seine gepanzerte Brust wirkungslos waren. Es waren ihrer Drei. Der Fünfte, der gleichfalls eine Axt führte, konnte ihm, von den Andern behindert, nicht sogleich nahe kommen. Wolodna hieb mit besonnenem Muth um sich, und es gegelang ihm, dem Einen den Knüttel kurz über der Hand zu spalten und einem Zweiten denselben aus der Hand zu schlagen. Jetzt aber packten ihn diese, um ihn vom Pferde zu reißen. Der Vierte, mit der Axt, war auch herangedrungen, versetzte zuerst dem Pferde einen Hieb, daß es hoch aufstieg, und schwang dann die tödtliche Waffe über Wolodna, der aber, halb durch das Aufbäumen seines Thieres, halb durch die beiden Kerle herabgezerrt, häuptlings vom Pferde stürzte. Da schwang sich plötzlich ein flammendes Feuerscheit zwischen die Köpfe der Kämpfenden und führte einen Schlag auf sie, daß Funken und Kohlen rings umher stoben. Zugleich packten zwei Arme Den, der die Axt gehoben hielt, von hinten und rissen ihn zu Boden.

„Hunde!“ brüllte eine furchtbare Stimme. „Jetzt sollt ihr daran glauben!“

Wolodna fühlte sich losgelassen; er stürzte zwar zu Boden, konnte sich jedoch aufraffen, bevor sich einer der An-

greifer über ihn warf, und drang nun mit scharfen Schwerthieben auf dieselben ein, während ihnen zugleich der Feuerbrand von neuem so um die Köpfe sauste, daß sie, von Schrecken ergriffen, in hastiger Flucht ins Dickicht stürzten. Auch Der, welcher zuletzt die Axt geführt hatte, benutzte den Augenblick sich aufzuraffen und entfloh. Der Erste, von Wolodna scharf getroffen, war schon längst verschwunden.

„Das war Hülfe in der Noth!“ rief, tief aufathmend, der Kriegsmann, der den Feuerbrand als Schwert geführt hatte, und sah wilden Blicks umher. „Ich danke Euch, Freund“, wandte er sich, den Schweiß von der Stirn wischend, zu Wolodna; „Ihr kamt mir gut zum Succurs! Ueber dem Feuer da wollten mich die Canaillen von Marodeurs langsam braten! Wäret Ihr nicht gekommen, ich hinge jetzt an beiden Fäusten darüber. Zum Glück war die linke Tatze noch nicht fest genug angebunden, sodaß ich mich losreißen konnte. — Uf! — Ich habe in manchem Kampf gefochten; der heut war aber das härteste Stück Arbeit!“

Wolodna warf einen Blick auf das Feuer und den Baum und schauderte zusammen. Der Mann, den er gerettet hatte, mochte etwa vierzig Jahre alt sein. Er hatte ein wildes kriegerisches Gesicht voller Narben; schwarzes, struppiges Haar deckte seine Stirn. Alles an ihm verrieth Kraft und Muth, aber auch wüste Roheit.

„Die Stiefel sind wahrhaftig schon angesengt“, sagte er, sich musternd. „Und ich zog doch die Beine bis ans Kinn in die Höhe! Weiß der Satan! Ihr kamt zur rechten Stunde!“

„Dankt lieber Eurem Gott dafür, statt so ruchlos zu reden, nachdem Ihr einem so grausamen Schicksale entgangen seid“, sagte Wolodna ernst.

„Ihr habt Recht! Ich will hundert Rosenkränze beten, wo ich zunächst an einer Kapelle vorüberkomme. Aber ich glaube doch, unser Herrgott schiert sich nicht viel um unser Einen; der Satan bekümmert sich mehr um uns. Wir auch mehr um ihn!“

Wolodna runzelte finster die Stirn. „Wer seid Ihr?“ fragte er halb mit Widerwillen. „Wie kommt Ihr hierher?“

„Hört einmal“, antwortete der Andere, „nichts für ungut! Ihr habt mich zwar gewissermassen vom Galgen geschnitten, — aber wer ich bin — und was ich hier vorhatte — das kann ich Euch doch nicht sagen. Es wäre wider Soldatenehre — Ihr seid ja auch Soldat!“

„Wem dient Ihr denn hier in Böhmen?“ fragte Wolodna erstaunt.

„Hier in Böhmen so eigentlich Niemandem — und doch — Pech und Schwefel! Aber ich darf nicht davon schwatzen. — Wenn ich nur meinen Gaul wieder hätte, wäre ich in einer halben Stunde über die Grenze, wo ich hergekommen bin. Aber das Thier haben die Halunken weg und meinen Flammberg und Pistolen auch! Das Ende vom Lied ist, ich habe etwas zu dreist hier herum recognoscirt und bin den Strolchen in die Klauen gerathen!“

In Wolodna tauchte eine Vermuthung auf. „Wäret Ihr, etwa vor zwei Wochen, auch schon hier in Böhmen gewesen?“ fragte er und sah seinen Mann scharf an.

„Ich würde es Beelzebub selber nicht sagen und wenn er mich auf die glühende Gabel spießte“, antwortete der wilde Kerl. „Aber Euch geb' ich Antwort. Ja, ich war hier in Böhmen. Wir haben aber einen schlechten Feldzug gemacht!“

„Ihr waret hier bei dem Frauenraub?“ fuhr Wolodna rasch heraus, und sein Auge rollte.

Der Fremde schwieg einen Augenblick. „Geht Euch die Sache an?“ fragte er in einem Ton, der Reue anzudeuten schien.

„So viel, daß ich Euch schwerlich aus der Hand dieser Leute befreit haben würde, wenn ich gewußt hätte, daß Ihr Theil an jenem Schurkenstreich gehabt habt.“

„Das thut mir leid, auf Reiterwort, sehr leid!“ sagte der Fremde und wollte Wolodna die Hand reichen.

Dieser wies sie unwillig zurück. „Sagt mir denn, wer hatte Euch gedungen! Das soll mein Dank sein!“

Der Fremde stand regungslos. „Ich habe keine Waffe an mir und greife auch nach keinem Feuerbrand mehr“, sagte er. „Ihr habt mich in Eurer Gewalt; nehmt mich gefangen, meinethalben hängt mich da an dem Ast wieder auf und laßt mich dörren und räuchern in der Flamme. Ich will still halten. Aber — Ihr müßt ja doch auch wissen, was ein Soldatenwort ist, — ich habe zu schweigen gelobt! Nun reißt mir die Zunge mit einer Zange aus; weiter sagen kann ich Euch nichts!“

Es war etwas so Eigenthümliches in dieser Vereinigung von äußerster Roheit und soldatischer Treue, daß Wolodna tief davon getroffen wurde.

„Hört“, begann der Fremde wieder, „Ihr seid ein braver Kerl, für den ich tausend mal durchs Feuer liefe. Es brennt mich wie Gift im Leibe, daß ich Euch nicht sagen darf, was Ihr erfahren möchtet. Aber, hol mich der Teufel, ich darf nicht, und ich thue es nicht. Und da doch Alles vergeblich wäre, so denke ich, thut Euer gutes Werk nicht halb. Ihr habt mich vom Galgen geschnitten, — Ihr habt darein gehauen wie ein Löwe gegen die fünf Wehr-

wölfe — nun liefert mich nicht wieder ans Holz! Laßt mich laufen — wenn Ihr's aber nicht wollt, — so bin ich Euer und Ihr könnt mich schinden und braten. Aber laßt mich lieber zum Teufel gehen!"

Er bat so wild treuherzig und sein entschlossenes Gesicht sagte so unerschütterlich, er werde Wort halten mit Schweigen, daß Wolodna die Ueberzeugung hatte, es sei unmöglich durch ihn etwas zu erfahren.

„So lauft denn", gab er ihm die Freiheit, „aber daß ich Euch nicht wieder antreffe!"

„Hoho!" rief der Kriegsmann wild freudig. „Nicht wieder antreffe? Man trifft sich auf Heer- und Querstraßen in der Welt! Und darauf könnt Ihr zählen, wenn ich Euch einmal treffe, daß Ihr etwa im Rachen der Hölle stecktet, ich holte Euch heraus! Hier mein Soldatenwort und Handschlag drauf! Nun lebt wohl!"

Wider Wolodna's Willen faßte er dessen Hand, schüttelte sie kräftig, raffte dann die am Boden liegende Axt auf mit dem Wort: „Jetzt soll mir Einer kommen!" und schritt, die Waffe kräftig schwenkend, dem Walde nach der sächsischen Grenzseite zu, wo er bald hinter den Bäumen verschwand.

Wolodna sah ihm mit gemischten Gefühlen eine kurze Weile nach, dann fing er sein Pferd wieder ein, das ruhig grasete, schwang sich auf und ritt vorsichtig, mit dem gespannten Pistol in der Hand, seinen Leuten zu.

In einer Viertelstunde erreichte er sie. Sie waren bei den Hirten droben eingekehrt. Von diesen hörte er, daß wildes Raubgesindel jetzt viel umherstreife im Gebirge an der Grenze. Doch Näheres über Die, auf welche er gestoßen, konnte er nicht erfahren. Ebenso wenig wußten diese Sennen des Erzgebirges ihm etwas Näheres über den Hauptgegenstand seiner Nachforschungen zu sagen.

Andern Tages war er nicht glücklicher, obgleich er das Gebirge noch in mancherlei Richtungen durchstreifte. Die Muthmaßungen blieben die alten; Gewißheit, selbst nähere Anzeichen, erlangte er nicht. Er sah wohl, daß er unverrichteter Sache nach Prag zurückkehren müsse. Mit innerstem Drang zog es ihn nach seiner alten Wohnstätte hin; doch der Umweg, den er machen mußte, um sie zu berühren, wäre zu groß gewesen. So bezwang er denn das Verlangen seines Herzens und schlug den geraden Weg nach Prag ein, wo er wußte, daß wichtige Pflichten seiner warteten. Am Abend des zweiten Tages war er wieder dort, wo er schon Thurn nicht mehr antraf, aber dessen Befehle, ihm ins Lager vor Budweis zu folgen.

Vierunddreißigstes Capitel.

Die Frauen auf Schloß Sperlingsstein, die ohnehin seit jenem Ueberfall kaum noch eine Ausflucht ins Freie wagten, aber auch durch das immer herbstlicher werdende Wetter auf der Burg gefangen gehalten wurden, saßen an einem stürmischen Regenabend in dem einsamen Thurmgemach beisammen, an der flackernden Flamme des Kamins, die auf der rauhen Höhe des wilden Waldgebirges schon um diese Jahreszeit im Beginn des September oftmals ein Bedürfniß war. Es sauste hohl um die Zinnen der Burg und um den nackten Felsgipfel; der verrostete Wetterhahn warf stoßweise ein schrillendes Kreischen dazwischen;

der Regen wurde von heftigem Winde gegen die Fenster getrieben; oft schien es als ob unter der Gewalt des Sturmes die Mauern selbst, ja der Felsengrund, auf dem sie emporstiegen, bebte.

„Wenn der Herbst uns schon in so frühen Septembertagen so rauh heimsuchen will", sprach die Gräfin, indem sie leicht zusammenschauerte auf ihrem Sessel, „was soll uns dann im October und später erwarten! Es ist doch sehr früh kalt in diesem wilden Gebirge, auf der schroffen Höhe!"

„Das sind nur einzelne, vorübergehende Tage", entgegnete Therese in freundlich zuredender Weise; „wir werden noch den schönsten blauen Himmel sehen, vielleicht über Hitze zu klagen haben, wie vor wenigen Tagen noch."

„Ach", rief Thekla aus, „ich wollte, ich könnte diese Klage bald anstimmen."

„Ich liebe diese finstern Abende; auch später, wenn sie noch rauher werden", sprach Therese.

„Man fühlt sich dann freilich dankbarer in der Geborgenheit fester Mauern, unter sicherem Obdach, am lodernden Kaminfeuer", antwortete die Gräfin, während Therese sich bückte, um einige neue, dünne Holzscheite in die Glut zu werfen, die dem Verglimmen nahe war.

„Es ist nicht das allein", nahm sie ihr Wort wieder auf, „es sind auch die alten theuern Erinnerungen, die sich mir dabei beleben. Wir wohnten ja auch im Gebirge! Zwar nicht auf so schroffer einsamer Höhe, doch nahe dem höchsten Kamm des Erzgebirges, immer schon ansehnlich hoch auf den Vorbergen. Der Herbst kam früh, der Winter dauerte lang. Der Rücken des Erzgebirges deckte sich zeitig mit Schnee und das noch höhere Mittelgebirge, uns gegenüber, hüllte sich auch früh in die weißen Winterschleier.

So sandte uns West und Ost die kalten Schneestürme. Aber schon als Kind liebte ich diese dunkeln langen Abende, wo das Feuer auf dem Herde so freundlich aufflackerte, so behaglich knisterte. Der Vater kam dann von der Jagd heim; die Mutter empfing ihn mit irgend etwas Besserem als die gewöhnliche Kost. Glücklich in unserem kleinen Kreise, denn damals lebte auch mein Bruder noch, setzte sich der Vater dann zu uns und wußte so gut, so fromm zu sprechen, so viel zu erzählen, von den Erlebnissen früherer Jahre, von seinen Kriegszügen nach Italien, Ungarn, der Türkei, auch von den Abenteuern und Gefahren im Walde! Dabei fühlten wir uns so wohl in der heimlichen Stille der Hütte, im sichern Friedensaufenthalt!"

Ein leiser Seufzer hob ihre Brust. Sie schwieg. Auch die Gräfin und Thekla saßen in stummes Sinnen verloren. Alle Drei gedachten des Glücks friedlicher Stille, das der Mensch so leicht in seiner Leidenschaft verscherzt und so schwer wieder erringt!

„O erzähle uns noch etwas von jener Zeit, Therese", bat Thekla, „ich höre dir so gern zu!"

„Ja, Liebe, erheitere uns den schaurigen Abend", sprach auch Elisabeth, „durch diese freundlichen Bilder deiner Jugenderinnerungen."

„O es waren sehr einfache Zustände", begann Therese wieder, „aber doch so wohlthuende. — Zu Zeiten besuchte uns auch ein guter Nachbar; dann wurde das Gespräch noch traulicher. Am glücklichsten aber war ich, wenn Vater Rechobom uns an solchen Abenden aufsuchte. Dann war mir immer, als ob ein Heiliger in die Hütte trete. Xaver geleitete ihn stets, denn schon damals war sein Vater ein hochbetagter Greis; es dünkte mich stets, wenn sie kamen, als sähe ich den jungen Tobias in die Hütte treten mit sei-

nem alten Vater. — Ach, ich habe schöne Jugendtage durch ihn gelebt! Ihm verdanke ich das Unschätzbarste, die Pflege meiner Seele; die Kenntnisse, die wol gering sind, aber doch von anderen Jungfrauen in ähnlicher Lage wie ich niemals erworben werden. Er hatte mich schon, als ich noch ein Kind war, Lesen, Schreiben und das richtige Verständniß der böhmischen und deutschen Sprache und die Geschichte des Landes gelehrt. Manch ein treffliches frommes Buch, vor allem die Heilige Schrift, las ich unter seiner Leitung. Und wie würdig, wie lehrreich sprach er darüber. Ein wahrer Patriarch war der Greis Rechoboam! Er blickte so sicher, so ruhig, so versöhnt über die unruhigen Wogen des Lebens hin! Seine Züge athmeten nur Frieden; er war wie das sanfte lichte Blau, das ruhig schwebt über den sturmgejagten schwarzen Wolken; das uns tröstet, auch wenn wir es nicht sehen, da wir wissen, es ist ewig unverändert."

„O wie beseligend, wie unentbehrlich ist ein solcher Trost, ein so vertrauender Glaube, in drohenden, sturmbewegten Zeiten wie die unsrigen", sprach die Gräfin mit einem halben Seufzer. Thekla hing mit unverwandtem Blick stumm an Theresens Lippe.

„Ja wol!" erwiderte diese. „Und für alle Zeiten", setzte sie hinzu!

Ein Augenblick der Stille trat ein; in tief bewegter Seele erwogen die Frauen den Ernst, die Schwere der Tage, die über ihrem Haupt hingen. — Ein hohl sausender Windstoß umkreiste den Thurm.

„Als ich, einige Jahre später", fuhr Therese fort, „schon die ernsten Ereignisse der Zeit zu verstehen begann, wurde ich oft ruhig, und Frieden und Vertrauen kam in meine Seele, wenn ich nur an den theuern Greis dachte.

Und besuchte er uns, setzte er sich zu uns an den großen, eichenen Tisch, wo der Vater ihm stets den Ehrenplatz auf dem altväterischen Sessel einräumte, so überkam mich's wahrhaft mit einem heiligenden Gefühl. Es dünkte mich, ich werde besser, empfinde reiner, edler in seiner Gegenwart; als fliehe jeder unlautere, leichtsinnige Gedanke scheu aus der Brust und Gott ziehe ein darin und erfülle sie mit seinem ewigen Trost, seiner Erhebung! Wenn dann draußen der Sturm brauste, der Schnee um die Fenster wirbelte, ach, in unserer Hütte und in meinem Herzen war es tiefer, seliger Frieden! — Das ist vorbei! Aber hier gemahnt es mich daran und meine Seele füllt sich mit wehmüthiger Sehnsucht!"

„Du hast eine eigene Gabe mir das Herz zu bewegen, Therese", sagte die Gräfin, die ihr gefesselt zugehört hatte.

„Ich?" lächelte sie. „O gnädigste Frau, Ihr hättet das Wort des Greises vernehmen sollen! Zumal wenn wir uns bei ihm versammelten zur Andacht, zur frommen Uebung unseres Glaubens! Es war das kein eigentlicher Gottesdienst, denn sein geistliches Amt übte der fromme Vater nicht mehr, seit er in unseren Bergen wohnte. Allein er las uns aus der Heiligen Schrift vor, oder aus anderen gottseligen Büchern, und knüpfte daran seine Betrachtungen. Auch die Legenden der Heiligen las er uns oft. Denn er hielt stets an dem Satz fest: «Wenn wir sie auch nicht anbeten, so sollen wir sie doch verehren, und ihre Bildnisse finden eine würdige Stelle in unsern Kirchen.» Ich besitze noch ein schönes Buch dieser Art, mit dem er mich beschenkte! — Es enthielt", setzte sie nach einer kleinen Pause mit etwas leiserer Stimme und mit einem eigenen Blick auf die Gräfin, der sich aus Ehrfurcht, Liebe und Freude mischte, hinzu: „es enthielt die Geschichte der heiligen Elisabeth!"

„Hast du es hier? Du solltest uns daraus vorlesen", bat Thekla lebhaft. „Es würde so traut sein hier in dem unheimlichen Felsenthurm, unter dem Sturm draußen! Bitte, hole es!"

Thekla, die erregbarste der drei Frauen, sah so eigen bewegt aus, daß die Gräfin sich zu einem heitern Wort zwang. „Die heilige Elisabeth! O von der möchte ich wol hören!" sagte sie. „Ja, Therese, zaubere dir und uns die Zeit zurück, wo der junge Tobias in eure Hütte trat; sein Bild wird dir doch auch vorschweben!"

Therese erröthete und ein ganz leises, mehr wehmüthiges Lächeln schwebte über ihre Lippe.

„Horch, was ist das?" fuhr Thekla auf, da ein dumpfes Geräusch, eine schwer zuschlagende Thür von unten herauf sich hören ließ.

„Ich glaube es war das Schloßthor in der Ringmauer des Vorhofes, welches zuschlug!" sagte die Gräfin.

„Mir schien es auch so", bestätigte Therese.

„Zu so ungewöhnlicher Zeit! Wer könnte jetzt kommen oder das Schloß jetzt verlassen", sprach die Gräfin und stand unruhig auf.

Alle drei Frauen waren in ängstlicher Spannung. Seit dem Ueberfall waren sie begreiflicherweise äußerst besorglich. Sie lauschten auf. Es mußte ein Reiter eingetroffen sein, denn man hörte den dumpfschallenden Tritt eines Pferdes durch das Schloßthor und den Hufschlag auf dem Steinpflaster des Hofes. Auch vernahm man durch das Geräusch des Sturmes das mehrerer laut sprechenden männlichen Stimmen.

„Man kommt die Stiege herauf!" rief Thekla lebhaft. Ein schwerer, klirrender Schritt näherte sich dem Thurmgemach.

„Sollte es noch so spät ein Bote Thurn's sein. Ich kann es kaum denken, da er uns erst vor vier Tagen Botschaft gesendet hat“, sprach die Gräfin, durch diese Möglichkeit so in Spannung, daß sie dem Kommenden entgegen der Thür zueilte. Indem sie dieselbe, auf welche der volle Schein des Feuers fiel, rasch öffnete, trat ihr ein Reiter entgegen, und in dem nämlichen Augenblick ertönte hinter ihr Theresens freudiger Ausruf: „Xaver!“ Sie flog in seine Arme.

Die Freude über diese glückliche, ganz unverhoffte Auflösung der besorglichen Minute war unbeschreiblich. Für die Liebenden war es nach einer Trennung von fast drei Monden stürmischer Ereignisse und schwerer Sorge der erste selige Augenblick des Wiedersehens. Für Xaver der erste Hauch friedlicher, sanfter Empfindungen und Begrüßungen, der sein warmes Herz berührte, das so lange einsam und freudlos nur gegen den kalten Eisenpanzer geschlagen hatte.

„O vergebt, gnädigste Gräfin“, begann er endlich, „daß ich so meiner Freude freien Lauf lasse; aber das Gefühl des Glücks nach so langen finstern Tagen überwältigt mich ganz!“

Elisabeth lächelte und ließ ihm ihre Hand, die er genommen hatte, freundlich zum Kuß.

„Ich habe auch eine Botschaft an Euch, gnädigste Gräfin“, sagte Xaver, „und Aufträge, die Euch willkommen sein werden und mein größtes Glück bilden. — Graf Thurn sendet mich, um Euch von hier nach Schloß Karlstein zu führen!“

„Nach Karlsstein? Unter Eurem Geleit?“ rief die Gräfin lebhaft, und Thekla und Therese theilten die freudige Bewegung. „Das ist mir wirklich sehr willkommen! — Ich glaubte hier, in weiter Entfernung und Einsamkeit den

quälenden Unruhen über die wechselvollen Ereignisse des Tages zu entgehen; aber mich dünkt jetzt, die Trennung vergrößert Angst und Besorgniß! So nahe an Prag werde ich auch allen Begebenheiten näher sein, sie richtiger erkennen. Und gewiß bin ich auch mit Thurn selbst mehr in Verbindung."

„O gewiß", versetzte Xaver lebhaft; „der Herr Graf", setzte er in bescheidener Haltung hinzu, „hatte diese Burg hier auch nur im Anfang gewählt, wo man noch nicht wissen konnte, welche Wendung die Ereignisse in Böhmen selbst nehmen würden. Die nahe Grenze Sachsens bot für den äußersten Fall eine Zuflucht dar. Doch seit dem nichtswürdigen Ueberfall scheut der Graf gerade die Nähe der Grenze, weil diese allein ein solches Unternehmen möglich macht, indem sie den Helfershelfern die schnelle Zuflucht öffnet."

Er drückte dabei Theresens Hand und sah sie mit einem innigen Blick an, der zu sagen schien: „Welchen Gefahren bist du entronnen!"

Xaver mußte sich jetzt zu den Frauen setzen. Therese sorgte für seine Behaglichkeit mit dem Eifer der Liebe, der den Frauen so schön steht. Sie nahm ihm den Helm, den Mantel ab, rückte ihm den Sessel an die behaglich lodernde Flamme. Die Gräfin und Thekla kamen ihr freundlich dabei zu Hülfe. So verschwand die anfängliche Verlegenheit des jungen Kriegsmannes bald und das Gespräch floß leicht dahin.

Xaver erzählte zuerst, daß der Graf Thurn ihm seinen jetzigen Auftrag in der Freude über den glücklichen Ausgang seiner Sendung an den Grafen Mansfeld, gewissermaßen als Belohnung ertheilt habe. Dann schilderte er diesen Krieger, den die Frauen nur dem Ruf nach kannten,

und das mancherlei Merkwürdige und Seltsame, was er auf der Reise erfahren. „Er wird uns“, schloß er, „mächtige Hülfe leisten, denn ein eiserner Kriegsmann und Feldherr scheint er mir zu sein und solcher Leute werden wir jetzt bedürfen!“

„Wird der Krieg denn jetzt unvermeidlich sein?“ fragte die Gräfin. „Thurn hat mir in der jüngsten Zeit, wenn er schrieb, von Geschäften überdrängt, nur die flüchtigsten Mittheilungen gemacht. Könntet Ihr uns nicht Genaueres berichten?“

„Der Herr Graf hat mich sogar dazu beauftragt“, erwiderte Xaver.

„O so thut es“, sagte Elisabeth im Ton dringender Bitte; „die Sorge um Böhmens Zukunft bleibt doch die schwerste, die hier auf uns lastet!“

„Für Alle und überall“, antwortete Xaver. „Es ist nun so weit, denke ich, daß wir nur mit den Waffen unsere Rechte erkämpfen können. Noch jüngst zwar waren in Prag Viele der Meinung, es werde ein friedlicher Ausgang eintreten! Jetzt nicht mehr!“

„Und weshalb jetzt nicht mehr?“ fragte Elisabeth.

„Weil nach den zuletzt eingetroffenen Nachrichten aus Wien der König Ferdinand die ganze Herrschaft über den Kaiser gewonnen hat. — Als ich in Prag eintraf, von meiner Sendung zum Grafen Mansfeld, war Alles in großer Bewegung. Der Kaiser hatte ein friedlich lautendes Schreiben erlassen, dem Viele Glauben schenkten — der Graf Thurn nicht! Er meinte, es seien sicherere Bürgschaften als bloße Versprechungen nöthig, auch war der Hauptstreitpunkt wegen unseres Rechtes, uns Kirchen zu erbauen, immer noch unentschieden gelassen. Es traten dem Herrn Grafen auch so Viele unter den Ständen und Di-

rectoren bei, daß diese den Beschluß faßten, die Waffen nicht wegzulegen, bis Bürgschaften gegeben würden für die Erfüllung der Versprechungen."

„Das hat mir Thurn selbst noch geschrieben", versetzte die Gräfin. „Dies Alles geschah in Bezug auf das letzte Schreiben des Kaisers, vom 28. Junius, aus Wien."

„Ja ich glaube von diesem Tage war es", antwortete Xaver. „Auf die Klage der Directoren, daß der Kaiser noch mehr fremdes Kriegsvolk werbe, hatte er erwidert: «Seine Mannschaften, aus deutschen Ländern geworben, könnten wir nicht fremde nennen. Wir hätten überdies den Krieg begonnen; er wolle nur Frieden und Recht; aber er könne nicht offenen Ungehorsam dulden und müsse die Unschuldigen schützen!»"

„Welche Unschuldigen?" fragte Thekla unbefangen.

„Unter den Unschuldigen versteht er Slawata, Martinitz, den Erzbischof von Prag, den Abt zu Braunau, Selender von Prossowitz, und alle Die, von denen das Unheil über uns ausgegangen ist", entgegnete Xaver bitter.

„O diese Unschuldigen!" rief Therese mit schmerzvollem Unwillen.

„Trotz alle Dem", fuhr Xaver fort, „wollten die Directoren und Stände es noch einmal versuchen, gütliche Wege zu gehen, und schrieben nach allgemeinem Beschluß am jüngst vergangenen 19. Julius offen und ehrlich nach Wien: der Friede werde leicht hergestellt sein, wenn der Kaiser wirklich unsere Rechte nicht verletzen, sondern sicherstellen wolle. «Wir sind ihm getreuer», lautete es in dem Briefe, den ich beim Herrn Grafen in der Abschrift selbst gelesen, «und inniger zugethan als die schlechten Statthalter, die er uns gesendet. Diese haben nur ihre Eigenliebe und ihren Ehrgeiz, ihren Haß und ihre Leidenschaft auf

Kosten des Vaterlandes und des Kaisers selbst befriedigt!»"

„Wenn das der gütige Kaiser Mathias so recht einsehen möchte!" seufzte Elisabeth.

„Es heißt ferner in dem Schreiben", berichtete Xaver weiter, «daß unsere böhmischen Angelegenheiten nur durch Berathungen der Böhmen selbst geordnet werden könnten!»"

„Wie dürfte es anders sein", sagte die Gräfin dazwischen.

„Es wird dem Kaiser dringlich vorgestellt, daß die Einführung österreichischer, deutscher und ungarischer Völker in unser Land sogar wider den Eid sei, den er uns bei der Krönung zum Könige von Böhmen geleistet habe. «So müßten wir denn», heißt es wörtlich, «darauf bestehen, daß Se. Majestät nur mit ungewaffneter Hand zu uns komme, oder seine Bevollmächtigten sende. Dann würden wir diesen, oder Sr. Majestät selbst in Ehrfurcht und echter Treue, in Wahrheit und bescheidentlich darthun, wie schweres Unrecht uns geschehen und wie sehr wir im Recht gewesen, uns endlich, da alle andern Mittel vergeblich, selbst Hülfe zu schaffen!»"

„Und auf so ehrfurchtsvolle, friedliche Vorstellung hat der Kaiser nicht gütig und versöhnlich geantwortet?" fragte Thekla.

„Nein!" erwiderte Xaver finster.

„Und wie lautete die Antwort?" fragte die Gräfin Thurn.

„Gestattet, edle Frau, daß ich Euch Alles in der Ordnung berichte, wie es sich ereignete", bat Xaver. „Der Herr Graf von Thurn und viele andere edle Herren hatten dies vorausgesagt. Sie hatten auch ihre Stimmen zu dem Schreiben der Directoren nur unter der unerläßlichen Bedingung gegeben, daß man nicht, wie der Kaiser verlangte, zuerst die Waffen niederlege, sondern gerüstet bleibe.

Und um so mehr, als von allen Seiten Kunde einging, daß der Kaiser aufs eifrigste selbst rüsten lasse. Wir wußten, daß zwei Heere gegen Böhmen anrücken sollten, daß sie den berühmten niederländischen General, den Grafen Boucquoi, in Dienst genommen, daß der König von Spanien ihm Beistand zugesagt und schon große Summen Geldes geschickt hatte. Dennoch hegten Viele noch Hoffnung, und der Graf selbst sagte oft: «Ließe man den Kaiser frei gewähren, wir kämen doch noch zur gütlichen Ausgleichung!» Denn es war auch darüber manche Nachricht eingegangen, daß der Kaiser Mathias sich gegen die rachsüchtigen und fanatischen Eiferer sträube, die offen und insgeheim, zu Wien und überall her, das Feuer nur anbliesen. Ingleichen vernahm man, daß der Minister, Cardinal Clesel, ebenfalls zum Frieden rathe. So erwarteten Viele mit Gewißheit und Alle doch mit einem Schimmer von Hoffnung eine milde Antwort. Da erhielt der Graf eine Nachricht, durch die jede Hoffnung zusammenstürzte."

„Und welche?" fragten die Frauen zugleich.

„Daß der König Ferdinand mit seinem Oheim, dem Erzherzog Max, in offener Gewaltthat gegen den alten kranken Kaiser aufgetreten seien!"

„Ist's möglich!" rief die Gräfin dazwischen.

„Daß König Ferdinand den Cardinal Clesel mit gewaffneter Hand, ohne Wissen und Erlaubniß des Kaisers gefänglich habe wegführen lassen, nach Schloß Ambras in Tirol, und nun das Feld allein beherrsche!"

„Wie?" rief Therese glühend vor Eifer, „das hätten sie sich unterfangen? Diese Männer der Kirche haben sich das gestattet gegen einen Priester? Diese Diener des Kaisers gegen ihren Herrn und ihr Haupt? Das that der jüngere Bruder gegen den ältern, der Neffe gegen

den Oheim? Ist das ihre Treue, ihr Gehorsam, ihre mit prahlerischen Worten verkündete christliche Demuth gegen die Kirche und ihre Oberhäupter? Wer sind nun die Aufrührer, wir oder sie? O sagt uns nur noch, daß in Euren Worten Wahrheit sei!"

„Wohl fühlst du es richtig meine Therese", antwortete Xaver. „Das thun sie gegen ihren Kaiser, gegen ihren eigenen höchsten Priester und den ersten Minister, der den Kaiser vertritt! Uns aber machen sie es zum schwersten Verbrechen, daß wir Männer viel geringerer Stellung mit Gewalt von uns stießen, die des Kaisers Recht aufs äußerste misbrauchten, die uns mit dem Schwert verfolgten, ihre Meuten wüthender Hunde auf uns hetzten! Wir sind strafwürdige Aufrührer, weil wir uns wehren, diese Bedrücker wieder aufzunehmen, sie neu einzusetzen als unsere Peiniger, jetzt wo sie zu dem alten Haß noch den neuen Ingrimm der Rache fügen würden?"

„Erzählt in der Ordnung weiter, lieber Xaver", bat die Gräfin; „was geschah nunmehr? Ihr erwähntet noch einer Antwort des Kaisers?"

„Sie traf zwei Tage vor meiner Abreise hierher ein. Der Graf hatte wohl gewußt, wie sie ausfallen würde, denn er hatte zu dem Generalwachtmeister Colon von Fels gesagt: «Nun wollen wir uns zur Schlacht fertig machen, denn mit König Ferdinand können wir keinen Frieden haben!» Und so war es. Der Brief des Kaisers, oder wie man jetzt annehmen muß, der des Königs Ferdinand von Ungarn, da des Kaisers Wille nichts mehr gilt, schlug alle Versöhnungsschritte ab, schon durch das einzige Wort, daß es darin heißt, unsere Beschwer über die Zerstörung unserer Kirche zu Klostergrab sei unbegründet."

„Unbegründet!" rief Therese, und eine edle Thräne des

Zorns blitzte in ihren Augen; „also auch unser Hülfsschrei über die Ermordung deines Vaters unbegründet! . . . . . Hilf Du uns, göttliche Gerechtigkeit!“ Und sie hob flehend die Arme empor.

„Sie wird uns helfen durch unsere eigene Kraft, unsern eigenen Muth“, erwiderte Xaver, indem er Therese beruhigend an sich zog.

„Also wirklich? Das hat des Kaisers Schreiben erklärt? In klaren, scharfen Worten erklärt?“ fragte die Gräfin Thurn.

„So ist es! Vom letzten Tage des Julius ist der Brief! Zehn Tage zuvor, am 20., hatten sie, wie jetzt allgemein kund geworden, den Cardinal Clesel gewaltsam fortgeführt! Natürlich geht nunmehr Alles von dem König Ferdinand aus! Und wie er denkt, wissen wir hinlänglich!“

„Ich bin noch wie erstarrt über diese Wendung der Ereignisse“, sagte die Gräfin nach einer Pause, „sie ist mir immer noch ganz unglaublich, steht wie eine Unmöglichkeit vor mir!“

„Es ist unzweifelhaft wahr! So wahr wie die Worte des kaiserlichen Briefes, die da sagen, daß wir die Rechte falsch deuten, die der Majestätsbrief Kaiser Rudolf's uns ertheilt hat. Nur die Stände und Städte, nicht aber die Unterthanen, am wenigsten die geistlicher Herren, dürfen Kirchen bauen!“

„Sie müssen also glauben“, rief Therese, und ihr dunkles Auge blitzte, „was der Herr ihnen vorschreibt! Sonst schlägt sich der Zahn des wüthenden Hundes in ihr Fleisch. O Rechobom! Greiser, ehrwürdiger Vater! Der sterbende Hauch deines Mundes war Friede, Versöhnung! Lehre uns aber jetzt, wie sollen wir Friede halten mit Diesen!“

Sie brach in Thränen aus. Thekla war weinend an die Brust ihrer Mutter gesunken. Tiefe Stille herrschte in dem Gemach.

Xaver legte sanft den Arm um Therese und sprach tief bewegt: „Fasse Muth, meine Therese! Wir werden ihnen nicht geduldig den Nacken beugen, um den Hieb ihres Schwertes oder das schmachvolle Joch zu empfangen! — Das war nicht der Sinn der Worte, die von der erbleichenden Lippe des Vaters tönten. So wie du, rief auch unser edler Graf: «Lehrt uns Friede halten mit Diesen! Ich wußte längst, daß es so stehe. Deshalb war ich für den Kampf. Ich wollte den Krieg, weil ich den wirklichen Frieden wollte.»"

„Und was ist auf diese letzte Kundgebung des Kaisers geschehen?" fragte Elisabeth sich zusammenraffend.

„Jetzt wird nur durch die That geantwortet", erwiderte Xaver. „Es sind Schreiben an unsere Nachbarn in Schlesien und in der Lausitz ergangen, unserm Beispiel zu folgen und mit verstärkten Mannschaften zu uns zu stoßen. Da wir die Gewißheit haben, daß der Graf Mansfeld in böhmische Dienste zu treten bereit ist, soll er nun durch die Directoren im Namen ihres Schutzamtes über Böhmen dazu geworben werden. An alle Fürsten Deutschlands werden die Rechtfertigungsschriften über unser Verfahren gesandt; an die der protestantischen Union Bitte um Hülfe. Zumal an ihr Haupt, den Kurfürsten von der Pfalz. Ihm sollen, heißt es, besondere Abgeordnete zugesandt werden, um dem edlen Herrn die Lage der Dinge ganz getreu darzustellen und sein Herz zu bewegen, uns, als so nahe Glaubensbrüder, nicht in der Noth zu verlassen."

„Ja, Kurfürst Friedrich der Fünfte ist ein edler Herr, voll jugendlichen Eifers für alles Schöne und Würdige und

tief entzündet für die Wahrheit der protestantischen Lehre", antwortete die Gräfin. „Es ist mir ein großer Trost, daß man sich an ihn wendet; selbst daß er der calvinistischen Lehre anhängt, macht mich nicht besorgt. Denn wie sie auch in Manchem abweiche von Luther's und von unsern Glaubenssätzen, Alle sind wir doch einig und müssen es sein in gemeinsamer inniger Brüderlichkeit, wo es gilt, dem harten Drang und Joch der römischen Kirche zu widerstreben!"

„Das ist auch unser Aller Hoffnung", erwiderte Xaver. „Dafür regen sich Aller Kräfte. Dem Aufruf, der zu den Waffen fordert, folgen sie jetzt freudig. Sie drängen sich zum Kampf, Landleute und Bürger. Jeder strebt, das Wackerste zu leisten, das Theuerste hinzugeben. Die edelsten Männer alle voran. Der Herr Kanzler Wenzel von Budowa, der Herr Rath Dworschetzki von Olbramowitz, Herr Procurator Martin Frühwein und der Director des Carolinums, Herr Jessenius von Jessen, der aus der Gefangenschaft zu Wien ausgewechselt worden und seit etlichen Wochen in Prag zurück ist, arbeiten die Nächte hindurch an allen den Staatsschriften. Ihnen zu Hülfe ist der Graf von Harrant aus dem Lager von Budweis nach Prag gekommen. Selbst der ehrwürdige Greis, Herr Capliez von Sulewitz, erscheint täglich im Rath und arbeitet eifrig wie die jüngsten Herren. «Ich habe nur noch wenige Tage zu hoffen», sagte er neulich lächelnd in meinem Beisein zum Grafen Thurn, der ihn ermahnte, sich doch zu schonen mit Arbeit, «da darf kein Augenblick verloren gehen.»"

„Und wie habt Ihr den Grafen Thurn verlassen, lieber Xaver", fragte Elisabeth. „Ihr habt uns von seinem eigenen Thun noch nicht berichtet!"

„Der Graf ist die Seele des Ganzen", begann Xaver

feurig; „sein Wort, seine Thaten leiten Alles. Er ist zugleich in Prag und vor Budweis, heut im Rath, morgen im Kampf!“

„Thurn ist zu unternehmend“, sagte Elisabeth besorglich. „In welche Wirbel wird er jetzt gerissen! — Wie gerecht unsere Sache sei, sie ist eine schwere Schickung, eine herzzerreißende Trübsal, die über die Völker kommt! — Und der Ausgang, wird er ein glücklicher sein?“

„Wir dürfen es freudig hoffen“, antwortete Xaver. „Noch ein mächtiger Fürst, ein tapferes Volk werden sich, so hoffen wir, außer Denen, die ich Euch genannt, uns anschließen. Der Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, und die Völker Ungarns. Die Unterhandlungen, die Herr Jessenius gepflogen, geben die sichere Hoffnung dazu!“

„Ihm mußten sie auch vor Allen glauben“, erwiderte die Gräfin. „Er selbst ist ja ein Ungar. Er war schon öfters dort in Böhmens Angelegenheiten!“

„Er wird auch jetzt wieder dahin gehen“, erwiderte Xaver. „Doch auf großen Umwegen, durch Schlesien und ganz in der Stille, damit man in Wien nichts davon ahne.“

„Gott beschütze ihn und segne sein Thun!“ sprach die Gräfin mit gen Himmel gewandtem Blick.

„Er wird uns nicht verlassen, meine Mutter!“ rief Thekla mit hellen Thränen in ihren schönen jugendlichen Augen und küßte sie in zärtlicher Umarmung.

Die Stille tiefster, innerster Bewegung trat ein.

Therese lehnte sich an Xaver's Brust. Sie war selig beglückt durch seine Gegenwart. Die unruhigen Wogen, die in ihrer Brust wallten, besänftigten sich am Herzen des Geliebten, der ihr mit leisem Kuß den Hauch des Seufzers von der Lippe nahm.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Ein heiterer Morgen war der regnichten Sturmnacht gefolgt. Noch bevor die Sonne sich erhob, standen die Pferde der Frauen gesattelt auf dem Hofe der Burg; zwei Diener, die zwei bepackte Saumrosse an die Hand nehmen sollten, und Xaver machten die Begleitung des Zuges aus. Er war zur Gräfin hinaufgegangen, um sie zu benachrichtigen, daß Alles zur Reise bereit sei.

Therese, gleichfalls schon reisefertig, begrüßte ihn zuerst; sie führte ihn in das kleine Thurmgemach, wo er gestern die Frauen getroffen, während sie selbst in das Schlafgemach Elisabeth's und Thekla's ging, um diesen noch die letzten kleinen Hülfsdienste zu leisten.

Jetzt erst hatte Xaver Gelegenheit, die wunderbare Lage des Schlosses, das er zuvor nicht gekannt und gestern im tiefen Dunkel zuerst betreten, ganz zu überschauen. Das in der höchsten Thurmzinne belegene Gemach gewährte nach drei Seiten den Blick über das verschlungene Gewebe der Thäler. Die Morgenröthe umflammte den östlichen Himmel. Die Gipfel der waldgekrönten Berge ragten stolz in das lichte Purpur- und Goldmeer der Lüfte empor. In den Thälern lag noch schattiges Dunkel. Der purpurblitzende Strom der Elbe zog im weiten Bogen, das Gebiet um das Schloß im Halbkreis einschließend, dahin. Westwärts erhob sich dunkles Gebirge; eine majestätische Waldkuppe stieg weit über die andern Berghäupter empor. Der Fuß lag in tiefem, düstrem Schatten. Der Gipfel schimmerte röthlich im Abglanz des Morgenhimmels. Es war der

Rosenberg, der König dieser Berggehege, der sein Haupt so stolz, mit der goldenen Krone des Morgens geschmückt, aufrichtete. Die wilde, wunderbare Schönheit der Landschaft schwellte Xaver's für alles Edle in Natur und Leben tief empfängliches Herz mit andachtvoller Erhebung. Er trat dicht an eines der Fenster und öffnete es; jetzt fiel sein Blick auch unmittelbar in die Tiefe vor ihm. Ein Schauer durchrieselte ihn bei dem plötzlichen Anblick. Thurmtief, steil gespalten, wild zerklüftet, senkten sich Gemäuer und Felswand unter ihm in den Abgrund. Es schien fast als schwebe der Thurm frei in Lüften, sowenig war Grund und Boden unter ihm wahrzunehmen; gleich dem Horst des Adlers auf überragender Klippe hing er über dem Abgrund. Von allen Seiten die Abstürze der jähen Tiefe. Weit darunter, an halber Felshöhe, streifte der Flug der kleinen Vögel hin, der wilden Bergtaube, die über den Klüften schwebend ihr Nest umflatterte, der Schwalbe, die pfeilschnell hin und wieder strich. Ein heiserer Ton über Xaver's Haupt bewirkte, daß er den Blick nach oben wandte. Raben umkreisten das Spitzdach des Thurms und hoch über ihnen, in den blauen Lüften verloren, schwebte ein Weih mit breit ausgespannten Flügeln, die im ersten Gold der Sonne glänzten, welche sich jetzt am Rande des Gebirges erhob. Leichtes, schleierartiges Gewölk zog wie Silberrauch durch den blauen Himmel und der Blick verlor sich ebenso in die unermeßliche Höhe wie in die schwindelnde Tiefe.

„Nun, Xaver?“ weckte eine liebliche Stimme den in den Anblick Versunkenen aus seinen Betrachtungen; es war Therese, die hinter ihm stand und die Hand sanft auf seine Schulter legte. Als er sich umwandte, trat auch schon die Gräfin in Reisekleidern ins Gemach und redete ihn lächelnd an: „Guten Morgen, junger Freund! Wir sind bereit

die Reise unter dem Geleit und Schutz Eures tapfern Armes anzutreten."

Erröthend, ehrerbietig verbeugte sich Xaver und erwiderte den Morgengruß. „Die Pferde stehen gesattelt im Burghof, gnädigste Gräfin", fügte er hinzu.

„So wollen wir denn aufbrechen", sagte sie und ging der Thür zu. Die enge, gewundene Thurmtreppe mußten sie einzeln hinabsteigen. Xaver eilte voran, um unten sogleich selbst der Gräfin das Roß vorführen zu können und ihr die ritterlichen Dienste beim Aufsteigen zu leisten. Nach wenigen Minuten ertönten die Hufe ihrer Pferde im Burgthor und der Zug wand sich auf dem schmalen Fußpfad, der Felsen und Burg umsäumt, ins Thal hinab.

Der Weg nach Prag führte dem Ufer des Elbstroms folgend, zunächst nach Aussig. Der heitere Morgen strömte wieder Frische und Hoffnung in die Brust der Frauen, und die düstren Wogen des Lebens, auf die sie gestern so besorgt hinblickten, wallten heut in sanfterem Wellenschlag. Ueberdies, die Gegenwart und nächste Zukunft war für Alle eine glückliche! Sie wandten also das Auge ab von Dem, was die Nebel der Ferne verhüllten und nur in unbestimmten Umrissen ahnen ließ, um sich dem wohlthuenden Eindruck Dessen zu überlassen, was ihnen die nächsten Stunden und Tage bereiteten.

Therese und Xaver hielten ihre Pferde etwas zurück; die Gräfin in ihrem zarten Sinn trug Sorge, daß diese vertrauliche Absonderung ihnen nicht gestört werde.

Der Reiz der Landschaft, der milde, sonnige Tag, die kleinen anregenden Ereignisse der Reise erhöhten das süße Glück dieser so schnell vorüberrauschenden Augenblicke. — Es war ja nur ein flüchtiger Regenbogen auf dem wetterschweren Hintergrunde der düstren Zeit!

Nach einigen Stunden hatten die Reisenden Aussig erreicht; der Marienberg mit seiner Kapelle jenseit der Elbe, dicht an der Stadt, war schon lange der Hauptaugenpunkt gewesen, welcher ihre Blicke fesselte. Sein felsiger Absturz senkte sich schroff in den Strom hinunter; nur ein schmaler Fußpfad führte unter dem Fels dahin; über demselben schmückte er sich mit dem lichten Grün der Rebe, die das edelste Erzeugniß der Traube reift, welches Böhmen hervorbringt. Auf einer Fähre setzten sie mit den Pferden über die Elbe, durchritten das Städtchen und schlugen von dort die Straße landeinwärts ein, das Erzgebirge entlang, dessen hoher, waldiger Kamm ihnen zur Rechten blieb, während eine reiche, blühende Landschaft, gesegnet durch Korn und Obst, geschmückt durch das frischeste Grün der Wiesen und Wälder, sie umgab.

Therese wurde von süßschmerzlicher Wehmuth ergriffen, als sie die blauen Häupter der beiden Mileschau zur Linken hinter den nähern Bergen aufsteigen sah. „Sieh dort hinüber, Xaver“, sagte sie zu ihm und deutete mit der Hand dahin; „o wie erneuet sich das Bild der Vergangenheit und das Gefühl der Jugend und Kindheit mir beim Anblick dieser blauen, stolzen Berge! Ach, als ich das letzte mal an Vater Nechobom's Seite vor Eurem Hause saß, hing sein freundliches, blaues Auge auch an ihnen! Damals deckte sie noch der Schnee mit lichten Streifen. Er sollte ihn nicht schmelzen sehen!“

Therese verlor sich in sinnende Betrachtung. Die Gräfin Thurn sah sich nach ihr und Xaver um. Dieser sprengte zu ihr heran, um sie zu fragen, ob sie irgendetwas begehre. „O nein“, sagte sie freundlich, „ich gedachte nur euer, die ihr hier so nahe an eure Heimat streift. Dort hinüber muß doch Klostergrab liegen?“

„Ja wol“, erwiderte Xaver. „Am Abhang jener blauen, waldigen Bergrücken, die sich hier rechts hinunterziehen. Bei der leichten Einsattelung des Kamms senkt sich das Thal hinab, an dessen Ausgang das Städtchen liegt. Und jene Waldberge dicht davor, hierher nach uns zu, sind es, wo wir unsern Wohnsitz hatten. Doch nur, wer die Gegend so genau kennt wie ich, kann in dieser Ferne die Linien unterscheiden!“

„Ich kann mir denken, wie der Anblick Euch bewegt“, entgegnete die Gräfin.

Man schlug jetzt einen kürzern Seitenpfad, quer über Feld nach Lowositz ein, wo die Gräfin Wagen und Pferde vorfinden sollte, um den Weg nach Prag, auf der dort bessern Straße, fahrend zurückzulegen. Sie ritten unter dem alten Schloß bei Teplitz hin, das, jetzt eine Ruine, in jener Zeit noch wohl befestigt und bemannt war. Der Weg gewann dann wieder die größere Straße, zog sich aber fortdauernd und zuweilen ziemlich steil, bergauf, bis auf den Kamm des Mittelgebirges, wo er dicht am Fuße des großen Mileschau hinstreifte. Sie erreichten die Höhe gegen Mittag und zwei Stunden später das von Weinbergen umgebene, am jenseitigen Abhang gelegene Lowositz. Hier stand der bequeme, aber schwerfällige Reisewagen der Gräfin schon bereit, und da er Raum genug bot, lud sie Xaver ein, zu ihnen einzusitzen. Die Pferde wurden den Dienern übergeben, um in zwei Tagereisen nach Prag geführt zu werden, während die Gräfin mittels bereit gehaltener Pferde die Reise noch bis zum Einbruch der Nacht fortsetzte und andern Mittags bereits in Prag eintraf.

Mit eigenthümlichen Gefühlen fuhren sie Alle in die Stadt ein, die sie jüngst unter so schwer bedeutungsvollen Verhältnissen betreten und verlassen. Die Straße, welche

sie jetzt eingeschlagen hatten, führte sie indeß nicht über den Hradschin hinein, sodaß sie des majestätischen Anblicks, die Altstadt zu ihren Füßen ausgebreitet zu sehen, entbehrten. Durch die Altstadt selbst nahmen sie den Weg, über die Moldaubrücke nach der Kleinseite, zu Thurn's Hause.

Alles in der Stadt zeigte von großen Bewegungen im Innern und Aeußern. Man sah bewaffnete Schaaren aller Kriegerarten durch die Straßen ziehen; am großen Ring der Altstadt begegneten die Reisenden einigen schweren Geschützen, die ihren Weg nach dem Roßmarkt nahmen, um durch das Roßthor nach Budweis abzugehen. Die Brücke war ihnen eine Zeit lang gesperrt, weil soeben eine Abtheilung böhmischer Reiter, die von der Kleinseite herüber rückten, durch das Brückenthor ritt.

Mit einem Gefühl, das wechselnd zwischen einem Schauer vor der Vergangenheit und der Hoffnung für die Zukunft schwankte, blickte die Gräfin, als der Wagen langsam über die Brücke fuhr, hinüber nach dem verhängnißvollen Theile des Schlosses, wo die erste Gewaltthat geschehen war. Therese saß mit Xaver rückwärts; sie hätte sich umwenden müssen, um die Stelle zu sehen; so machten Beide, im leisen Gespräch miteinander vertieft, die Fahrt in ungestörter Unbefangenheit. Bald erreichten sie den Palast.

Die Diener sprangen der ankommenden Gebieterin eilfertig entgegen und öffneten den Wagenschlag. Die Gräfin hatte aber kaum den Fuß auf den Boden gesetzt, als auch schon Thurn herabkam und sie und Thekla in seine Arme schloß. Mit Wohlwollen wandte er sich auch zu Theresen und Xaver. „Ihr kommt noch gerade zur rechten Zeit“, sagte er zu diesen, „denn noch heut muß ich Prag verlassen, und ich habe zuvor Manches mit dir abzuthun,

Xaver. Dein Vater, Therese, ist oben bei mir; ihr werdet euch sogleich sehen."

Unter diesen Worten, die Thurn mit einer seltsam geheimnißvollen, doch heitern Miene an Xaver und Therese richtete, schritten sie die Treppe hinauf. Sie gingen durch einige Gemächer und Säle, bis in das Arbeitszimmer des Grafen. „Da sind sie", rief er im Eintreten; und im nämlichen Augenblick umarmte Wolodna seine Tochter.

„Meine liebe Elisabeth", begann Thurn, während sich Jene begrüßten, „deines Bleibens hier wird nicht lange sein. Um so eifriger müssen wir die Zeit nutzen." Er führte bei diesen Worten die Gräfin und Thekla auf die andere Seite des Gemaches und setzte sich mit ihnen.

„Seit zwei Stunden sind uns die wichtigsten Botschaften zugegangen, weshalb ich alle meine Plane ändern mußte", begann Thurn. „Ich gedachte einige Tage hier mit euch zu verweilen und euch dann selbst nach Karlstein zu bringen, wo du in Sicherheit und Ruhe wohnen wirst, soweit diese Zeiten sie irgend gestatten. Jetzt aber muß ich Prag in wenigen Stunden verlassen und ich denke, es wird euch lieb sein, daß ihr gleichzeitig mit mir auch dahin abreiset, wo ihr euren bleibenden Aufenthalt haben werdet."

„Drängen die Kriegsereignisse so?" fragte die Gräfin. „Ist der Kampf unvermeidlich?"

„Ich glaube er ist unvermeidlich; und jetzt ist kein Augenblick zu verlieren. Denn das kaiserliche Heer unter Dampierre ist nun wirklich in Böhmen eingerückt und rückt gegen Bistritz vor. Wir müssen uns ihm auf der Stelle entgegenwerfen. Denn gelänge es den Kaiserlichen, dort festen Fuß zu fassen oder gar bis zur Hauptstadt vorzudringen, so würde die Unzuverlässigkeit der Gesinnung

Vieler ihnen zu Hülfe kommen und dadurch die Treue und der Muth der Unsrigen eingeschüchtert werden. Ein kühner, siegreicher Schlag dagegen, den ich zu thun hoffe, führt uns rasch auf den Gipfel und wendet alle Hoffnungen und Herzen zu uns!"

„Wir sahen viele Truppenbewegungen in der Stadt", erwiderte die Gräfin fragend, „hängen sie mit diesen Ereignissen zusammen?"

„Allerdings. Was ich irgend dem kaiserlichen Heere entgegenwerfen kann, hat auf der Stelle Befehl zum Aufbruch erhalten. Morgen Mittag spätestens werde ich selbst von Budweis mit ansehnlicher Macht abrücken. Deshalb heute die dringendste Eile. Dennoch habe ich einige Stunden für dich und für unsere Freunde."

Er gab ihr bei diesen letzten Worten einen Wink mit den Augen nach Theresen hinüber, die an der entgegengesetzten Seite des Gemachs mit ihrem Vater und Xaver im traulichen Gespräche war.

„Der alte, getreue Wolodna nämlich", sprach Thurn leise, „hat mir schon längst zu verstehen gegeben, und endlich gestern den offenen Wunsch ausgesprochen, daß Therese und Xaver ihr Ehebündniß jetzt schließen möchten. Er hat Recht. Die Zeiten sind rauh; Frauen bedürfen des Schutzes, den besten gewährt der Gatte, dem die Frau überall hin folgen, jede Lage mit ihm theilen kann. Wir beschlossen daher, die jungen Leute mit der Nachricht, daß sie ihren Bund fürs Leben jetzt schließen können, zu überraschen. Deshalb sandte ich Xaver, um euch und zugleich mit euch seine Braut hierher zu holen. Wir hätten dieser Feier mehr Muße gewidmet, doch die plötzliche Wendung der Kriegsereignisse macht es unmöglich. Trotzdem sind Wolodna und ich der Meinung, daß wir bei dem Beschluß beharren;

und die Zustimmung der Verlobten, denke ich", setzte er lächelnd hinzu, „wird uns nicht fehlen."

„Sie wissen noch nichts von ihrem nahen Glück?" fragte die Gräfin mit einem gerührten Blick hinüber zu Xaver und Therese.

„Kein Wort. Wolodna hat mir versprochen, daß ich der Ueberbringer der Botschaft sein sollte."

„Laß es mich sein, Thurn!" bat die Gräfin. „Ein zartes, weibliches Herz, wie es Therese trotz ihres männlichen Muthes, ihrer Entschlossenheit und oft begeisterten Kraft, besitzt, erfährt diese Botschaft gewiß am liebsten von weiblichem Munde. Erst muß es Therese allein erfahren. Wir nehmen sie mit hinüber in unsere Zimmer; bald führen wir die geschmückte Braut dem Bräutigam entgegen."

„Ja, bester Vater, laß es uns so einrichten", bat Thekla von inniger Freude bewegt.

„Wie ihr es meint und wünscht. Die Anstalten zur Vermählung sind bereits von mir getroffen. In der neuen Salvatorkirche wird das Paar eingesegnet."

„Durch den würdigen Lippach?" unterbrach die Gräfin fragend.

„Natürlich durch ihn. Ich habe ihn benachrichtigen lassen; es ist Alles in der Kirche bereit. Geht denn in eure Zimmer, kleidet euch um, wie es sich ziemt, und alsbald wollen wir insgesammt zur Kirche fahren. Nachdem das Paar getraut ist, nehmen wir das Mittagsmahl hier im Hause in ganz vertrautem Kreise ein, und dann schlägt ein Jeder von uns den Weg ein, den ihm sein Beruf vorschreibt. Ich nach Budweis; ihr nach Karlstein; Wolodna und Xaver begleiten euch und folgen mir erst in einigen Tagen nach."

„Die Frühlingsblüte ihres Glücks ist kurz, aber sie wird schön sein“, sagte die Gräfin und drückte Thurn dankbar die Hand. Darauf stand sie auf, um mit Thekla in ihr Zimmer zu gehen; auf ihren Wink begleitete auch Therese sie dahin. — —

Eine Stunde später stand in der neuen Kirche zum Erlöser, an der nördlichen Seite des großen Ringes, das junge Paar am Altar. Die Gräfin hatte Theresen mit weiblichem Sinn zu der Feier geschmückt. Weiß, nur das Grün des Myrtenkranzes im Haar, blühte sie, einer Lilie gleich, zart neben dem männlichen Xaver; jungfräulich schüchtern, glich sie einem athmenden, leis lebenden Marmorbilde.

Ein alter, inniger Freund des Thurn'schen Hauses, der deutsche evangelische Pfarrer David Lippach, ein Mann von sanfter Liebe und festem Glaubensmuth, den er bald in den härtesten Prüfungen bewähren sollte, war es, der die Hände der beiden Liebenden zum Bündniß der Treue vereinigte. Ein Gefühl tiefer innerer Verwandtschaft mit diesen schwer geprüften, edel erhobenen Seelen, erwärmte seine Brust, als das jugendliche Paar vor ihm stand, zum Altar geleitet von so bedeutungsvollen Zeugen als der Graf Thurn, seine Gemahlin und Tochter. Er begrüßte Alle mit frommer Wärme. Worte des Ernstes, der Liebe, der Frömmigkeit richtete er an das Paar. Die warme Flamme, die sie durchdrang, entzündete sich höher und höher während seiner Rede. Als er die Hände Beider vereint hatte, sprach er mit tief bewegtem Tone der Stimme:

„Ihr steht vor mir in eurer Jugend, eurem reinen Glück, wie ein holdseliges Bild auf dunklem Grunde! Düster ist der Himmel der Zeit, drohendes Gewölk umnachtet ihn! Der Bund eurer schuldlosen Herzen schimmert gleich einem Zwillingspaar hellblinkender Sterne durch die ge-

theilte Wolkenhülle. Eure Liebe blüht auf aus diesen stürmischen Tagen wie die Rose am rauhen Fels. Sie schwebt dahin, still leuchtend wie der Mond auf der Bahn der Nacht, und erfüllt eure Brust mit mildem Glanz! Bewahrt sie so rein, wie sie jetzt blüht und duftet! Frommes Vertrauen zum ewigen Vater sei der Boden ihrer zarten Wurzel. Treue der Thau, der ihre Blüte erfrischt, Friede und Einigkeit die milde Luft, die ihre Düfte erquickend weiter trägt: so wird ihr die Sonne des Segens nie untergehen! — Ihr wandelt vielleicht einen schweren Gang durch's Leben!" Hier erhob sich ein leiser tiefer Seufzer aus Theresens Brust, und sie blickte mit andächtigen Augen gegen die Wölbung der Kirche auf.

„Ja, ich besorge es, einen schweren Gang! Denn die Erde zittert, dumpf dröhnt es unter unsern Füßen, die Wellen des Meeres rauschen auf von schwarzen Flügeln des Sturms gestreift! Aber sehet da die Milde des Herrn! Unter dem düstren Himmel, der den Sturm verkündet, läßt er die Blume eures Glücks erblühen! Er reicht sie euch dar zum Trost für die dunkeln Stunden, die euch, die uns Allen drohen! Den Becher süßer Seligkeit führet er an eure Lippen, damit er euch labe zu der Wanderung der Mühsal, der Gefahr, der Sorge, die das Leben euch auflegt! So blicke ich mit Wehmuth und Dank auf euch, ihr Geliebten, in dieser schönen, ernsten, heiligen Stunde! Euer Bund ist auch mir ein Trost und ein Unterpfand, daß nicht das Glück verschwinden soll von der Erde in den wilden Kämpfen, die sich auf ihren holden Fluren bereiten! Ob auch der Dämon der Zwietracht verheerend dahin brause über den Erdkreis, der Liebesengel des Herrn schwebt durch seine Himmel und mit sanftem Fittig deckt er Alle, die sich zu ihm wenden. Wandelt in den Wegen des Allgütigen

und er wird bei euch sein immerdar! Seine Hand hält euch am Rande des Abgrunds und sie deckt euch, wo die Pfeile des Verderbens rauschen! Also seid ihr behütet, seid ihr bewacht! Gehet denn hin! Zittert nicht, auch wenn der Steg unter euch zittert!" —

„Dunkle Tage schaue ich vor mir", sprach er nach kurzem Innehalten wie vom Sehergeist ergriffen. „Mit verhülltem Haupte sitzen sie mir gegenüber und weinen; und die Bäche der Thränen rinnen in Bäche des Bluts! Dennoch verzaget nicht! Denn in Blut und Thränen düngt sich die Saat des Herrn, und einst wird sie blühen wie die Auen des Paradieses!"

Lippach schwieg. Alle waren erschüttert; Therese neigte leise das Haupt und hob den Blick aufwärts, als wolle sie sagen: „So wird sich's erfüllen, doch ich baue auf Dich!"

Das Paar kniete nieder; Lippach breitete die Hände segnend über sie. „Ihr seid jung, ihr seid gut, ihr seid einfältiglich! Der Segen des Herrn sei mit euch, und mein Gebet soll euch umschweben. Lasset mich die Hand legen auf eure jugendlichen Häupter! Also berühre euch sanft die Hand des Herrn! Und sein Segen geleite euch durch die Schrecken der Zeit zu dem Heil der Ewigkeit, Amen!"

So waren sie verbunden durch das heilige Sacrament! Sie umschlossen sich innig. Ihre Thränen flossen leise, selig.

An dunkler Pforte des Lebens schlossen sie den schönsten Bund! Doch, wie schwere Verhängnisse den Horizont der Zukunft umdüsterten, mit dem seligen Glück in der Brust schritten sie fromm und getrost den kommenden Tagen entgegen.

— — Zwei Stunden später waren die Vermählten und Die, welche die Zeugen ihres Bandes gewesen, schon wieder außerhalb der Mauern Prags. Der Graf und Wolodna

begleiteten zu Pferde den Wagen, in welchem Elisabeth und Thekla, und Xaver mit Theresen sich befanden, noch eine kurze Strecke. Der Weg nach Karlsstein führte über den Hradschin, durch das Reichsthor am Kloster Strahow vorbei, über den Weißen Berg hinaus. Hier schieden sich die Straßen geradaus nach Karlsbad und Eger, links nach Karlsstein, das nur fünf Stunden entfernt, noch bequem zum Abend von den Reisenden erreicht werden konnte. An dieser Stelle nahmen Thurn und Wolodna Abschied. Sie ritten zurück, wieder durch Prag, um durch das Kornthor die Straße nach Tabor und Budweis zu gewinnen. Im raschen Ritt holten sie dort die Mannschaften und Offiziere leicht ein, die ihnen schon vorangezogen waren.

Nur von zwei Dienern zu Pferde begleitet, rollte indessen der Wagen mit den Gräfinnen und dem jungen Paare vorwärts die Straße nach der Veste dahin, welche die theuersten Schätze Böhmens bewahrte, und nun auch das Theuerste schützend in ihre Mauern aufnehmen sollte, was Thurn selbst sein eigen nannte.

Xaver war von Thurn eine volle Woche gestattet, um sich der Blüte seines jungen Glücks zu erfreuen. Dann sollte auch er dem immer heftiger wirbelnden Strudel der Ereignisse wieder folgen und den sichern Sitz des Friedens und der Stille mit dem unruhvollen Treiben und den Gefahren des Kriegslagers vertauschen.

Auf so gewaltsam erschüttertem Grunde konnte friedliches Glück nicht tiefe, beharrliche Wurzeln treiben; nur gleich dem silbernen Schaume auf der dunkeln Woge leuchtete es mit ihr auf und versank mit ihr. — Die Zeit war ein sturmbewegtes Meer, und Böhmen von der wildesten Brandung umschäumt.

Achtes Buch.



Sechsunddreißigstes Capitel.

Die Gassen Wiens zunächst der kaiserlichen Burg wimmelten von Bürgern, Frauen, Kindern, Landleuten; Reiter mit gezogenem Schwerte ritten im Gedränge auf und nieder, um inmitten der Schaaren eine freie Bahn offen zu erhalten. Die Massen wurden um so dichter, je näher man dem großen Burghof kam. Hier hielten zu beiden Seiten des Eingangsthors starke Abtheilungen geharnischter Reiter, schwer bewaffnet mit Lanzen und Karabinern und großen Halfterpistolen. Aller Blicke richteten sich nach dem Thore der Burg; Neugier und Spannung war auf allen Gesichtern zu lesen. Von Zeit zu Zeit sprengten einzelne Reiter, Offiziere wie es schien, aus dem Thore und jagten über den Hof. Alsdann entstand jedesmal ein unruhiges Wogen und Drängen in der Menschenmasse und das Gemurmel der Stimmen wuchs zu einem lauten Brausen an.

„Um neun Uhr sollte er schon auf dem Glacis sein“, sagte ein Bürger zum andern. „Die Glocke auf dem St.-Michaelsthurm hat schon halb zehn Uhr geschlagen, und er ist noch nicht einmal im Burghofe zu sehen!“

„Er ist noch droben beim Kaiser, um Abschied zu nehmen und Instructionen zu erhalten“, antwortete ein Anderer.

„Was, Instructionen!“ rief ein Dritter dazwischen, dem man an seinem grauen Knebelbart ansah, daß er Soldat gewesen, obgleich er jetzt ein schlichtes dunkelgraues bürgerliches Wamms trug. „Der läßt sich nicht viel Instructionen geben! Er macht die Augen auf und thut was noth ist! Abgemacht!“

„Ihr habt wol unter ihm gedient, Alter?“ fragte der Erste, den Kriegsmann mit erstaunten Blicken messend.

„Freilich! Unter ihm und unter dem Spinola in den Niederlanden. Das war noch ein anderer Kerl, der Spanier, als der Boucquoi! Von dem hat er's gelernt!“

„Und Ihr kennt ihn von Person?“ fragte der Zweite.

„Wenn ich unter ihm gedient habe!“ erwiderte der Alte halb unwillig, halb lachend. „Glaubt Ihr ich sei blind gewesen als Arkebusierwachtmeister? Es müßte ein prächtiger Soldat sein, der seinen General nicht kennte!“

„Nun, nur nichts für ungut!“ entschuldigte sich der Bürger. „Aber der General commandirt im Ganzen und Großen, und ich denke, es kann Mancher im Corps sein, der ihn Zeit seines Lebens nicht zu sehen bekommt!“

„Ein Rekrut allenfalls!“ warf der Wachtmeister hin. „Aber nicht Einer, der seine dreißig Jahre vom Handwerk gewesen ist! Ich habe unter manchem Feldherrn gedient, und ich kenne sie allesammt, die Obersten und die Feldhauptleute dazu!“

„Still, paßt auf, jetzt kommt er!“ rief der Erste, und Alle wandten sich nach dem Burgthor, wo ein neues, unruhiges Zusammendrängen entstand.

Aber statt des Feldmarschalls Boucquoi, den die Neugierigen zu sehen hofften, rollte ein schwerer Hofwagen

aus dem Schlosse, fuhr über den Vorhof und wandte sich dann die Gasse hinunter, wo die Sprechenden standen.

„Sieh' da, Schmerl", rief der erste Bürger dem zweiten zu, „das ist Se. Hochwürden der Herr Pater Lämmermann, der Beichtvater des Königs von Ungarn!"

„Lämmermann! Das laß ihn nicht hören, Haidvogl!" erwiderte Schmerl. „Auf welsch will er genannt sein Lamormain!"

„Meinethalben auch", sagte Haidvogl.

Der Wachtmeister murmelte etwas zwischen den Zähnen, was man nicht verstehen konnte.

Die Kutsche kam heran und das Volk nahm ehrerbietig grüßend Hüte und Mützen ab, während der Pater vorüberfuhr, der sich gleichfalls nach allen Seiten verbeugte und dabei nach Art vornehmer Geistlichen mit fromm demüthigen Blicken herablassend lächelte.

„Ihr da", stieß Schmerl den alten Kriegsmann an, der wie eine Säule dastand und den Pater anstarrte, „zieht doch die Kappe! Das ist ja der Herr Pater Lamormain!"

„Ich salutire die Kapuzen und Glatzen nicht", antwortete der Graubart trocken.

„Da hast du Recht", sprach eine andere Stimme plötzlich, und zugleich schlug eine Hand kräftig auf die Schulter des Kriegsmannes. Dieser sah sich um. Es stand ein stattlicher Herr in braunsammetnen Wamms, sauber mit Seide geschlitzt, einen Degen an der Seite und den Federhut auf dem Kopfe, hinter ihm.

„Oh, seid Ihr's, Herr Tharradel!" rief der Kriegsmann und ergriff und schüttelte die Hand, die ihn auf die Schulter geschlagen hatte.

„Das ist ein Protestant", raunte Haidvogl dem Schmerl zu, „es ist der Herr von Ebergassing! Ich kenne ihn

recht gut, denn ich habe für ihn gearbeitet, aber es ist schon ein sechs Jahre her!“

„So? Er gehört wol zu den Ständen nach seiner Rittertracht?“ fragte dieser leise.

„Freilich!“ — Inzwischen hatte der Edelmann mit dem Alten geplaudert. Alle wandten sich jedoch jetzt wieder nach der Burg um, als eine laute Trompetenfanfare von dort erscholl und man wiederum eine allgemeine Bewegung im Hofe wahrnahm. Reiter sprengten vorwärts, andere saßen auf; die Zudrängenden wurden zurückgetrieben, die beiden Piquets Carabiniere, die im Burghof hielten, rückten in Ordnung und richteten sich. Die Gasse zwischen den Zuschauern wurde jetzt breiter geöffnet durch die Reiter, die die Massen gegen die Häuser zurücktrieben. Gleich darauf sah man auf einem prächtigen Schimmel einen Reiter aus dem Burghofthor sprengen, auf dessen Hut ein dichter Federbusch wallte, und dem ein reicher, goldgestickter spanischer Mantel über die Achseln hing. Eine Menge Kriegsleute zu Pferde folgten ihm.

„Das ist er“, sagte der Kriegsmann zu seinem Nachbar, dem Edelmann, der sich neben ihn gestellt hatte.

Zugleich erschallte ringsher lautes Jubelgeschrei, um den Grafen Boucquoi, den der Kaiser zum obersten Feldherrn seines Heeres berufen hatte, zu begrüßen. Umgeben von vielen Generalen und Offizieren geringern Ranges, sprengte er die offene Bahn entlang. Die Bürger schwangen Hüte und Mützen und riefen ein lautes Lebehoch; die Trompeten schmetterten, die Trommeln wurden gerührt. Aus den Fenstern winkten die Frauen mit Tüchern und einige warfen auch Blumensträuße herab.

„Die erste Kugel ihm in die Brust“, murmelte eine tiefe, rauhe Stimme dicht an Schmerl's Ohr. Dieser fuhr

erschrocken herum und sah den Edelmann sich umdrehen und fortgehen. Der alte Kriegsmann stand unverrückt, strich sich den Knebelbart und sagte nur trocken, indem er den General scharf ins Auge faßte: „Er ist alt geworden, seit ich ihn nicht gesehen habe!“

Der Graf ritt mit seinem Gefolge im raschen Galopp vorüber, dem Burgthor zu, auf das Glacis hinaus, wo eine Anzahl Truppen aufgestellt waren, über die er Heerschau halten wollte.

„Nun müssen wir Alle auch nach dem Glacis hinaus“, rief Haidvogl und zog Schmerl vorwärts. Der ganze Strom der Masse drängte dahin dem Feldherrn nach. „Kommt mit, Alter“, forderte Haidvogl den Graukopf auf, „Ihr könnt uns gewiß die Generale und Obersten alle nennen, und wir trinken danach einen Becher Ungarwein zusammen!“

„Gegen einen Trunk habe ich nichts einzuwenden“, antwortete der Alte; „aber er muß gut sein und nicht zu karg gemessen! Versteht Ihr!“

„Ihr sollt zufrieden sein, kommt nur mit!“ Sie zogen mit der Menge zum Thore hinaus. —

Auf dem breiten Raume vor dem Festungsgraben und dem Glacis hatten sich schon Tausende versammelt, um dem Abmarsch der dort aufgestellten Truppen zuzuschauen, welche ihr neuer Feldherr Boucquoi zuvor noch besichtigen wollte, ehe sie den Weg nach Böhmen antraten, um zu den übrigen dort schon befindlichen Kriegsvölkern zu stoßen. Berittene von der Leibgarde hielten im Zwischenraum von zwanzig zu zwanzig Schritt und hatten auf solche Weise ein Viereck abgegrenzt, auf dessen einer Seite die Zuschauer versammelt waren, deren rechten Flügel wiederum die Wagen mit Damen und vornehmen Herrschaften einnahmen.

„Laßt uns dort rechts hinüber“, drängte Schmerl, „wir sehen es am besten, wo die Carossen aufgefahren sind.“

„Ja, das Terrain ist dort etwas höher“, stimmte der Kriegsmann ein.

Sie steuerten auf die Gegend zu und gewannen bald einen guten Platz. Graf Boucquoi hielt, wie es schien, ziemlich am andern Ende des Vierecks, denn dort war eine Menge glänzender Reiter in einem Haufen versammelt.

„Was mag denn das für eine Fahne sein, die über den Reitern flattert?“ fragte Haidvogl.

„Das ist die Zeltfahne des Königs Ferdinand“, belehrte ihn der Kriegsmann. „Es ist dort drüben ein Zelt eingerichtet. Der König wird mit dem General Boucquoi die Fronten hinunterreiten, wie mir der Herr gesagt hat, mit dem ich in der Stadt sprach.“

„Sagt mir doch“, fragte Schmerl, „wer ist der Herr eigentlich? Gehört er wirklich zu den Landständen? Ist er wirklich ein Protestant? Hat er nicht . . . .“

„Frag' du und der Teufel!“, unterbrach der Alte den geschwätzigen Schmerl. „Zwanzig Fragen in einem Athem, wovon ich keine zu beantworten Lust habe! Ich bin mit Euch hergegangen, um Euch diesen und jenen General zu nennen, wenn Ihr Eure dumme Neugier befriedigen wollt; aber Ihr braucht nicht Hänse in allen Gassen zu sein! Und ob Dieser und Jener ein Protestant, oder ein Hussit, oder meinethalben ein Jude oder Türke ist, danach habt Ihr mich nicht zu fragen. Mann ist Mann, sagen wir Kriegsleute; wer seinen Mann steht, heißt das. — Da, seht Euch Den an, der eben über den Anger galoppirt. Das ist ein Mann! der Graf Starhemberg.“

„Sanct-Stephan! Und der reitet! Er sitzt wie auf den Sattel genagelt!“ rief Schmerl und staunte albern.

„Da könnt Ihr gleich noch Einen reiten sehen wenn's Euch so in Verwunderung setzt, daß Einer zwei Beine über einen Sattel hängt und nicht gleich im Sande liegt! Das ist der Oberst Puchheim! Der hat vor sechzehn Jahren vor Ofen den Türken, die wir in Ofen belagerten, heiß zugesetzt, unter Erzherzog Mathias, während drüben in Pesth die Türken uns belagerten, unter dem Großvezier Hassan.*) Damals ....“

„Seht! Was gibt's da?“ rief Haidvogl.

„Der König von Ungarn hat sich zu Pferd gesetzt“, unterbrach der Kriegsmann seine Erzählung.

Alsbald setzte sich die ganze Schaar der Reiter in Galopp und ritt abwärts von den Zuschauern nach dem äußersten Flügel der aufgestellten Truppen hinüber. Alles, was von vereinzelten Reitern noch auf dem Felde sichtbar gewesen war, jagte dorthin, sodaß man jetzt Einzelne nicht mehr erkennen konnte. Aber der Reiterschwarm machte bald Halt und dann eine Wendung die Linie entlang, sodaß er sich den Zuschauern wieder näherte.

„Ihr habt also auch gegen die Türken gefochten?“ fragte Schmerl, um die Pause auszufüllen, in der es eben nichts zu sehen und nichts zu erklären gab.

Der Alte maß den Spießbürger von oben bis unten mit einem spöttischen Lächeln, und sagte dann: „Man soll wol dreißig Jahre die Pickelhaube auf dem Schädel gehabt und kein Türkengesicht zu sehen bekommen haben! Ihr wiener Pantoffelgänger wißt wol gar nicht einmal, mit wem wir uns herumgehauen haben, während ihr eure Nachtmützen abnutztet? Sucht euch einen Lanzenknecht, einen Hartschierer oder Arkebusierer, der keinen Türkenfeldzug gemacht hätte!

*) Historisch.

Sitzen die Krummsäbel uns nicht Jahr aus Jahr ein auf dem Dache?"

„Freilich, freilich", pflichtete Haidvogl bei, „sie kommen uns nahe genug auf den Pelz! Wie lange ist's doch her, daß sie noch in Raab saßen? Waret Ihr auch bei dem Sturm?"

„Das hoff' ich!" rief der Graubart und sein Auge funkelte feurig. „Unterm Palffy! Er hielt draußen mit den Reitern; während die Fußknechte die Thore überrumpelten und über Nacht in die Straßen drangen. Aber sie hatten mit der Faust ins Feuer geschlagen! Der Türke war auf, wie der Tiger vom Lager! In den Gassen ein Würgen und Morden! Da riefen sie uns zu Hülfe. Zu Pferd war's nicht möglich; wir hätten einander erdrückt. Graf Palffy der Erste selbst abgesessen! «Folgt mir zu Fuß!» commandirte er. Wir zauderten. Welcher Reiter trennt sich gern von seinem Pferd? Aber als ich den Oberst allein über die Brücke gehen sah, da riß mir's in die Seele! «Hinunter vom Sattel!» rief ich und sprang ab; ihrer Zehn gleich mir nach! Wir über die Brücke mit geschwungenen Pallaschen; jetzt zündete es bei den Andern! Alles hinunter vom Gaul und zu Fuß angestürmt! Das war ein Fastnachtsspiel! Die Türken verkauften sich hoch; aber es half nichts mehr. Wir hatten das Adlernest! Nur dreihundert Gefangene, aber dreitausend todte Feinde! *) Sie sprangen vor Wuth vom Wall in die Donau. Seitdem hat der Graf Schwarzenberg auch den Raben im Wappen und die mährische Herrschaft, wie heißt sie doch ..."

„Und was bekam der Palffy?" fragte Schmerl neugierig.

---

*) Historisch.

„Einen goldenen Becher, den schenkte ihm Oesterreich“, sprach der Alte mit feierlichem Stolz. „Alles Andere schlug er aus. «Was ich gethan, war ich dem Vaterlande schuldig», antwortete er, «ich habe es ohne Anspruch auf Lohn gethan.» *) — Muß sich mir da eine Mücke im Auge gefangen haben, daß ich das Zwinkern nicht lassen kann“, murrte der Graubart ärgerlich und rieb sich die thränenden Augen mit der Hand. „Holla, jetzt paßt auf! Sie schwenken ein!“ rief er laut und zeigte mit der Hand auf den Platz vor ihnen.

Der Zug der Generale und Offiziere war inzwischen die Front heruntergekommen und wandte sich wieder mitten ins Feld. Gleichzeitig schwenkten die in langer Linie aufgestellten Truppen in breiten Zügen ein, und setzten sich in Marsch.

„Das ist der Erzherzog Ferdinand“, sprach Haidvogl und deutete auf einen stolzen Ritter im schwarzen Sammetmantel, mit Hermelin besetzt, der zur Rechten Boucquoi's hielt.

„Sprich doch König Ferdinand!“ verbesserte Schmerl.

„Man hat's immer noch so auf der Zunge, wie man's Jahre lang gewohnt gewesen“, erwiderte Haidvogl. „Freilich König, und eigentlich doppelt! Böhmen und Ungarn! — Habt Ihr denn die Krönung mit angesehen zu Presburg?“ wandte er sich zu dem Krieger.

„Nein“, war dessen barsche, kurze Antwort.

Der erste Zug war schon hart am Könige; im Vorbeimarschiren deckte er diesen und die ganze Generalität. Man sah von jetzt an nur noch die Truppen, die ziemlich nahe

*) Historisch.

an den Zuschauern vorüber marschirten, dann abschwenkten und sogleich ihren Feldmarsch antraten.

„Das ist eine Abtheilung der Althanischen Knechte“, belehrte der Alte, als das erste Fußvolk vorüberkam. „Sie haben sich oft gut geschlagen! Der lange Schwarzbart dort am Flügel, das ist der Hauptmann Roßwurm. Sein Bruder ist Oberst, befiehlt die Roßwurm'schen Lanzenknechte. Jetzt rückt Regiment Hofkirchner an: die mit den schweren Musketen!“

„Was die für breite Rabatten an den Röcken haben!“ bemerkte Schmerl. „Das hat nicht meinen Beifall; sieht so altväterisch aus! Ueberhaupt das Regiment gefällt mir nicht.“

„Das glaub' ich!“ warf der Graubart spöttisch hin. „Würde Euch besonders nicht gefallen, wenn Ihr damit zu thun haben solltet!“

„O das doch“, meinte Schmerl. „Was sollte ich die Arbeit nicht so gern übernehmen wie jede andere?“

Der Alte sah ihn verwundert an.

„Ich bin Schneidermeister für Militär wie für Bürgerliche“, fuhr Schmerl sich brüstend fort.

„Ja so“, lachte der Alte. „Nun ja, das glaub' ich! Die Röcke beißen nicht, nur die Nähnadel sticht! Da seid Ihr der Mann, etwas mit dem Regimente zu thun zu haben! Dem Großvezier Hassan war's nicht so ganz angenehm vor Stuhlweißenburg!“

Schmerl glotzte ihn an und wußte nicht, was er denken oder sagen sollte.

„Jetzt kommen die Reiter!“ rief Haidvogl.

„Hört“, sprach der Alte, „ich dächte, wir ließen uns nun den Trunk schmecken. Es ist heiß, und das Reitervolk macht einen Staub, den ich ungern verschlucke, wenn ich

nicht selbst bei dem Actus bin. Ihr könnt doch nichts Ordentliches hier sehen, denn sie schwenken kurz um und reiten nach dem Schottenthor. Kommt, laßt uns in die Stadt zurück. Die meisten Wagen fahren ja auch schon ab."

„Des Kollonic Dragoner und die Wallonen säh' ich noch gern", meinte Haidvogl.

„Die Dragoner sind schon vorgestern ausgerückt und die Wallonen gar nicht am Platze", antwortete der Alte. „Hier auf dem Glacis hat nichts gestanden, als das Regiment Adam Trauttmansdorff und Rajeczky Husaren. Die haben aber gleich vom linken Flügel abgebrochen. Kommt nur, es ist nicht der Rede werth, was hier noch vorgeht!"

Sie gingen. Im Gehen fragte Schmerl nur noch: „Wird denn der König Ferdinand nicht noch hier vorüberreiten?"

„Wol, um vor Euch Parade zu machen?" lachte der Graubart. „Nein, der König Ferdinand hat andere Dinge zu thun, als Eure Schneideraugen in Gedanken das Maß zu seinen Reithosen nehmen zu lassen. Denkt jetzt nur, daß die Maß Wein, die Ihr versprochen habt, ordentlich ausfällt!"

„Halt! Heda! Vorgesehen!" rief es hinter ihnen, und viele Bürger prallten erschreckt auf die Seite.

„Es ist die Königin Maria Anna!" rief Haidvogl, der sich umgesehen hatte. Der Vorreiter des Wagens hielt durch seinen Ruf die Menge auseinander. Gleich hinter der Königin kam ein zweiter Wagen in ebenso raschem Trabe.

„Daß dich die Pest! Schon wieder die Mönchskutte!" rief der Graubart ingrimmig und stampfte mit dem Fuße. „Und was ist denn das für ein Giftmischergesicht neben ihm?" brummte er vor sich.

Es war Lamormain und an seiner Seite der Pater Thyßka; sie fuhren gleich hinter der Königin. Alles stand still und grüßte ehrerbietig.

Der Alte stand mit der Mütze auf dem Kopfe und schaute finster unter den verzogenen Brauen heraus:

„Gleich hinter der Königin! Wundert mich nur, daß sie nicht vor ihr fahren! Und wie das Volk die Rücken krümmt! Vor Ihrer Majestät haben sie kaum die Kappen gelüftet; jetzt thät es Noth, sie leckten den Koth von den Rädern!“

Schmerl richtete sich eben aus einer Verbeugung in die Höhe, bei der er fast das Straßenpflaster mit dem Hirnschädel berührt hatte, und wandte sich zu dem Alten: „Hier, gleich im Gäßchen nach St.-Peter zu, ist ein Weinstübchen! Ein Gevatter von mir, Stephan Zeiserl, hat's vorige Woche erst eröffnet. Wollen wir dort einsprechen?“

„Nein!“ schnaubte der Griesgram ihn an. „Hab' den Appetit verloren! Schert Euch zum Teufel, Schneidergesell!“

Damit drehte er beiden Bürgern, die ganz verdutzt dastanden, den Rücken, und drängte sich durch die Menge. Unwillkürlich folgten seine scharfen Augen dem Wagen der Väter.

Nicht lange währte es, so hielt derselbe vor einem stattlichen Hause. Die beiden Geistlichen stiegen aus, wobei ihnen die Diener, welche im Hausthore standen, eilfertig entgegen sprangen und Hülfe leisteten, und gingen in das Haus.

„In den Palast! Ja, da sind sie zu Hause! Sie, die die ganze Zeit ihres Lebens sich in warmen Zellen pflegen, nur mit der Zunge fechten, sie müssen auch wol für die Zunge sorgen, an reichen Tafeln, auf weichen Polstern!

Bei uns, die wir das Schwert führen, unsere Haut täglich zu Markte tragen, Hunger und Durst, Hitze und Kälte auf nacktem Boden aushalten, was thut's da Noth, daß für unser Behagen gesorgt werde? Auf das Stroh mit ihm, auf den Pflasterstein, höchstens in den Stall, er ist es ja gewohnt! Laßt ihn frieren, laßt ihn hungern! Er ist es ja gewohnt! Er ist ein Krüppel, ein Stelzfuß! Habt Mitleid! Wozu? Hat er nur ein Bein, wird eins weniger müde; das hölzerne fühlt nichts! Hat er nur einen Arm, desto besser kann er hungern; sein Magen braucht nicht zwei zu ernähren! Laßt ihn frieren und hungern, er braucht's nicht besser, er ist es ja gewohnt!"

Unter diesem Selbstgespräch verlor sich der Alte unter der Masse.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Lamormain und Thyßka waren die breiten Treppen des stattlichen Hauses hinaufgestiegen, vor dem ihr Wagen gehalten hatte. Ein Diener öffnete ihnen die Zimmer mit den Worten:

„Der Herr Präsident läßt sehr um Entschuldigung bitten, daß er noch nicht hier ist. Er wurde von Sr. Majestät dem Könige zu bringenden Geschäften in die Kanzlei befohlen, hofft aber in kurzem zurück zu sein."

Lamormain nickte stumm und trat mit Thyßka in das ihnen geöffnete Gemach, wo Beide allein blieben und auf- und abgingen.

„Es ist mir eigentlich recht lieb“, begann Lamormain, „daß Slawata noch nicht hier ist. Ich möchte erst noch Eure Meinung über einen ihn betreffenden Punkt hören, Pater Thyßka.“

„Soweit meine Kenntniß und Beurtheilung reicht, ehrwürdiger Vater, bin ich zu jeder Auskunft bereit“, erwiderte dieser.

„Ihr wißt“, fuhr Lamormain fort, „Slawata war mittellos; seine Heirath hat ihn emporgebracht. Er hat uns seitdem mit Eifer und Muth gedient, das ist wahr. Allein er war früher doch ein Picarde, ein arger Anhänger der Utraquisten! Glaubt Ihr, daß er es ganz redlich mit uns hält?“

„Ich glaube es!“ erwiderte der Pater.

„Ich meine, haltet Ihr ihn für einen Echtgläubigen, der der Kirche in voller Ergebenheit anhängt, auch in bösen Tagen? — Hm! Ihr schweigt. — Ihr meint“, lächelte der Pater spöttisch, „es halte etwas schwer mit der echten Gläubigkeit bei Einem, der einmal hinter den Vorhang geblickt hat, den die Herren Reformatoren gelüftet haben?“

„Ihr dürftet argwöhnen, ehrwürdiger Herr?“ fragte Thyßka betreten ...

„Nichts in Betreff unserer, das heißt in Betreff Eurer und meiner! Wir wissen Beide auch, in welchem Sinn uns der echte, unwiderrufliche Glaube eine Nothwendigkeit ist. Wir müßten aufhören zu glauben, daß wir athmen müssen um zu leben! Aber es ist etwas Anderes mit den Laien! — Ich muß Euch bekennen, Slawata ist mir in der letzten Zeit so viel beim Kaiser aus- und eingegangen ...“

„Ihr hättet Besorgnisse deshalb?“

„Der Kaiser neigt sich noch immer zum Frieden. Ich

fürchte fast, er will es selbst jetzt noch auf eine Schlacht nicht ankommen lassen. Und Slawata ..."

„Denkt er an Frieden?"

„Es wäre nicht unmöglich! Seine Güter in Böhmen und Mähren ..."

„Mähren ist wol noch unser!"

„Aber sehr zweifelhaft! Für die böhmischen Güter kann er zwar Ersatz erwarten, aber er hat ihn noch nicht. — Er hat viele Verwandte und Freunde in Böhmen; ein großer Theil davon ist, vielleicht wider Willen, in den Aufruhr mit hineingezogen. Das Alles könnte ihn bestimmen, für den Frieden und für Bewilligungen zu stimmen, die wir nie einräumen dürfen. Ja, wenn er, wie der König, echt gläubig wäre! Aber — er war einmal abtrünnig und ... ein gebrochenes Holz läßt sich leimen, wächst aber nie wieder zusammen!"

„Zuweilen hält der Leim fester als das Holz, und ein zweiter Bruch geht daneben", antwortete Thyßka lächelnd. „Für guten Leim müßten wir allerdings Sorge tragen!"

„Soll ich es aufrichtig sagen", fuhr Lamormain fort, ohne auf Thyßka's Anwendung des von ihm selbst gebrauchten Gleichnisses zu achten, „so hat mich's auch stutzig gemacht, daß der kleine Streich fehlschlug. Dieser Zaloska ..."

„Das ist ein unbedingt zuverlässiger Mensch", unterbrach ihn Thyßka; „dafür darf ich mich bei Ew. Hochwürden verbürgen! Wenn der kleine Streich — aber ich möchte ihn kaum einen kleinen nennen — fehlschlug, das war nur Unglück!"

„Allerdings, Ihr habt Recht; es hätte sich daran etwas knüpfen lassen! Wir würden besser auf diese Art zum Ziel gekommen sein als durch den Herrn Reichsrath Eusebius

Khün. In den Zeiten der alten Römer leben wir nicht mehr, wo Väter ihre Söhne enthaupten ließen, und Weib und Kind nichts wogen in der Wagschale des heidnischen Patriotismus. Um so ärgerlicher, daß die Sache mislang! Zaloska ist hier; ich möchte ihn wol einmal selbst sprechen. Vielleicht daß ich ..."

„Da ist der Präsident!" unterbrach Thyßka leise, aber rasch, indem er das Auge auf die Thür geheftet hatte, gegen welche Lamormain mit dem Rücken stand.

„Meinen guten Morgen, hochwürdigster Herr!" begrüßte der eintretende Slawata mit tiefer Verbeugung den Pater Lamormain; „guten Morgen, lieber Pater Thyßka", setzte er, zu diesem gewandt, im leichtern Tone hinzu. „Vergebung, daß ich warten lassen mußte! Dringende Ausfertigungen hielten mich in der Kanzlei Sr. Majestät des Königs fest. Dafür kann ich den ehrwürdigen Herren aber die wichtigsten Nachrichten mittheilen, die soeben eingetroffen sind. Graf Dampierre hat Bistritz besetzt und ist vor Neuhaus gerückt. Die glücklichsten Erfolge sind für den Anfang errungen, und je weiter unser Heer vorrückt, je mehr Anhänger findet unsere Sache!"

„Unstreitig! Nur die Furcht hält die Meisten in den Banden der Rebellen!" bemerkte Lamormain. „Dieser Anfang ist günstig. Gebe der Himmel, daß es auch der Fortgang sei!"

„Es läßt sich nicht zweifeln, Hochwürdigster! Bedenkt nur, wenn schon jetzt unsere Waffen siegreich sind, wie werden sie es erst sein, wenn Boucquoi sich mit Dampierre vereinigt! Noch vor Anbruch des Winters triumphiren wir über unsere Gegner!"

„Nicht zu früh!" warnte Lamormain.

„Vorsicht und Besonnenheit sind allerdings nöthig!" ver-

setzte Slawata. „Aber man wird uns gewiß nicht den Vorwurf machen dürfen, daß wir es an Vorsicht fehlen lassen. Martinitz schreibt mir aus München, daß er fortwährend thätig ist, den Herzog Maximilian für uns zu gewinnen. Ein solcher Bundesgenosse ..."

„Der wäre freilich unschätzbar", fiel Lamormain ein; „Keiner, der größern Einfluß haben könnte, als das Oberhaupt der katholischen Liga! Doch sind die Verhältnisse des Kaisers mit derselben in der letzten Zeit nicht die günstigsten gewesen."

„Das wird sich ausgleichen", meinte Slawata. „Ich habe jetzt die besten Hoffnungen für das vollständige Gelingen unserer Sache, die ich, ich bekenne es, noch vor wenigen Tagen nicht hatte."

„Und träte dies ein, so gäbe es auch wol Mittel", sprach Lamormain ausforschend, „Denen, welche durch ihre Treue in Verluste gerathen sind, nicht nur das Ihrige zurückzugeben, sondern sie auch für die langen Entbehrungen reichlich zu entschädigen und ihre Dienste zu belohnen?"

„Die gibt es ohne Zweifel. Das führt uns auf die Ursache unserer Zusammenkunft. Ihr wünschtet, hochwürdiger Herr, eine genaue Uebersicht derjenigen Güter und Grundstücke zu haben, die man bei der Unterdrückung der Rebellion in Anspruch nehmen könnte. Der Geheimschreiber Fabricius, Herr von Hohenfall, hat sich mit der Zusammenstellung beschäftigt; er ist eben dabei, die Papiere zu ordnen. Ich werde sogleich nachsehen, wie weit er damit ist. Im Augenblick bin ich hierher zurück."

Er ging in ein anderes Zimmer. Als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, sprach Lamormain leise und hastig zu Thyßka: „Jetzt gewinne ich volles Vertrauen zu ihm. Er glaubt fest an den glücklichen Ausgang des

Kampfes; er sieht die Vortheile, die darin für ihn liegen und die viel größer zu sein versprechen, als die, welche ihm eine gütliche Beilegung gewähren könnte. Jetzt wird er fest mit uns halten. Schlichtete ein Abkommen, selbst ein sehr günstiges für uns, die Angelegenheit, so wäre das Höchste, was er gewönne, Rückkehr nach Böhmen, Wiederbesitz seiner Güter, allenfalls eine Entschädigung für den nachweislichen Verlust. Kommen wir mit der Gewalt der Waffen nach Prag, so verfallen uns die Güter der Rebellen und er kann seinen beträchtlichen Antheil davon erwarten. Darum ist es mir lieb, daß er so sicher auf den guten Ausgang hofft. Ich habe darüber, das bekenne ich Euch offen, Thyßka, noch einige Bedenken. Wir werden zuletzt obsiegen, ja; aber ich glaube nicht so schnell und nicht so ohne Schwierigkeiten. Unternehmend ist Thurn; er ist kein bloßer Wortheld, wenngleich er es liebt, seine Anhänger durch pomphafte Reden zu begeistern. Er hat aber auch Thaten; ein glücklicher Schlag kann ihm gelingen, dann wird sich der Zulauf drüben sehr vermehren! Hätten wir nicht die katholischen Fürsten Deutschlands, den Einfluß des Heiligen Vaters und die Macht Spaniens im Rückhalt .... so könnten wir übel fahren! Doch das ist der Ankergrund, der unser Schiff im Sturm halten wird!"

„Mir scheint es auch nicht unwichtig, was der Präsident über den Herzog von Baiern andeutete", sagte Thyßka.

„Gewiß nicht. Allein Martinitz ist der Mann nicht, das zu vermitteln. Wir haben dort kräftigere Stützen, und die kräftigste in König Ferdinand selbst. Nur der Kaiser, der Kaiser! Er ist uns überall noch im Wege!"

„Er ist sehr leidend!"

„Allerdings. Es gibt Hoffnungen! — Es gäbe auch ....“. Lamormain sprach die letzten Worte in gedehntem, gewissermaßen ihre Wirkung prüfendem Tone. Er warf einen scharfen Blick auf Thyßka. Dieser seinerseits verhielt sich schweigend und lauschend. Er ahnte, ja er errieth wol des Paters Gedanken, aber er war zu vorsichtig, ihnen die Worte zu leihen. Schweigend und sich beobachtend standen die beiden Brüder der Gesellschaft Jesu einander gegenüber.

In diesem Augenblicke tiefster Stille, wo nichts geschah, der aber für Den, welcher allwissend in die Brust der Menschen schaut, mit schweren Gedanken erfüllt war, die schwere Thatsachen aufwogen, trat Slawata wieder ein. Beide hatten ihn, in ihre Betrachtungen und gegenseitige Erforschung tief versenkt, nicht bemerkt. Sie erschracken daher, als er sie unvermuthet wieder anredete, wie bei verbotener That überrascht. Doch Lamormain gewann sogleich seine sichere Haltung wieder. Er sagte lächelnd: „Wir waren so in Betrachtungen über den Ernst unserer Lage versunken, daß Euer Eintritt uns ganz überraschte!“

„Hier eine flüchtige Zusammenstellung“, antwortete Slawata und gab ihnen ein Blatt. „Doch im Actenzimmer können wir mit Fabricius' Hülfe noch viel Umfassenderes einsehen!“

„Hm!“ summte Pater Lamormain, indem er das Blatt nahm. Er durchflog es mit raschen Blicken. Im Lesen murmelte er: „Thurn: Herrschaften Wellisch und Wimbritzsch. Schlick: Schwigam, Weißkirchen. Caplicz: Neu-Straßau, Mittschin. Smirziczki: Zwölf Güter — viel! Gitschin dabei — hat das nicht Graf Wallenstein gekauft?“ fragte er aufblickend.

„Er stand in Unterhandlungen“, erwiderte Slawata.

„Peter von Schwamberg, Zwikaw, die Rosenberg'schen Güter. Gottlob Berka, Wenzel Berka“, summte Lamormain weiter. „Eine ganz ansehnliche Zahl! — Damit ließen sich viele Getreue entschädigen und belohnen“, sprach er mit einem verstohlen beobachtenden Blick auf Slawata. „Wir theilen zwar“, setzte er lächelnd hinzu, „die Haut des Bären schon ein wenig bevor wir ihn haben, allein das thut nichts! Man muß auch dafür seine Ueberschläge machen und wissen, wie weit man sich verpflichten kann. — Es wäre mir also noch lieber das Genauere einzusehen! Wollt Ihr uns in das Actenzimmer führen?“

Slawata ging voran; die Geistlichen folgten. „Jetzt bin ich sicher“, flüsterte Lamormain Thyßka ins Ohr, „das ist der Faden, mit dem wir ihn und Alle unauflöslich an uns binden!“

Sie verschwanden in der Kanzlei.

Achtunddreißigstes Capitel.

In einem Hause am Stephansplatz saßen eines Vormittags im hohen gewölbten Zimmer des untern Stockwerks, wo von dem reichen Weinhändler Christoph Trattner Wein ausgeschenkt wurde, der Herr Tharradel von Ebergassing und ihm gegenüber sein Bekannter, der alte Kriegsmann, Stephan Reßbner war sein Name, jeder einen Becher echten Tokayers vor sich, worauf Tharradel den Alten geladen hatte.

Der Herr von Ebergassing war wieder nach Wien hereingekommen, weil die protestantischen Stände, zu denen er gehörte, sich dort versammelt hatten, um in der wichtigen Zeit ihre Angelegenheiten zu besprechen. Die Kriegsrüstung hatte begonnen, und es wurden ungeheure Summen nöthig, um die Ausgaben dafür zu decken. Das bedurfte der Zustimmung der Stände überhaupt; aber die protestantischen Mitglieder waren gar nicht geneigt einen Krieg bezahlen zu helfen, der wider ihre Religionsmeinung gerichtet war; Tharradel arbeitete eifrig mit seinen Freunden, diese Meinung zur überwiegenden zu machen, und er hatte Hoffnung, daß es ihm gelingen werde.

Auch in Neubner hoffte er, wenngleich für ein anderes Feld, einen wackern Bundesgenossen zu haben. Denn der Alte war mit Leib und Seele der evangelischen Sache zugethan, wenngleich er in religiösen Dingen nur so gewissermaßen seine Kriegsmannsreligion hatte. Die Geistlichen konnte er überhaupt nicht wohl leiden; Soldaten waren ihm lieber. Auf die katholischen Priester aber hatte er einen ganz besondern Haß, weil er es ihren Ränken zuschrieb, daß er, der so lange Jahre und so wacker in den kaiserlichen Heeren gedient hatte, schlecht abgelohnt worden und auf Hunger und Noth angewiesen war, während jüngere und minder verdiente Kameraden, die aber katholischen Glaubens waren, mit guten, bequemen Stellen an Klöstern und Stiftern versorgt worden waren. Dieser Undank hatte ihn auch feindselig gegen das Haus Oesterreich gestimmt.

Es war außer ihm und Tharradel Niemand in der Schenkstube.

„Nun trinke, Alter, und sei nicht mehr so mürrisch; freue dich der guten Zeitungen!“ redete Tharradel seinem

Gaste zu. „Hätte ich je geglaubt, daß mein alter fröhlicher Reitmeister so ein grämlicher Gesell werden könnte!"

„Ich bin auch nicht mehr der Stephan Reubner von damals, der Euch als Junker auf dem Schecken vor sich hatte!" erwiderte der Alte. „Ich kann's nicht sein und mag's nicht sein! Ich thäte besser Thurmwärter und Kirchenpförtner zu werden, wie mein Gevatter und Kamerad Hubert hier bei St.-Stephan. Da geht er eben mit dem Schlüsselbund über den Platz! — Aber für Unsereins gibt's keinen Bissen Ruhebrot." — Er deutete dabei zum Fenster hinaus, wo ein Alter in halbgeistlicher Tracht, der Kirchenpförtner Hubert, eben vorüberschritt. — „Ja, wenn ich dabei sein könnte!" fuhr Reubner mit einem Seufzer fort. „Aber soll ich jubiliren, daß ich mit dem zerschossenen steifen Arm keinen Säbel mehr ziehen kann? Daß ich zusehen muß, hinterm Ofen, wenn Andere die Arbeit thun?"

„Das nicht", antwortete Tharradel, „aber du sollst dich doch freuen, daß es der Sache, der wir angehören, gut geht, daß die Pfaffen unterducken müssen!"

„Gut geht? Was ist's denn Gefährliches! Der Thurn hat ein Paar glückliche Gefechte gehabt. Dabei ist der Tanz nicht zu Ende. Und unterducken? Die Pfaffen? Da kennt Ihr sie schlecht! Am Jüngsten Tag noch ducken sie wieder auf, wenn sie auch bis dahin untergeduckt hätten!"

„Es wird ihnen jetzt auf einige Zeit verleidet sein, vielleicht auf immer!" erwiderte der Herr von Ebergassing. — „Als wir uns vor drei Wochen sprachen, hätte Keiner von uns geglaubt, daß die Sache so schnell gut gehen würde! — Ein paar glückliche Gefechte nennst du das, Reubner, wenn eine ganze Armee zurückgeworfen wird?"

„Was Armee? Was zurückgeworfen! Es sind ja kaum

ein zehntausend Mann beisammen! Dem Dampierre ist's zuvor auch gut gegangen, so kann's ihm jetzt schlecht gehen. Er hat Bistritz genommen und Neuhaus berannt. Jetzt hat ihn Thurn daraus zurückgedrängt, das ist Alles! Im Krieg wechselt das Glück. Von Neuhaus bis Lomnitz — sind etliche Tagemärsche! Dabei haben die Böhmen noch die Belagerung von Budweis aufgeben müssen! Da ist noch nichts Großes gewonnen! Das kann ebenso rasch wieder umschlagen."

„Dein Mismuth, Alter, läßt dich die Vortheile nicht richtig sehen! Dampierre glaubte schon einen Fuß in Prag zu haben, als er Neuhaus belagerte. Wie weit stand er denn von der Hauptstadt? Ein paar Tagemärsche! Und nun muß er zurück! Wird bei Czaslau geschlagen, bei Lomnitz geschlagen, muß beinahe Böhmen räumen, und das Alles binnen vierzehn Tagen!"

„Aber Boucquoi ist in Reserve! Er rückt vor! Er muß nun mit allen seinen Truppen heran sein. Dann sind Zwei über Einen! Und der Niederländer versteht den Krieg! Wer weiß, was morgen für Zeitungen eintreffen!"

„Alter, seid nicht so kleinmüthig! Thurn versteht den Krieg auch und sein Heer ist im Wachsen. Wenn nichts gewonnen wäre, als daß den Böhmen der Muth so gewachsen ist, wie den Kaiserlichen gefallen! Und wenn du den Boucquoi so hoch anschlägst, rechnest du denn den Mansfeld für nichts?"

„Mansfeld! — Was Mansfeld? Was hat der damit zu schaffen?" fragte Neubner verwundert.

„Und das weißt du nicht? — Ihr wißt hier nicht in Wien, daß der Mansfeld mit seinem ganzen Corps den Böhmen zu Hülfe gerückt ist?"

„Der Mansfeld? Der eiserne Teufel selbst?" rief der

Graubart, und seine Augen leuchteten. „Nein, sagt mir, Herr Tharradel, ist das gewiß oder wollt Ihr mich foppen?“

„So gewiß als du hier sitzest und das Maul hängst, Reubner!“

„Nun, so will ich es auch nicht mehr hängen lassen“, rief der Alte aus und that einen kräftigen Zug: „Auf des eisernen Teufels Wohlsein! So nannten wir ihn immer. Ja, daß es im Werke war, ihm ein Commando zu übertragen, davon hatte man wol munkeln hören; aber Keiner dachte, daß es dazu kommen würde, und vollends da seitdem an sechs Wochen verstrichen sind! Es hieß auch nur, er solle ein Commando übernehmen. Und nun träte er mit seinem ganzen gegen die Spanier geworbenen Corps zu den Böhmen über?“

„Wie ich dir sage, Stephan! Seit vorgestern Abend weiß ich's schon; da sagte mir's mit Jammern und Zagen der Abt von Mölk, als ich ihm in St.-Pölten begegnete. Und hier in Wien wißt ihr das nicht?“

„O wenn's eine schlechte Nachricht gewesen wäre, die würden wir schon erfahren haben! Aber mit den guten halten sie hinterm Berge, da oben! Ja, nun glaube ich, daß sie klein beigeben werden! Der Mansfeld! Es ist um sich die Pest zu wünschen! Ich alter verrotteter Baumstumpf hier, der zu nichts mehr zu gebrauchen ist, als am Kamin zu verglimmen!“

Reubner that aber diesen mismuthigen Ausruf über sich selbst mit freudefunkelnden Augen; er war plötzlich ganz ein anderer Mensch geworden!

Der Herr von Ebergassing, der den Alten stets aufsuchte, wenn er nach Wien kam, hatte ihn auch, um ihn zu erheitern und ihm den Verdruß über seine Kriegsun-

tauglichkeit zu vertreiben, zu Gast in das Weingewölbe geladen. Er schenkte ihm jetzt, da er ihn so erfreut durch die Nachricht sah, den Becher von neuem voll und sagte: „Nun laß uns anstoßen auf die nächste glückliche Schlacht!“

„Wo Mansfeld ihnen über die Glatzen fährt“, stimmte der Alte ein, und die Becher klangen.

Sie waren bisher die einzigen Gäste gewesen. Jetzt öffnete sich die Thür und mehrere Bürger traten ein, alle mit sehr besorglichen Mienen und in sichtlicher Bestürzung.

„Gott zum Gruß, alter Graukopf“, rief eine dünne Stimme und trat mit höflicher Verneigung auf Neubner zu; „es freut mich, daß wir uns wieder treffen! Es freut mich sehr! Wahrhaftig! In solcher Zeit kann man Freunde gebrauchen und vollends solche Männer, wie Ihr seid! Muthige Haudegen! Ja, das wird Noth thun!“

Neubner sah den Sprechenden verwundert an. Er konnte sich nicht gleich besinnen, wo er ihn gesehen hatte. Doch alsbald erkannte er den Schneidermeister Schmerl. Er lachte auf und reichte ihm gutmüthig die Hand. „Bei meinem Bart, ich hätte Euch fast nicht gekannt“, rief er ihn an. „Nun, was bringt Ihr denn Neues mit? Ihr seht ja ganz confus aus! Ist's nichts Gutes?“

„Gutes? Nein, Gott sei's geklagt, Gutes bringen wir nicht! Neues freilich! Wißt Ihr denn noch nicht, wovon die ganze Stadt seit einer Stunde voll ist?“

„Nein, wovon denn?“

„Daß der kaiserliche Feldmarschall, der Herr Graf von Boucquoi, auf's Haupt geschlagen ist.“

„Boucquoi?“ rief Neubner, und sein Auge schoß Blitze.

„Boucquoi?“ rief gleichzeitig Tharradel und fügte hinzu: „Dampierre meint Ihr wol!“

„Nein, vergeben Ew. Gnaden“, antwortete Schmerl,

der mit ehrfurchtsvollem Staunen auch jetzt seinen ehemaligen Kunden, den Herrn von Ebergassing, erkannte, „es ist der Herr Graf Boucquoi, der die Schlacht verloren hat bei Lomnitz."

„Nicht doch! Da ist ja der Dampierre geschlagen", fuhr Tharradel fast verdrießlich dazwischen, „werft doch nicht so confus Alles untereinander in dem Aufruhr, in den Euch Euer Heldenmuth versetzt!"

„Halten zu Gnaden", fiel auch der Begleiter Schmerl's, Haidvogl, ein, „es ist so wie mein Gevatter, der bürgerliche Schneidermeister Ignaz Schmerl, hier erzählt. Jetzt eben vor zwei Stunden ist der Kurier in der Burg angekommen, der all die Nachrichten gebracht hat. Der Fuchs, den er geritten, war so naß, als wäre er durch die Donau geschwommen. Er mußte gleich mit den Botschaften hinauf zu Sr. kaiserlichen Majestät ins Krankenzimmer! Gott behüte den allergnädigsten Herrn; er liegt noch immer so schwer an der Gicht danieder und sie soll ihm schon in die Brust getreten sein!"

„Nun? Und Euer Kurier", unterbrach ihn Tharradel ungeduldig, „was hat er denn für Nachrichten gebracht?"

„Er kam", rief Haidvogl mit wichtiger Miene, „von Se. Majestät dem Könige von Böhmen und Ungarn; Se. Majestät haben ihn selbst abgeschickt ...."

„Zum Geier aber, was ließ denn der Ferdinandl dem Mathiäserl Alles vermelden, so sagt's doch endlich heraus, wenn Ihr's wißt!" eiferte Tharradel, „nur schwatzt mir nicht von Eurer verdrehten Schlacht, von der wir schon seit vierzehn Tagen wissen!"

„Es ist so wie der Bürger gesagt hat", sprach ein älterer Mann mit ernstem Angesicht, der einige Augenblicke

nach den Andern eingetreten war, als er die letzten Worte des Gesprächs gehört hatte. „Nachdem der General Dampierre sich zurückgezogen hatte und ihm der Feldmarschall Boucquoi zu Hülfe gerückt war, ist es bei Lomnitz abermals zur Schlacht gekommen und Graf Thurn hat am 14. September über den Grafen Boucquoi gesiegt."

Es trat eine augenblickliche Stille ein. Niemand kannte den Alten. Er war in bürgerlicher Tracht, hatte halbgraues Haar und Bart, ein sonnverbranntes Gesicht, doch mehr das Ansehen eines friedlichen Geschäftsmannes als das eines Kriegers. Tharradel sah ihn scharf an.

„Und woher wißt Ihr das so gewiß?" fragte er.

„Ich verwundere mich nur, daß es hier in Wien erst jetzt bekannt wird", antwortete der Fremde. „Ich komme eben von Linz, die Donau herunter zu Schiff, aber dort haben wir's schon vor zwei Tagen gewußt."

„Es ist wahr", bemerkte Tharradel, dem, gleich den Andern, in der Verwunderung über den ruhigen, bestimmten Fremden für den Augenblick der Eindruck des Ereignisses selbst etwas verwischt war, „wir hätten's auch schon länger wissen können, wenn die Schlacht am 14. gewesen ist!"

„Ja, ja, wie ich sage", sprach Reubner wieder spöttisch lächelnd, „gute Zeitungen für sie theilen sie uns schon schneller mit! Solche aber, wie diese, erfahren wir immer zeitig genug! — Also wirklich der Boucquoi geschlagen von dem Thurn!" wandte er sich zu dem Fremden. „Und wißt Ihr etwas Näheres von der Schlacht, Herr?"

„Nein", antwortete dieser kurz, mit einem flüchtigen, aber mistrauischen Blick auf den Kreis, der sich versam-

melt hatte. „Als ich Linz verließ, war eben die Nachricht eingetroffen, von Budweis her!“

„Es ist ein erschreckliches Unglück“, rief Schmerl aus. „Sie werden noch vor Wien rücken!“

„Könnte wol sein“, warf der Graubart Neubner lachend hin, „schaut nur zu, daß Euch der Stephansthurm nicht auf den Kopf fällt! Mich dünkt er wackelt schon! — Und wenn nicht der Stephansthurm könnte Euch doch der Mathes Thurn über den Hals kommen!“

Tharradel murmelte für sich: „Ich kann's noch gar nicht glauben und begreifen!“

„Meint Ihr auch, gnädigster Herr, daß es so übel stehe“, fragte Haidvogl, ängstlich zu Tharradel gewandt. „Ach, Ew. Gnaden haben Kenntniß von solchen Sachen! Sagt uns, droht uns Gefahr?“

„Sie werden Wien belagern wie der Türke vor Zeiten!“ rief Schmerl mit kläglicher Geberde.

„Wenn Ihr etwa vorm Glacis wohnt, in der Vorstadt, dann lauft nur, daß Ihr nach Haus kommt“, spottete Neubner, „sonst ist der Thurn früher als Ihr dort!“

Schmerl sah den Alten dumm verdutzt und erschreckt an.

„Ach, gnädigster Herr von Tharradel“, wandte er sich gleichfalls zu diesem. „Ich habe vordem für Euch gearbeitet. Ich weiß, Ihr haltet zu den Protestanten ....“

„Was gehört das hierher!“ fuhr Tharradel aufspringend ihn wild an. „Packt Euch mit Eurer Hasenangst hier hinaus, rathe ich Euch an, und laßt uns unsern Wein in Ruhe trinken!“

Schmerl und Haidvogl und die Gefährten, die sie begleiteten, fuhren erschreckt zurück. Der Fremde aber war sehr aufmerksam geworden und sah Tharradel mit scharf beobachtenden Blicken an.

„Kommt, Schmerl“, flüsterte Haidvogl, „wir wollen zu Eurem Vetter Zeiserl bei St.-Peter!“

„Ja, wir wollen fort zu Haus oder wohin Ihr wollt!“ antwortete der Erschreckte und schob sich mit einer furchtsamen Verbeugung auf die Seite. Er, Haidvogl, und die mit ihnen gekommen waren, verließen die Trinkstube, sodaß Tharradel, Neubner und der Fremde wieder allein waren.

Tharradel setzte sich wieder, und obgleich er anfangs noch verdrießlich aussah, gewann doch der Eindruck der Nachrichten, die für ihn erfreuliche waren, nachgerade die Oberhand. „Komm, Alter“, sprach er zu Neubner, „laß uns unsern Wein austrinken; jetzt wird er uns schmecken; dann wollen wir uns doch selbst einmal in der Stadt umthun und zuschauen was an dem Gerücht ist!“

„Ihr dürft Euch darauf verlassen, Herr; was ich Euch gesagt habe, ist wahr“, sprach der Fremde, der geblieben war und zwei Schritte von dem Tisch, wo die beiden Trinker saßen, auf einem Sessel neben einem kleinern Tischchen Platz genommen hatte. Tharradel wandte sich zu ihm und schien etwas fragen zu wollen. Doch der Fremde kam ihm zuvor. „Jetzt“, sagte er, „könnte ich Euch auch noch einiges Genauere darüber mittheilen.“ Dabei ließ er das Auge rings im Gewölbe umlaufen, als ob er sich überzeugen wolle, daß sie auch wirklich allein seien.

„Das sollte mir lieb sein“, antwortete Tharradel, „und wem hätte ich die Nachrichten zu danken?“

„Ich bin von Linz, mein Name ist Markwald, ich handle mit Getreide“, antwortete der Fremde und trat an den Tisch. „Ich glaube Euer Name, werther Herr, ist Tharradel? Tharradel zu Ebergassing?“

„So ist es“, antwortete dieser verwundert, „und woher kennt Ihr mich?“

„Euer Name, Herr, wurde zuvor von den Bürgern im Gespräch genannt, und da muthmaßte ich, daß Ihr derselbe seid, von dem ich bereits gehört hatte.“ Diese Worte waren von einem Blick begleitet, den Tharradel nur für einen stummen Wink halten konnte.

„Ihr wolltet etwas von mir? Ihr habt etwas an mich?“ fragte er verwundert. „Nur heraus mit der Sprache!“

„Vielleicht eine Kleinigkeit, einen Auftrag“, antwortete der Fremde, „wir können gelegentlich davon sprechen. Wenn Ihr gestatten wollt, gnädiger Herr, daß ich Euch in Eurer Wohnung aufsuche.“

„Vor diesem braven Kriegsmanne hier“, entgegnete Tharradel, „habe ich kein Geheimniß. Wir finden nicht leicht bessere Gelegenheit miteinander zu reden, denn morgen früh dürfte ich viel Geschäfte haben, und Mittags reise ich schon wieder ab, da ich jetzt nicht in Wien wohne!“

Der Fremde maß Neubner mit einem aufmerksamen Blick.

„Ihr recognoscirt mich ja so“, rief dieser lachend, „Ihr werdet doch nicht gleich hinter meine Stärke kommen!“

Der Fremde ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen. „Es ist nur ein Gruß und eine Bestellung von einem Eurer ältern Bekannten, die mir gelegentlich aufgetragen wurden, als ich vor den Unruhen in Prag dort zu thun hatte. Herr Martin Frühwein läßt Euch grüßen.“

„Frühwein“, rief Tharradel überrascht und seine Züge drückten eine unruhige Spannung aus, während der Fremde ihn mit ruhiger Sicherheit beobachtete. „Jetzt laßt nur die Maske fallen“, fuhr Tharradel leise fort; „kommt der Wind daher, so könnt Ihr erst recht frei hier sprechen. Der alte Graubart ist mein Alliirter!“

„Wenn dem so ist?“ entgegnete der Fremde fragend und sah noch einmal im Gemach umher, ob sich noch sonst Jemand darin befinde. Da er aber nur den Schenkjungen wahrnahm, der hinten in der Tiefe des Gewölbes, wo man nicht hören konnte, was gesprochen wurde, Gläser spülte, so fuhr er fort: „Nun denn ohne weiteres: Herr Frühwein sendet mich; mein Name ist Nikolaus Diewiß“, fügte er leise hinzu.

„Diewiß, Ihr seid es! Die Hand her, wackerer Freund!“ antwortete Tharradel.

„Herr Martin Frühwein hat Ew. Gnaden schon Mittheilungen über mich gemacht“, entgegnete Diewiß, „ich brauche Euch also wol nicht erst zu schildern, wie ich unserer Sache anhänge. Was nun meine Aufträge anbelangt, so“ .... er hielt inne und warf abermals einen Blick auf Neubner.

„Ich verstehe Euch und Eure Vorsicht, Herr Diewiß“, nahm Tharradel das Wort. „Doch Ihr dürft ganz frei reden. Dies ist“, dabei legte er die Hand auf Neubner's Schulter, „der treueste Anhänger unserer Sache, der Wachtmeister Stephan Neubner, ein wackerer Kriegsmann, den leider die türkischen Kugeln zum Invaliden gemacht haben. Stephan“, wandte er sich zu diesem und deutete auf Diewiß, „Herr Nikolaus Diewiß, Stadtschreiber der Altstadt Prag.“

„Leise, leise, Herr von Tharradel“, erwiderte dieser mit unterdrückter Stimme und legte den Finger auf den Mund, „daß Niemand diesen Namen, diese Bezeichnung hört. Hier bin ich der Getreidehändler Jakob Markwald aus Linz.“

„Verstehe, verstehe“, rief Neubner fröhlich und rieb sich die Hände. „Ihr marschirt mit falschem Fähnlein! Eine

Kriegslist! — Nun traue ich Euch erst recht. Aber jetzt sagt uns vor allen Dingen, wie steht's mit der Action?"

„Gut, gut, recht gut", antwortete Diewiß; „für diesen Sommer wird der Feldzug in Böhmen wol ein Ende haben. Graf Thurn hat den Marschall Boucquoi so im Lande empfangen, daß es ihm nicht mehr wohl darinnen ist."

„Der Thurn! Ich hätte nicht gedacht, daß der Schwarzkopf den Krieg so verstünde! Ein dreister Angreifer war er immer, auf den Feind ging er los, aber sah sich wenig rechts und links um. Bei Szigeth, — wann war es doch, — anno ...."

„Laß das gut sein, Reubner", unterbrach ihn Tharradel freundlich, der die Redseligkeit des Alten kannte, wenn er von seinen Kriegsereignissen erzählte. „Sagt mir jetzt gerad heraus, Herr Markwald, was habt Ihr an mich!"

„Nun, — ich habe auch Briefe!"

„So, gebt", rief Tharradel eilig.

„Nein, hier ginge das nicht wohl", sprach Diewiß lächelnd, „dergleichen trägt man nicht in der Tasche mit herum. Ich war schon auf Eurem Schloß, da hörte ich, daß Ihr in Wien seid; ich suchte Euch hier in Eurer Herberge auf, da erfuhr ich, daß Ihr gewöhnlich hier den Frühtrunk zu nehmen pflegtet. Ich suchte und fand Euch denn hier. Allein meine Brieftasche ist meine Stiefelsohle! Hier habe ich nur", er zog eine Brieftasche aus der Brust, „meine Reisescheine, aus Linz datirt, und ein paar Abschlußrechnungen über Getreidegeschäfte und andere Papiere, die dem Getreidehändler Jakob Markwald zugehören. — Laßt uns denn in Eure Herberge gehen, gnädigster Herr, dort kann ich mein geheimes Kästlein öffnen. Und dort will ich Euch auch das Genauere von der Schlacht erzählen."

„Das sind mir prächtige Händel“, rief Reubner, „wir stoßen an darauf.“

Sie tranken.

„Seid aber doch auf Eurer Hut, Herr Markwald“, sprach Tharradel leise; „es laufen hier in Wien mancherlei Gesichter umher, die Euch in Prag gesehen haben könnten. Der Slawata zum Beispiel, sammt seinem Geheimschreiber Fabricius Platter ....“

„Den der Kaiser Mathias in den Adelsstand erhoben hat, daß er sich nach seinem Luftritt Platter von Hohenfall nennen kann“, unterbrach Reubner lachend.

„Besonders warne ich Euch“, fuhr Tharradel fort, „vor den Jesuitenröcken! Da ist der Pater Thyßka ....“

„Die schwarzen Füchse möge der Schwarze holen“, rief Reubner wieder dazwischen.

„Es sind aber Füchse und sie haben eine feine Witterung“, sagte Tharradel.

„Ich danke Euch bestens für Euren Rath, gnädiger Herr“, entgegnete Diewiß; „ich wußte das theils, theils vermuthete ich es, aber“, setzte er lächelnd hinzu, „ich denke nicht, daß sie mich, wie ich hier erscheine, so leicht erkennen werden. In Prag war mein Haar noch frisch hellbraun, und wuchs mir dort ein Bärtchen auf der Oberlippe, so war ich dafür am Kinn desto glatter!“

„Ich verstehe!“ sprach Reubner mit pfiffiger Miene. „Ihr Spion, Ihr! Man sollte Euch hängen!“

„Laßt uns gehen, ich bin zu begierig zu erfahren, was mir Frühwein meldet oder sendet“, sagte Tharradel, indem er aufstand und mit dem Siegelring an den Becher klopfte, damit der Schenkjunge herbeikomme. Dieser sprang rasch von seinem

Spültrog hinweg und beeilte sich die Zahlung für den Tokayer einzustreichen.

Sie gingen.

Neununddreißigstes Capitel.

Auf den Gassen Wiens gewahrte man die unverkennbaren Zeichen größter Bestürzung. Die Bürger standen vor den Häusern in kleinen Häuflein im eifrigen Gespräch beisammen. Ein dunkler Strom der Volksmenge eilte der Burg zu, aus der die Nachrichten in die Stadt gedrungen waren und sich wie ein Lauffeuer verbreitet hatten.

Da der erste Schrecken stets die Eindrücke weit vergrößert, war Alles in der höchsten Unruhe; man hätte glauben können, der Feind stehe schon vor den Thoren.

„Sie stürzen über die Gassen als ob ihnen die Bomben und Feuerkugeln schon in die Dächer fielen", spottete Reubner. „Wartet nur, dazu kann Rath werden!"

„Laß deine Freude hier nicht zu laut werden, Alter", erinnerte Tharradel. „Noch sind sie Herren in Wien! Und zuweilen haben die Mauern Ohren!"

Sie geriethen jetzt in einen dichten Menschenstrom, der der Burg zudrängte, als ob dort, woher die erschreckenden Nachrichten zuerst gekommen waren, unaufhörlich neue ertheilt werden müßten.

„Zaloska", rief eine laute Stimme mitten in dem unruhigen Gewoge, „komm hier herüber."

Sie wandten die Augen unwillkürlich nach der Stelle, woher der Ruf kam. „Teufel! Seid vorsichtig", rief

Tharradel leise und faßte Diewiß an den Arm. „Dort kommt der Pater Thyßka quer über die Gasse, mit zwei andern Confratribus; wenn Euch von denen nur Niemand erkennt! Ausweichen ist jedenfalls besser!“ Dabei zog er ihn seitwärts, einem engen Nebengäßchen zu.

Diewiß hatte auch hinübergeblickt und allerdings einige prager Gesichter erkannt. Er hielt sich daher das Tuch vor, wandte den Kopf ab und folgte Tharradel, jedoch nicht ohne einen Blick seitwärts zu werfen, der ihm noch gestattete, Thyßka ins Auge zu fassen, wie er eben einem Mann von widerwärtig slawischer Gesichtsbildung mit breiten Backenknochen, glotzenden Augen und starrem schwarzen Bart und Haar ein Päckchen Schriften übergab und ihm mit der Hand andeutete, wohin er seinen Weg damit zu nehmen habe. Dieser drängte sich eilig damit durch die Menge; es war Zaloska in Slawata's Diensten diesem nach Wien gefolgt.

Auf einigen Umwegen, um die unruhigern Gassen zu vermeiden, erreichten Tharradel und seine Begleiter dessen Herberge nach kurzer Zeit. Hier begaben sie sich sogleich auf sein Zimmer. Sobald die Thür hinter ihnen verriegelt war, zog Diewiß eilig den rechten Stiefel aus, nahm ein Taschenmesser, that einige Schnitte von außen zwischen Sohle und Oberleder, und löste auf diese Weise einige Fäden, mit denen eine dünne Doppelsohle im Innern des Stiefels befestigt war. Er nahm sie heraus und zugleich einige aufs feinste gefalzte Papierblätter.

Tharradel griff begierig danach. Reubner hatte sich inzwischen auf einen Stuhl ans Fenster gesetzt und schaute in die Gasse hinaus.

„Ich werde Euch doch Vieles mündlich erklären müssen“, bemerkte Diewiß gegen Tharradel, „denn natürlich mußten die Blätter so geschrieben sein, daß sie unnütz und unver-

ständlich blieben, wenn sie in falsche Hand geriethen. Die Hauptsache ist meine Beglaubigung an Euch, gnädiger Herr, und meine Vollmacht durch Martin Frühwein in Betreff der Geldpunkte."

„Ich sehe, ich sehe", erwiderte Tharradel im eifrigen Lesen, während Diewiß den Stiefel wieder ordnete und anzog; „das ist aber Alles vor den jetzt gewonnenen Schlachten geschrieben?"

„Dadurch wird sich wenig ändern, nur das Ganze leichter werden", antwortete Diewiß. „Mit einem Wort, gnädiger Herr", fuhr er nach einigem Ueberlegen in wohlgeordneter, ruhiger Rede fort, „die böhmischen Stände zählen auf die österreichischen; Eure Thätigkeit, Eure Vermittelung nehmen sie in Anspruch, durch Martin Frühwein's Ausführung auf Eure Genossen zu wirken, daß wir in ein so enges, getreuliches Bündniß treten als möglich. Die österreichischen Stände haben sich so unabhängig zu stellen gewußt, so feste Freiheiten errungen, daß sie dem Kaiser gegenüber mit Sicherheit auftreten können. Und da es nun alle Freiheiten zugleich gilt, nicht blos die der Religionsübung, so ist unsere Hoffnung, daß selbst die katholischen Mitglieder uns nicht entgegen sein werden, wenn man ihnen die Dinge auf die rechte Art, mit beredter Zunge vorstellt. Wir werden nie ihren Glauben verfolgen, solange sie uns unbehindert lassen! Ist denn die gegenseitige Verfolgung nothwendig? Haben doch in ganz Böhmen, solange bis die Jesuiten Zwietracht säeten, die Hussiten friedlich mit den Katholiken beieinander gewohnt!"

Reubner pfiff während dieser Worte vor sich hin und murmelte: „Ja, wenn die Pfaffen nicht mit an dem Brei kochten!"

„Es wird schwer sein", entgegnete Tharradel. „Es

werden zu viele Lügenschriften verbreitet. Auf beiden Seiten vielleicht. Allein das Mistrauen ist einmal da. Und, beim Henker, ich traue auch nicht weit, wo die Kapuzen mitzureden haben. Gebt ihnen einen Finger und sie nehmen die Hand, gebt ihnen einen Strohhalm und sie drehen Euch umsehends ein Fangseil daraus, stark genug um einen Löwen zu binden. Doch, auf mein Wort, was ich vermag, soll geschehen. Man muß aber die Umstände abwarten. Es heißt, der Kaiser wollte die Stände schleunigst berufen, wegen der Geldmittel zum Kriege. Daran läßt sich anknüpfen; das haben wir auch hier schon unter uns betrieben. Hier, meine Hand; ich thue was ich kann; wir sind zahlreich und stark, wenn wir zusammenstehen!"

„So bringe ich gute Botschaft zurück an Herrn Frühwein?"

„Die beste!" Tharradel reichte ihm die Hand; er schlug ein und schüttelte sie herzlich.

„Allein Ihr wolltet auch uns Botschaft mittheilen", begann Reubner. „Ihr wißt Näheres von der Schlacht?"

„Nichts Einzelnes von den Gefechten selbst. So viel aber ist gewiß, daß den Unsrigen der Muth mächtig gewachsen ist und die Kaiserlichen sich in schlimmer Lage befinden. Nicht allein daß sie geschlagen sind und viel Leute verloren haben, sodaß sie sich ganz auf Oesterreich zurückziehen müssen, so haben sie auch in den ganzen sechs Wochen des Marsches erfahren wie die Böhmen fechten! Sie konnten ja kaum vorwärts, bevor ihnen unser Heer entgegenrückte, so haben die bewaffneten Bauern und die in Eile zusammengebrachten kleinen Truppenabtheilungen ihnen zu schaffen gemacht. Jeden Paß, jeden Durchgang, jedes Oertchen mußten sie sich blutig erkämpfen!"

„Sind bei Euch auch die Bauern so eifrig protestantisch oder hussitisch?“ fragte Tharradel.

„Zum Theil wol“, erwiderte Diewiß, „aber auch wo sie das nicht sind, waren sie erbittert gegen die kaiserlichen Truppen, weil sie so gar arg gehaust haben! Und dabei heißt es in der kaiserlichen Schrift: «Wir lieben unser gutes Land und das wackere Volk der Böhmen, wir wollen nur den Frevel etlicher Aufrührer bestrafen!»“

„Ja, mit solchen Worten sind sie stets bereit! Wir sind immer die Aufrührer“, rief Tharradel heftig, „wenn wir uns nicht von ihnen die Köpfe zertreten lassen wollen!“

Neubner pfiff, vor Erbitterung und Freude zugleich.

„Da heißt es ferner“, fuhr Diewiß fort: „Wir führen Euch kein fremdes Kriegsvolk ins Land, es sind Alles Söhne Eines Landes, sie sollen nur die ungerecht Bedrängten schützen!“

„Huy!“ rief Neubner mit einem langen Pfiff.

„Kein fremdes Kriegsvolk?“ eiferte Tharradel. „Auf allen Straßen haben sie geworben. Ihre Kriegsknechte reden in allen Zungen!“

„Und wenn sie auch nur deutsch und böhmisch redeten“, unterbrach Diewiß, „sie handeln wie die Türken und Heiden. Fingen sie nicht überall mit Plünderung und Brand an, wenn sie auf einen Ort rückten? Haben sie nicht die Männer, ob sie evangelisch oder katholisch waren, um Geld zu erpressen, gefangen, geknebelt, gemartert, die Weiber geschändet auf offenem Markt? Sogar zu Neuhaus, das fast ganz katholisch ist und dem Slawata gehört! Was Wunder, wenn sich da die friedlichsten Landleute zusammenrotteten und sich ihrer Haut wehrten! Kann es uns schlimmer gehen, riefen sie, wenn wir für unser Haupt und

unsere Weiber und Kinder fechten, als es uns ergeht, wenn wir diese Rotten geduldig und friedlich einrücken lassen?"

Reubner hatte aufgehört zu pfeifen. Er war blaß vor Zorn. „Ich bin auch vom Handwerk", sagte er und zitterte vor Ingrimm; „ich weiß auch, daß der Soldat oft zugreifen muß und der Krieg kein Spiel ist. Aber im eigenen Lande! Dafür möchte die Pest sie wegräumen!"

„Weil's eben nicht das eigene Land ist für all das zusammengeraffte Gesindel, das gar kein Vaterland hat und kennt", seufzte Diewiß.

„Und weil die Pfaffen hetzen", sprach Tharradel erbittert. „Sie ließen das Volk lieber mit den Tataren Brüderschaft machen als Katholische mit Evangelischen! Predigen sie ihnen nicht die ewige Seligkeit, wenn sie recht brennen und morden, und alle Höllenstrafen, wenn sie die Ketzer für Menschen erachten?"

Diewiß wischte sich eine Thräne aus den Augen.

„Ja, es ist wahrlich zum Weinen solches Elend", rief Tharradel.

„Zum Heulen vor Wuth", fiel Reubner bei und sprang auf.

„Es war, um redlich gegen Euch zu sein, Freund", sprach Diewiß, „diesmal nicht das allgemeine Elend, was mir die Thräne ins Auge trieb, sondern ein Fall, der mich selbst angeht! Ach, ich hatte eine Schwester in Neuhaus verheirathet an einen wackern Bürger, den Bäckermeister Wenzel Bissek. Dort haben sie die Vorstädte niedergebrannt und sein Haus mit, allein sie plünderten es zuvor, und als der Schwager und die Schwester mit ihrer einzigen siebzehnjährigen Tochter und den wenigen Hab-

seligkeiten, die sie retten wollten, flüchtete, ergriffen sie ihn, banden ihn, warfen ihn lebendig in die Flammen des brennenden Hauses, und Frau und Tochter wurden ...."

Die Sprache versagte ihm, er hielt die Hände krampfhaft vor das Gesicht gepreßt. Auch Tharradel und Reubner waren wie erstarrt. Reubner's bleiche Lippe zitterte vor zürnendem Schmerz; sein treues Herz bebte im Mitgefühl; Tharradel drückte sich die Hand vor die Augen. Diewiß schwankte; sie mußten ihn in die Arme nehmen. Einige Augenblicke vergingen in stummen Schauern. Dann war es, als ob ihn plötzlich eine höhere Gewalt durchzuckte und ihm Leben und Kraft zurückgebe. Er richtete sich auf, sein Auge flammte, drohend hob er die Rechte gen Himmel und rief: „Solange ich meine Hand erheben kann, solange meine Zunge zu stammeln vermag, soll mein Arm nicht ruhen und mein Mund nicht schweigen im Kampf wider Die, welche solche Gräuel verschuldet!"

In diesem Augenblick pochte es hart an die Thür.

„Was ist das?" fragte Tharradel leise und horchte betroffen auf.

Zwei murmelnde Stimmen ließen sich vor der Thür hören, die eine von eigenthümlich rauhem Ton. „Still", sprach Diewiß, kaum hörbar mit dem Finger auf dem Munde, „ich habe eine Vermuthung, seid vorsichtig!"

„Wer ist da?" fragte fast gleichzeitig Tharradel, der gegen die Thür geschritten war.

„Es ist Jemand hier, der Ew. Gnaden zu sprechen wünscht", antwortete die Stimme des Stallknechts aus der Herberge.

„Laßt ihn ein, um keinen Verdacht zu erregen", „raunte Diewiß ihm zu und raffte schnell die Papiere, die noch auf

dem Tische lagen, zusammen; „ich glaube zu wissen, wer es ist."

Tharradel öffnete. Es war Zaloska, der neben dem Hausknecht stand und sich mit geheuchelter Demuth verbeugte.

„Was ist zu Eurem Begehr?" fragte Tharradel mit schlecht verhehltem Unwillen, als er das widerwärtige Gesicht des Gesellen sah, den er nicht kannte.

„Der gnädige Herr hat", sprach er mit angenommener Unterwürfigkeit, während sein Auge scharf umherspähte, „das auf der Gasse verloren; ich wollte es hier zurückbringen." Dabei übergab er Tharradel ein seidenes Sacktuch.

„Ja, das ist mein Tuch", antwortete Tharradel erstaunt und nahm es; er hatte es noch nicht vermißt. „Ich danke Euch! Nehmt das für Eure Mühe." Er reichte ihm ein Geldstück, das Zaloska mit einem verzerrten Lächeln empfing und sich auf Tharradel's Hand beugte, um sie zu küssen. „Wo habt Ihr das Tuch gefunden?" fragte dieser.

„Am Kohlmarkt ließ es der gnädige Herr fallen. Aber das Gedränge war zu groß; ich konnte nicht gleich folgen; es hat mir viel Mühe gemacht, Euch hier aufzufinden."

Während dieses Gesprächs hatte Zaloska immerfort seine Augen seitwärts auf Diewiß gerichtet; dieser stand an einen Tisch gelehnt, scheinbar ganz gleichgültig. Jede Spur der Aufregung des Gemüths war aus seinen Zügen gewichen; er spielte mit den Fingern wie gedankenlos auf dem Tische.

Tharradel, dem die Störung überhaupt höchst unwillkommen und Zaloska selbst äußerst zuwider war, verabschiedete ihn kurz und drängte ihn halb wieder zur Thür hinaus. Kaum waren sie allein, als Diewiß ihm ein Zeichen

gab und dann laut, aber mit gleichgültigem Tone fragte: „Und was meint Ihr, daß ich für die Last Weizen bekommen werde?“

Dadurch brachte er ein Gespräch über Getreide in Gang, lauschte aber dabei immerfort an der Thür. Erst als die verhallenden Schritte der sich Entfernenden ihm die Sicherheit gewährt hatten, daß sie nicht horchten, fing er an:

„Ich bin nicht mehr sicher in Wien. Dieser Bursche streifte schon zuvor auf der Straße an uns vorüber. Ich erkannte ihn sogleich; er gehört zu Slawata's Anhang und ich habe im Mai mit ihm zu thun gehabt in Prag. Ich hätte nicht geglaubt, daß er mich erkannt haben könnte, in der verstellten Tracht. Jetzt aber bin ich dessen gewiß. Diese Meute unserer Feinde hat nicht nur die Wuth, sondern auch die Spürkraft der Hunde! — Könnt Ihr mich unbemerkt hier fortschaffen? Wenn ich nur meine Herberge am Rothen Thurmthore erreiche, dann ist mir nicht mehr bange.“

„Dahin führe ich Euch; ich setze meinen Kopf zum Pfande, ohne daß uns Jemand nachspüren soll“, rief Neubner.

„Ihr wüßtet ein Mittel?“

„Traut einem alten Soldaten. Ich verstand einzuhauen, aber auch eine Schleichpatrouille zu machen. Kommt nur ohne Zeitverlust.“

„Wie willst du das anfangen, Alter?“ fragte Tharradel.

„Laßt das meine Sorge sein, Herr von Tharradel“, entgegnete Neubner. „Aber fort, damit sie nicht erst ihre Anstalten machen!“

„Und schafft hier alle verrätherischen Spuren, alle Papiere bei Seite“, erinnerte Dietwiß.

Mit herzlichem Händedruck und stummer Umarmung nahm er Abschied und ging mit Stephan Neubner hinaus.

Im Hause trafen sie Niemand mehr. Drunten auf der Gasse warf Neubner die Augen rechts und links. Wirklich sahen sie kaum funfzig Schritte entfernt Zaloska stehen, mit einem Manne in Jesuitentracht und zwei andern Leuten, die kein sehr empfehlendes Aeußere hatten. Sie waren eifrig im Gespräch miteinander.

„Gut, daß sie links stehen“, sprach Neubner leise und drängte Diewitz rechts. Sie gingen eilig die Gasse hinauf, dann in das erste, ganz nahe Quergäßchen rechts und dort in eins der nächsten gegenüberstehenden Häuser.

Sowie sie die dunkle Hausflur erreicht hatten, rief Neubner fröhlich: „Victoria! Wir haben gewonnen! Es ist unmöglich, daß sie uns hier haben eintreten sehen, und heraus wollen wir bald und unerkannt kommen.“

Damit zog er Diewitz eilfertig die enge, finstere Treppe hinauf, bis ins vierte Stockwerk. Hier pochte er an eine schmale Thür mit einem vergitterten, kleinen Glasfensterchen; eine heisere weibliche Stimme fragte: wer da sei?

„Macht nur rasch auf, Muhme“, antwortete Neubner; „eilig, eilig!“

Ein Riegel schob sich schwerfällig zurück, die Thür öffnete sich und Beide verschwanden in dem dunkeln Raum.

Vierzigstes Capitel.

Der alte Kaiser Mathias, in einen Pelz gehüllt und die Füße mit Pelzkissen bedeckt, denn es war schon im December, saß in einem Lehnstuhl, den er an das Fenster hatte rücken lassen, aus dem er über die Mauern und Festungsgräben Wiens hinweg hinausblickte ins Feld. Den Himmel deckte graues Gewölk, feuchter Schnee flöberte herab in dichten Wirbeln, doch er zerschmolz fast in dem Augenblick, wo er den Boden erreichte. Das Feld war öde und leer, grau, nur dürre Aeste der alten Bäume streckten sich als Unterbrechung des schwermüthigen Einerlei in die Lüfte. Denn der Kreis der fernen Gebirge am Horizont, selbst der Kahlenberg waren durch die nebelige Luft und den im Winde umgetriebenen Schnee ganz dem Blicke entzogen. Die Schildwachen, die auf den Wällen hin und wieder gingen, wickelten sich dicht in ihre Mäntel, schüttelten häufig den Schnee vom Helm und schlugen, das Gewehr anlehnend, die Arme kreuzweis über die Brust zusammen, um sich zu erwärmen. Draußen im Blachfelde sah man kaum hier und da einen Menschen, der mühsam gegen den Wind kämpfte, oder einen belasteten Wagen, den die keuchenden Pferde trotz aller Peitschenhiebe des Fuhrmanns kaum durch den tiefen kothigen Weg schleppen konnten. Es war ein düstres Gemälde, in welchem sich die einzelnen bewegten Gegenstände so unscheinbar verloren, daß es in todtengleicher Stille dalag, die nur durch das heisere Krächzen der Raben unterbrochen wurde, welche unter dem grauen Gewölke hin und wieder strichen oder die Spitzthürme der Burg unter der Wetterfahne umflatterten.

„Wie dort draußen“, sagte der Kaiser, der lange schweigend in die Landschaft geblickt hatte, mit finstrem Tone, „so schaut es auch mit mir aus. Alles grau und wüst!“

„Es wird halt schon wieder Frühling werden und lustig grünen“, versetzte der alte Kämmerer Balthasar, indem er das Tischchen mit dem Frühstück neben den Stuhl des Kaisers setzte, „dort draußen, und bei Ew. kaiserlichen Majestät!“

„Bei mir?“ Der Kaiser schüttelte den Kopf.

„Ei gewiß, wenn unser Herrgott den Segen gibt, mit dem Winter endet auch die Krankheit, und .....“

„Nichts, nichts, Balthasar“, unterbrach ihn der Kaiser. „Mit dem vorigen Frühling hat's angefangen und mit diesem wird's enden!“

Er unterbrach den Fortgang seiner Rede und fragte dann: „Ist denn die Kaiserin noch nicht auf? Sie pflegt doch sonst gleich frühzeitig hier mein Lazareth zu besuchen!“

„Befehlen Ew. Majestät, daß ich hinübergehe, mich zu erkundigen?“ fragte der Kämmerer.

„Ja, Balthasar, geh!“

Der Kaiser war allein. „Frühling!“ murmelte er vor sich hin. „Da draußen wird's schon wieder Frühling werden! Mein Winter hat keinen Frühling mehr. — — Er hat am Ende doch Recht! März, Mai .... nun, in Gottes Namen! Die Freude ist auch nicht allzu groß, hier auszudauern! Sorge, Mühe, Verdruß, Kummer und Unheil auf allen Seiten! Ja, in Gottes Namen!“

Er zog ein Gestell, auf dem sich allerlei Papiere befanden, näher an den Sessel. „Ich habe das Alles nur so flüchtig durchlaufen und es muß doch genau gelesen werden; es ist ein bitterer Trank, den ich Löffel auf Löffel verschlucken muß bis zum Ende!“

Er nahm die übereinander geschichteten Papiere vor und

las sie eins nach dem andern aufmerksam durch. Seine Miene wurde immer finsterer. „Sie haben es mir gut eingerührt die Herren, die sich für so viel weiser hielten als mich und Clesel!"

Balthasar kehrete zurück. Er begegnete dem fragenden Blicke des Kaisers, der sich sogleich auf ihn richtete, mit einem verlegenen, ja beunruhigten. „Ihre Majestät die Kaiserin haben eine üble Nacht zugebracht und befinden sich noch jetzt nicht recht wohl", meldete er.

„Krank? Sie auch krank?" fragte Mathias bestürzt. „Soll denn hier in der Burg Niemand mehr gesund sein?"

Der Kämmerer machte eine Bewegung, um zu sprechen. Der Kaiser unterbrach ihn mit der Frage: „Ist das Uebel denn arg? Ist schon zu einem Leibarzt geschickt?"

„Ich kann es nicht sagen, Ew. Majestät!" antwortete Balthasar, „doch geruhen Ew. kaiserliche Gnaden ...."

„Geh' gleich", unterbrach ihn der Kaiser, „erkundige dich; wenn noch nicht geschickt ist, soll es auf der Stelle geschehen! Zu Gisbertus oder Bossius, oder wen ihr zuerst trefft! — Eile Alter! ...."

Der Kämmerer stand zögernd. Der Kaiser sah ihn ungeduldig an.

„Ich habe noch eine Meldung an Ew. Majestät", sprach Balthasar verlegen. „Se. Majestät der König haben herübergesandt und lassen um Erlaubniß bitten, Ew. Majestät so früh stören zu dürfen!"

„Das wird wieder eine angenehme Unterredung oder eine schöne Hiobspost sein", rief der Kaiser aus.

Doch er winkte dem fragend anblickenden Balthasar bejahend zu, und dieser ging, um die Befehle seines Herrn zu vollführen. Wenige Minuten später trat der König von Ungarn, Erzherzog Ferdinand ein.

„Darf ich mich nach dem Befinden meines gnädigsten Oheims erkundigen?“ fragte er, sich tief verbeugend.

„Gut, gut!“ warf Mathias verdrießlich hin; „gut für Euch, desto schlimmer für mich!“

Der Erzherzog Ferdinand wollte etwas erwidern, doch er bezwang sich und nahm die bittere Aeußerung schweigend hin.

„Ich hoffe, Ew. Majestät haben keine so üble Nacht zugebracht wie gestern“, begann er nach einigen Augenblicken. „Leider muß ich Ew. Majestät Geduld und Kräfte in Anspruch nehmen, und ich wünschte daher, daß sie so frisch sein möchten als möglich. — Es sind wichtige Botschaften eingetroffen!“ Bei den letzten Worten warf er einen Blick auf Balthasar.

„Müssen wir allein sein?“ fragte der Kaiser, und da des Erzherzogs Blicke die Frage bejaheten, sagte er zu Balthasar: „Thu', was ich dir aufgetragen und warte draußen, bis ich schelle.“

Der Kämmerer setzte dem Könige Ferdinand einen Sessel zu dem des Kaisers und entfernte sich.

„Setz' dich“, winkte Mathias. „Du bringst schlechte Neuigkeiten? Wie?“

„Schlechte für die Gegenwart, doch die Hoffnung für gute in der Zukunft!“ war die Antwort.

„Es steht mir nur etwas weit im Felde aus mit Eurer glücklichen Zukunft!“ entgegnete der Kaiser, „und Eure Gegenwart macht es uns halt sehr unbequem! — Indeß Ihr habt es ja Alle besser verstanden als ich.“

„Es ist mir gewiß ebenso tief schmerzlich, als es Ew. Majestät selbst sein kann“, begann der König, „daß die heilige Sache, die wir führen, für den Anfang ein so geringes Waffenglück gehabt hat ....“

„Waffenunglück und großes“, unterbrach Mathias, „geringes Glück nennt Ihr das? Ein hübscher Name für ein halbes Dutzend verlorener Schlachten und Städte! Sagt mir doch, theurer Neffe, wo hätten wir denn Glück gehabt?“

„Ew. Majestät erlauben mir zu bemerken, daß wir freilich zu lange gezögert hatten, den Aufrührern mit gewaffneter Hand entgegenzutreten!“

„Ja es ist ein Unglück“, rief der Kaiser spöttisch und voll Ingrimm. „Im Sommer regnet es keine Soldaten, und im Winter schneit es keine! Wir hätten sollen die Generale allein schicken und drei Monate später die Mannschaften! Das wäre eine gute Art Krieg zu führen gewesen. Viel schlechter hätte es freilich auch nicht ausfallen können, als es jetzt steht! Vielleicht erleben wir es noch vor Weihnachten, daß wir hier vom Fenster aus Heerschau halten können — über die Böhmen! Es müßte sich recht gut ausnehmen, wenn sie da drüben ihr Lager aufschlügen und uns die Kanonenkugeln durch die Mauern schickten! Freilich, wie man sich halt bettet, so liegt man!“

Der Kaiser erhitzte sich, es war seine Weise, im Reden. Ferdinand wurde verlegen; er suchte nach einer glücklichen Wendung, um zu antworten und dem Kaiser die neuen unangenehmen Meldungen so gelind als möglich zu machen; doch er suchte vergebens. Mathias blickte zum Fenster hinaus in die Landschaft, als wollte er überschlagen, wie sich wol das Heer der Böhmen hier lagern könnte. Der Zorn weckte in seinem matten erlöschenden Auge ein neu aufglühendes Feuer.

„Zu solchem Aeußersten wird es der allmächtige Gott, so hoffe ich, niemals kommen lassen“, begann endlich Ferdinand, „wenn er uns auch noch manches Unglück schickt —

zur heilsamen Strafe vielleicht! — Gerad heraus!" nahm er sich endlich zusammen, „ich muß Ew. Majestät einen neuen Unfall melden!"

Der Kaiser horchte gespannt.

„Pilsen ist verloren!"

„Pilsen!"

„Mansfeld, der nun mit seinem ganzen Corps in Böhmen eingerückt ist, hat es mit Gewalt der Waffen genommen. Vor einer Stunde hat mir der Graf Boucquoi die Depesche mit der leider unzweifelhaften Nachricht gesandt."

„Und der Kurier ging an dich!" betonte der Kaiser bitter.

„Nur wegen meines Commandos", entgegnete Ferdinand mit bescheidenem Tone, „der Feldmarschall hat den Vorfall als eine reine Kriegsangelegenheit betrachtet! — Am einundzwanzigsten November ist Mansfeld eingerückt!"

„Wie? Und das erfahren wir heut erst? Am fünften December?"

„Ew. Majestät wollen bedenken, daß wir gar keine Verbindungen mehr mit Böhmen offen haben. Thurn und die Directoren senden uns freilich keine Kuriere! Nur langsam, auf Unwegen, heimlich, oft nur zufällig kommen uns die Nachrichten von dort zu. Vollends jetzt, wo Wetter und Straßen so übel sind!"

„Pilsen! Nun ist Budweis unsere letzte Stadt in Böhmen!" Pilsen! Fast so viel werth als Prag selbst!" rief der Kaiser mit schmerzlichem Tone; dann sagte er bitter: „Nun freut euch doch, ihr gescheidten Leute! Habt ihr doch gehetzt auf den Krieg! Ihr wolltet den armen Hussiten nicht zwei Kirchen gönnen, nun haben sie euch nur eine Stadt gelassen!"

„Ich hoffe, dies wird unser letzter Verlust sein. Wir

werden uns, während die Heere in den Winterquartieren liegen, verstärken. Mit dem Frühjahr wird der Feldzug eine andere Gestalt bekommen!"

„Vorzüglich wenn wir so viel Geld darauf verwenden, als unsere Stände uns bewilligen wollen!" fuhr der Kaiser mit gleicher Bitterkeit fort.

„Der große Beschützer der katholischen Christenheit, unser theurer Vetter, der König von Spanien, wird uns auch hier nicht im Stiche lassen!"

„Ja, ja! Wir haben ganze dreimalhunderttausend Gulden bekommen" *), entgegnete Mathias noch bitterer, „und brauchen dafür nur die böhmische Krone an Spanien zu verschreiben!"

Ferdinand erschreckte und verfärbte sich. Denn allerdings hatte er in einem geheimen Vertrage Spanien die Erbfolge in Böhmen zugesichert, ohne Beachtung des Rechts der Böhmen, ihren König zu wählen. Hatte der Kaiser darauf deuten wollen? Ferdinand hielt es für das Beste, die Worte nicht zu verstehen, und ging unbeachtend darüber hinweg, indem er sich zu dem unmittelbar vorher vom Kaiser mit so bitterm Hohne berührten Punkt wandte, der die österreichischen Stände und ihre Bewilligungen betraf. Sie hatten nämlich durch die Mehrzahl der protestantischen Stimmen erklärt, daß, da der Kaiser den Krieg ohne ihren Rath und ihre Zustimmung begonnen habe, er ihn auch ohne ihre Hülfe und Verwilligungen fortführen müsse.**) — —

Ferdinand begann daher:

„Es ist freilich überaus traurig, daß die Stände eines Landes so große Gewalt gewonnen haben und sie mit solcher

*) Historisch.

**) Historisch.

Willkür gebrauchen wie die österreichischen! Ihre Weigerung, Gelder zum Kriege zu bewilligen, ist ein Frevel an dem Herrscherhause und am Vaterlande, der beide zugleich zu Grunde richten müßte, wenn man dabei beharrte. Es ist der erste Schritt zu offnem Widerstand; gewissermaßen die Erklärung: «Wir werden uns mit deinem Feinde vereinigen!» Denn einen Gegner, den man nicht bekämpfen helfen will, erklärt man schon halb für einen Bundesgenossen. Allein ich denke doch noch besser von den österreichischen Ständen. Sie sind durch einige verbrecherische Unruhstifter, Protestanten, die ihren Kaiser und die Kirche gleichzeitig verrathen, aufgehetzt. Ich weiß es zuverlässig. Da ist ein gewisser Tharradel von Ebergassing, das ist der Hauptfrevler. Wir haben ihn seit längerer Zeit beobachtet. Er ist auch außer den Ränken und Feindseligkeiten, wodurch er die Stände zur Widerspänstigkeit stachelt, geradezu als Hochverräther verdächtig. Ganz sichere Leute haben mir berichtet, daß er vor länger als zwei Monaten schon verdächtige Zusammenkünfte mit böhmischen Spionen gehabt hat. Einer der nichtswürdigsten böhmischen Rebellen, Niklas Diewiß, Stadtschreiber in Prag, eine glatte, gewandte Zunge, ein ränkemachender Federheld, ist in Verkappung in Wien gewesen und hat mit dem Tharradel Verhandlungen gepflogen. Leider ist es misglückt, sich des Verräthers zu bemächtigen, der, schon erkannt und umstellt, auf unbegreifliche Art entkommen und verschwunden ist, sonst ....“

„Ja, die Nürnberger henken Keinen, sie hätten ihn denn vor“, spottete der Kaiser, der mühsam seine Ungeduld über die lange Rede bezwang.

„O, würdiger Oheim“, antwortete der König mit einiger Empfindlichkeit, „behandelt den Eifer unserer getreuen Diener

und wahren Freunde nicht so spöttisch! Alles kann nicht glücken, was wir unternehmen!"

„Ja, das weiß der Himmel, noch ist sehr wenig geglückt", rief Mathias immer ungeduldiger dazwischen. „Wie standen wir vor vier Monaten und wie stehen wir jetzt? Damals war Unruhe und Verwirrung in Böhmen, und die argen Rädelsführer, wie der Thurn und Jessenius, säeten viel Unheil, aber es war doch noch nicht so viel Unkraut aufgegangen!"

Ferdinand wollte antworten, doch der Kaiser ließ ihn nicht zur Rede kommen, und eiferte, sich immer stärker erhitzend, weiter:

„Damals hätten wir anerkennen sollen, was billig war, und gewähren, was Recht, dann wären uns die Edlen und das Volk in Massen zugefallen, und der Thurn und Consorten allein geblieben! Wir aber machten, daß sie Recht hatten in Böhmen! Um ein paar hochmüthiger Prälaten und um des Jesuitennestes Willen haben wir Thron und Reich an den Rand des Verderbens gebracht! Damals, wäre ich gesund gewesen, hätte ich mit dreitausend Mann nach Böhmen rücken können und mit einem billigen Rechtsspruch hätte ich ganz Böhmen auf meiner Seite gehabt! Ich konnte nicht, und an meiner Stelle hätte ich nur solche Leute schicken können, die das Uebel ärger gemacht haben würden! Jetzt sind unsere theuer geworbenen Heere aufs Haupt geschlagen, wir haben nur noch eine Stadt in Böhmen, und wer weiß wie lange noch! Von den Ungarn und dem Bethlen Gabor dürfen wir uns nichts Gutes versehen, und unsere eigenen Stände lassen uns im Stich! Das habt Ihr gemacht, Ihr und Eure Ohrenbläser, weil Ihr Eure Sippschaft nicht wolltet fallen lassen!"

Der König hatte mit schwer bekämpfter Aufwallung,

aber doch in bewahrter Ruhe die heftige Rede des Kaisers angehört. Jetzt aber erwiderte er mit männlicher Entschiedenheit: „Ich bin gewiß, daß wir Ew. Majestät Tadel nicht verdienen. Hätten wir damals gewährt, was Ihr billig nennt, Oheim, was ich aber als Schwäche und Verletzung unserer heiligsten Pflichten gegen die Kirche und gegen unsere getreuesten Freunde und Diener ansehen müßte, was wäre die Folge gewesen? Die Rebellen hätten nur das Zwiefache gefordert, wie immer. Der Protestant will nicht gehorsam sein, das ist die Grundlehre der Ketzerei; weder Gehorsam gegen das heilige Haupt der Kirche noch gegen das des gesalbten Herrschers! Wo der Protestant schaltet und waltet, wird ewiger Aufruhr sein. Die Männer, welche Ew. Majestät unsere Sippschaft und hochmüthige Prälaten schilt, sind unsere getreuesten Diener, Anhänger und Freunde gewesen. Sollten wir Lohelius, Questenberg, den Abt von Braunau, verbannen lassen, weil sie das um sich fressende Feuer des Ketzerthums gehemmt? Weil sie nicht duldeten, daß die ärgsten Feinde unserer Kirche in maßloser Auslegung des unglückseligen Majestätsbriefes sich mitten im Schoose unserer getreuesten Sprengel, unter den Augen der frömmsten und höchsten Würdenträger selbst einnisteten gleich den giftstacheligen Hummeln im friedlichen Bienenstock? — O dieser unselige Majestätsbrief, den in unseliger Stunde der theure Oheim Rudolf erließ, weil er ihm abgezwungen wurde durch eben diesen Thurn, diesen Budowecz, die ihn jetzt so freventlich misbrauchen! — Sollten wir die heiligen Männer, die eifrig im Gesetz der Kirche gehandelt, schutzlos lassen gegen die Gewalt, die sich wider sie erhob? Sollten wir pflichtgetreue, ehrenwerthe Männer, wie Slawata, Martiniz, die mörderische Mishandlung erlitten, unvertheidigt lassen? ihre Verbannungsdecrete un-

terschreiben? Denn das forderten ja die Rebellen und fordern es noch gegen die höchsten Verwalter der Kirche wie des Landes, die Ew. Majestät selbst eingesetzt haben!"

„Jetzt werden sie wol die Forderung durchsetzen", murmelte Mathias und biß sich auf die Lippen, weil er das Recht, das in Ferdinand's Worten lag, wider Willen anerkennen mußte.

„Und mögen sie sie durchsetzen!" rief der König von Ungarn erglühend, „lieber will ich ihre Gewalt erdulden, als ihrem übermüthigen Trotz freiwillig das Haupt beugen. Aber sie werden es nicht durchsetzen! Im Augenblick sind wir im Nachtheil ...."

„Ein bissel, halt!" warf der Kaiser dazwischen, und es zuckte ihm bitter um die Lippen.

„Allein der Tag wird kommen", fuhr Ferdinand fort, „wo wir Vergeltung üben! Das glaube ich, so wahr ich glaube an unsern heiligen Erlöser und an die unbefleckte Jungfrau Maria!"

Mathias antwortete nichts.

„Wollen die Rebellen denn aufrichtig die Versöhnung?" begann der Erzherzog von neuem. „Als sie Euch im September baten, Oheim, Ihr möchtet die Streitigkeiten durch die Kurfürsten vermitteln lassen, waret Ihr nicht bereit dazu? Nur daß sie zuvörderst die Waffen aus der Hand legen sollten! Dessen weigerten sie sich! Weil sie, wenn ihnen die Entscheidung der Kurfürsten misfiel, dennoch neue Gewalt üben und ihren offenen Aufruhr durchsetzen wollten. Und sie fürchteten wol, daß die Kurfürsten nicht zu ihren Gunsten entscheiden würden."

Mathias, des Gesprächs, in welchem er so den Kürzern zog, satt, ergriff die Klingel auf seinem Tische und schellte.

Ferdinand ließ sich dadurch nicht unterbrechen. „Und

hören die Aufständigen wol irgend auf guten Rath? Verfängt irgend eine Warnung bei ihnen? Haben selbst die Fürsten ihres Glaubens etwas über sie vermocht? Hat der Kurfürst von Sachsen sie nicht vergeblich ermahnt? Ebenso der König von Polen?"

„Weil die Fürsten der Union ihnen umgekehrt gerathen haben", unterbrach der Kaiser hastig und verdrießlich. „Balthasar", rief er sich abwendend, denn dieser war auf sein Schellen eingetreten, „Balthasar, ist zum Arzt geschickt?"

„Der Herr Doctor Gisbertus befindet sich bereits bei Ihrer kaiserlichen Majestät!"

„Nun, und was sagt er?"

„Er hat Ihro Majestät angerathen, das Bett nicht zu verlassen!"

„So? Hm! So ist sie am Ende kränker als ich! Dann will ich zu ihr hinüber. Es sollen mich zwei Lakaien hinübergeleiten."

„Darf ich fragen, theuerster Oheim", sprach der König mit ehrfurchtsvollem und theilnehmendem Tone, „ob Ihro Majestät die Kaiserin erkrankt ist?"

„Wie du hörst, ja!"

„Und ein ernstliches Uebel? Ich will nicht hoffen ..."

„Ich auch nicht! Aber ich weiß nicht mehr, als was du soeben gehört hast. — Rufe Leute herein, Balthasar!"

Beide waren wieder allein.

„Gestattet Ihr mir, gnädigster Oheim, Euch zu Ihro Majestät zu begleiten?" fragte Ferdinand.

„Nein, nein, Nandl! Laß es gut sein!" antwortete Mathias mehr weich als zürnend. „Es taugt uns besser, mir und der Anna, wenn wir Beide allein zusammen sind. Wir passen nicht mehr zu Euch! Das siehst du wol selbst! ... Nun, wir sind Euch vielleicht nicht lange mehr im Wege,

und ehrlich gesagt, viel ist mir nicht daran verloren! Es geht Alles schief und arg in der Welt, daß das Vergnügen sich halten läßt, darauf herumzutanzen, besonders mit so lahmen Beinen wie unser Eins! — Guten Morgen!"

„Ich erbitte noch Ew. Majestät Befehle, was, da Pilsen verloren ist, zunächst geschehen soll?" fragte Ferdinand mit einer Verbeugung.

„Wirklich? Fragt Ihr mich? Ihr habt Euch doch oft ohne mich zu helfen gewußt! Ich soll wol nach Ambras reisen, mit Clesel zu conferiren? — — Was jetzt geschehen soll, das ist bald gesagt: Was geschehen kann! Habt Ihr eine Armee, die den Böhmen gewachsen ist, laßt sie vorrücken! Habt Ihr Generale, die den Thurn und den Mansfeld schlagen können, laßt sie sie schlagen, gefangen nehmen, und wenn Ihr sie habt, hängt sie Beide auf meinethalben, — aber nicht eher, wollt' ich bitten!"

„Wir werden", erwiderte Ferdinand und bekämpfte seine Aufwallung über den Spott des Kaisers, „thun, was in unsern Kräften ist. Aber ich darf behaupten, unsere Lage ist so schlimm nicht, als Ew. Majestät sie ansehen. Wir haben Freunde; die Gesinnung der Mehrzahl der Fürsten ist für uns, der Herzog Maximilian von Baiern, mein innigster Freund, wird ebenso durch die That auf unserer Seite stehen, wie er durch sein kräftiges Wort der Wahrheit gegen die Rebellen aufgetreten ist."

„Mit seinen Redensarten und Briefen wird er Pilsen nicht wiedererobern", warf der Kaiser hin.

„Aber er wird das größte Gewicht in Deutschland für uns in die Wage legen", fuhr Ferdinand, ohne sich durch die Zwischenbemerkung beirren zu lassen, fort, „da er das Haupt der verbündeten katholischen Fürsten ist. Er wird die ganze Liga für uns waffnen!"

„Wenn's nur nicht zu spät geschieht", bemerkte der Kaiser wie zuvor. „Die Union ist rascher verfahren. Sie hat ihren Freunden den Mansfeld mit seinem Corps zugeschickt; denn das ist doch der wahre Zusammenhang der Sache!"

„Dieser Raubführer mit seinen plündernden Söldnern hätte sich jeder Fahne verkauft", rief Ferdinand unwillig.

„So hättet Ihr ihn ja kaufen sollen", antwortete Mathias, „falls Ihr Geld dazu im Säckel hattet! Denn er schlägt gut zu, wie Ihr merkt!"

„Der König von Spanien ...."

„Gut, schon gut", fiel Mathias dem Könige ins Wort, „ich kenne alle Eure Bundesgenossen und glaube daran. Unser Vetter hat auch Ursach', Euch bei der Eroberung von Böhmen zu helfen, wenn er es einmal erben will, denn es erbt sich schwer von Einem, was er nicht hat!"

Ferdinand schwieg wie zuvor über diesen bitter angedeuteten Punkt.

In diesem Augenblick traten die Leute mit Balthasar ein, welche den Kaiser geleiten sollten. „Aha, da seid ihr", richtete er das Wort an sie. „Helft mir nur empor, es wird mir sauer." Zum König Ferdinand gewandt, sprach er noch sitzend: „Haltet Rath, beschließt, was Ihr für gut erachtet, und legt mir's vor — wenn's mir vernünftig scheint, werde ich's vollziehen. — Ich will wünschen, daß Ihr den Dingen eine bessere Wendung geben könnt als bisher!"

Mit diesen Worten reichte Mathias, zu der Gutmüthigkeit, welche Krankheit und Alter in ihm gepflegt hatten, zurückkehrend, seinem Neffen die Hand und sagte freundlich dabei: „Guten Morgen!"

„Darf ich Euch bitten, Oheim, Ihrer Majestät der

Kaiserin meinen ehrfurchtsvollen Morgengruß und den Wunsch für ihre Genesung zu überbringen?“ bat Ferdinand, sich tief verbeugend.

Der Kaiser nickte. Der König zog sich zurück.

Einundvierzigstes Capitel.

Mühsam erhob sich Mathias mit Balthasar's und der beiden Diener Hülfe aus seinem Lehnstuhl. Auf die Arme der Letztern gestützt, ließ er sich zum Zimmer hinausgeleiten zur Kaiserin hinüber. Der Weg kostete ihm große Anstrengung und verursachte ihm, obwol das Podagra im Abnehmen war, heftige Schmerzen. Doch die innige Liebe zu seiner Gemahlin, der Einzigen, die in diesen drang- und sorgenvollen Zeiten bei dem tiefen Kummer, der des Kaisers letzte Regierungszeit bedrückte, seine Vertraute war, ließ ihn Schmerz und Mühe leicht überwinden. Balthasar folgte ihm mit den Pelzdecken, die er stets um die Füße zu schlagen pflegte. Der König Ferdinand, der sich anfangs bemüht hatte, seinem Oheim einige Hülfe zu leisten, von diesem aber mit sanfter Handbewegung zurückgewiesen worden war, ging neben ihm durchs Vorzimmer; draußen entfernte er sich raschen Schrittes nach der andern Seite. — —

„Was machst du mir, Annerl, daß du auch krank wirst“, rief Mathias, indem ihm die Thür des Krankenzimmers geöffnet wurde, wo die Kaiserin halb aufrecht im Bett saß. Sie reichte ihm mit einem wehmüthigen Blick, ohne zu sprechen, die Hand entgegen.

„Schatz, wie siehst du aus?“ fragte er erschreckt. „Du bist wol sehr krank, mein Annerl?“ fuhr er mit dem Tone innigen Mitleids fort. Die Kaiserin drückte ihm die Hand und sagte leise: „Es geht wol noch!“

Die Diener rückten einen Sessel für Mathias dicht ans Bett. Er ließ sich darauf nieder. Der Arzt, der alte gelehrte Doctor Gisbertus, stand am Hauptende des Lagers und traf einige Anordnungen.

„Was sagt Ihr denn zu der Kranken, Gisbertus“, fragte der Kaiser mit einem unruhigen Blick auf diesen.

„Ruhe wird Ihrer kaiserlichen Majestät beste Arznei sein!“ erwiderte der alte Mann und verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

„Ruhe!“ sagte die Kaiserin leise, halb seufzend.

„Darf ich denn hier bleiben?“ fragte Mathias.

„O ja, o ja“, fiel die Kranke mit etwas erhöhter Stimme und sichtlicher Lebhaftigkeit des Wunsches ein, bevor der Arzt sich äußerte.

„Wenn Ew. kaiserliche Majestät darinnen eine Beruhigung in Dero Gemüth fühlen, so hätte ich als Arzt nichts Präferableres zu ordiniren“, lautete die ehrfurchtsvolle, aber bestimmte Antwort.

„Ich wäre nunmehr gern allein mit Sr. Majestät“, sagte die Kaiserin.

„Bitte demnach unterthänigst“, erwiderte der Arzt, „daß Ihro Majestät den Kühlungstrank einstündlich nehmen und sich vor jeglicher Beunruhigung des Gemüths sorgfältigst hüten möchten. Um die Mittagsstunde werde ich mir gestatten, wieder nachzuschauen!“

Mit diesen in pedantischer, aber tief ehrerbietiger Haltung gesprochenen Worten entfernte sich Gisbertus, und auch die übrigen Umgebungen der Kranken verließen das Gemach und blieben im Vorzimmer.

„Mathias", begann die Kaiserin, als sie sich mit Mathias allein sah, leise, „ich fühle, mein Uebel ist ernster Art. Ich glaube nicht, daß ich von diesem Lager wieder aufstehen werde!"

„Annerl, was schwatzest du da!" fiel ihr Mathias bestürzt in die Rede. „Du warst ja gestern noch frisch und gesund, wie kannst du glauben ...."

„Nein, Mathias", entgegnete die Kaiserin, „ich war gestern nicht mehr frisch und gesund; ich war es schon länger nicht, allein ich hielt mich aufrecht mit aller Kraft des Willens. Nun bricht's zusammen!"

„Das wolle der barmherzige Gott verhüten", rief der Kaiser und drückte ihr die Hand wärmer und beugte sich näher über sie. „Du wirst Muth fassen, mein Annerl, dich erholen!"

„Muth fassen?" sagte sie lächelnd. „Ja. Mich erholen? Nein. Muthig bin ich und auf Alles gefaßt; aber es ist das Letzte!" — —

„Du sollst dich nicht beunruhigen im Gemüth, du hast's gehört", erwiderte Mathias begütigend.

„Das will ich auch nicht", entgegnete die Kranke sanft, „ich suche mich gerade zu beruhigen. Ich habe dir Wichtiges zu sagen. Du mußt mich ruhig anhören. Willst du, Mathias?" Sie öffnete ihre Rechte und empfing den Einschlag der seinen.

„Nun so sage ich's dir denn offen heraus, Mathias", begann die Kaiserin sanft, fest, mit Sammlung aller Kräfte, „die arge Zeit hat mir das Herz gebrochen!" Mathias' Hand zuckte in der ihrigen zusammen; er wollte antworten, doch ihr Blick und ihre Worte baten ihn, sie ruhig weiter anzuhören. „Ich habe dich gekannt in den Jahren deiner

Kraft, deines Muths! Du warst ein Mann, der vollbrachte, was er gewollt. Du hast schwere Kämpfe rühmlich durchgekämpft. Das Haus Oesterreich hast du zu Ehren gebracht gegen den Uebermuth des Türken, daß der Sultan den Kaiser aus Habsburg's Stamm als seinesgleichen behandelt und keinen Tribut mehr von ihm empfängt! Du hast die trotzigen Völker deiner Länder zu zügeln gewußt und ihnen doch große Rechte eingeräumt." Sie schwieg, um ein wenig auszuruhen, doch ihre innere Bewegung griff sie mehr an als die Worte. — Mathias betrachtete sie stumm; mit Mühe hielt er die Thränen zurück. „Du hast Dank verdient bei Vielen", hub sie wieder an, „aber du erntest Undank überall! Böhmen, Schlesien, bald auch Mähren fallen ab im offnen Trotz; sie ziehen auch Oesterreich hinein. Dein eigenes Blut empört sich wider dich, und die dir gehorchen sollten, wagen es als deine Herren zu handeln! — Denn du bist alt und krank, und des kranken Löwen spottet der Fuchs! — Sieh', Mathias, das Alles ist mir seit langer Zeit wie Stacheln ins Herz gedrungen. Seit unser Neffe Ferdinand mit offener Gewalt den Cardinal ...."

„Laß das", unterbrach sie Mathias, und eine dunkle Flamme des Zorns schlug aus seinen Augen. „Ueberhaupt, schweig doch; du sollst dich ja ruhig im Gemüth verhalten", erinnerte er, wieder mild werdend.

„Ich wäre viel unruhiger, wenn ich nicht mein Herz ausschütten könnte gegen dich, Mathias. Und heut vermag ich es noch", antwortete sie. „Ja, das mit dem Cardinal", begann sie nach einigen Augenblicken des Schweigens wieder, „das traf meine Brust mit dem tiefsten Dolchstoß, — ich drückte die Hand auf die Wunde, aber sie blutete im Innern fort, und .... sie wird mein Tod!"

„Nein, nein", unterbrach sie Mathias wiederum in schmerzlichster Aufwallung.

„Du hast mir versprochen", bat die Kranke mit weichem Tone, „du wolltest mich ruhig anhören. Laß mir nur noch einige Worte, ... sie werden mir nicht leicht!"

Der Kaiser, im Innersten erschüttert, legte die Linke auf seine Augen, drückte mit der Rechten sanft ihre noch immer in der seinigen ruhende Hand, und sagte: „Gut, gut, Annerl, sag' Alles, was dir auf dem Herzen liegt!"

„Ich war krank seit jenem Tage, Lieber, allein ich barg dir's", begann die Kaiserin wieder; „du hast auf deinem Schmerzenslager drüben nichts erfahren von den Schmerzensnächten, die ich hier zugebracht. Ich hoffte es zu überwinden, wenn mir bessere Tage zu Hülfe gekommen wären. Der Vater im Himmel hat es anders gewollt! Es wurde schlimmer von Tag zu Tag mit dir und mir. — Das undankbare, heillose Wort der Stände wider dich, die dir die Hülfe versagen in der Noth, die Kräfte, die du ihnen gegeben, gebrauchen, um dich damit zu stürzen, das war der letzte Schlag für mich. Unter dem breche ich zusammen. Ueber zwei Wochen habe ich's stumm in mich verschlossen; nun vermag ich's nicht mehr. Ich weiß, Mathias, es ist mein Letztes, und ich bin dankbar dafür!" Sie blieb einige Augenblicke still, aber es war zu sehen, daß in ihrer Seele etwas Großes sich bewegte, endlich begann sie mit zusammengeraffter Kraft, indem sie sich in Mathias' Arm, der sie sanft umfaßte, aufrichtete: „Meine Tage .... sie sind gezählt! Allein noch ist meine Seele klar; bald vielleicht umhüllt sie der Nebel der Dämmerung, durch den sie leise versinkt — in die Nacht des Todes — bis ihr die Sterne jenseits leuchten!"

Der Blick der Kranken verklärte sich bei diesen Worten,

es war als ob eine höhere Eingebung über sie komme. Der Kaiser betrachtete sie wunderbar ergriffen von Rührung und Staunen.

„Ich will denn reden zu dir, solange es hell ist in meinem Geiste. Mathias! Dein Leben war eins der Unruhe, des Kampfes und der Zwietracht. Manches ist geschehen, was besser nicht geschehen wäre! Die Kugel dreht sich, wo Nacht war, wird Tag; es kommt der Tag der Vergeltung, es kommt der Tag der Reue, der Tag der Einsicht. Genug des Zwistes ist gewesen in der Welt; du hast ihn mit gesäet, du hast ihn mit geerntet! Laß es genug sein! Jetzt sei dein Sinn Frieden, er sei Versöhnung! Das ist meine letzte heiße Bitte, das mußt du mir .....“

Hier sank plötzlich die Woge der Kraft, welche die Aufregung ihrer Brust emporgetrieben, zurück und zerfloß leise, ermattet, wie der Hauch auf ihrer Lippe. Sie athmete tief und lehnte sich in die Kissen zurück. Mathias lauschte noch immer, ob sie ihr Wort vollenden werde, doch da sie nur erschöpft athmete und ihre Hand kraftlos der seinigen entsank, ergriff ihn plötzlich die höchste Besorgniß.

„Anna“, fragte er erschüttert, „wie ist dir? hörst du mich?“

Sie wiegte leise bejahend das Haupt, vermochte aber nicht zu sprechen. Bestürzt zog er die Schelle. Die Frauen eilten herzu; sie umringten besorgt und weinend das Lager; die Kranke lag in völliger Ohnmacht. — Der ärztliche Gehülfe, der im Vorzimmer die Wache hatte, ordnete lebenweckende Mittel an; es wurden sogleich Boten dem Doctor Gisbertus nachgesandt.

Er kam auf der Stelle; doch auf die Frage des Kaisers nach dem Zustande der Kranken schüttelte er nur bedenklich das Haupt.

Es wurde auch zu den andern Leibärzten geschickt. In kurzem waren auch diese, Bossius von Bossenburg, Thomas Mingonius und Gervasius Faglian noch hinzugekommen.

Der Kaiser wich nicht vom Lager seiner treuen Gefährtin, seiner einzigen Vertrauten.

Noch hatte die Stunde ihres Zieles nicht geschlagen. Sie erholte sich, aber nicht zu klarem Bewußtsein. Das Fieber stieg höher und höher. Die Besorgniß wuchs in gleichem Maße. Der Abend kam, der Zustand wurde fast hoffnungslos; die Nacht brachte keine Hülfe! So vergingen düstere Tage der Sorgen und des Schmerzes für den Kaiser.

Allein es waren nur wenige.

Am 15. December ertönten die Trauerglocken von allen Thürmen Wiens! Der Kaiser hatte das Letzte verloren, woran sein Herz hing! Den letzten Anhauch für den verglimmenden Funken seiner Kraft, seines Lebens! — —

Neuntes Buch.



Zweiundvierzigstes Capitel.

Das Jahr eintausend sechshundert und neunzehn war angebrochen, unter düsterm Himmel. Schwer drohendes Gewölk sammelte sich, zumal über dem Throne des Hauses Habsburg. Es schien als solle dasselbe unter den gewaltigen Schlägen des Geschickes mindestens in Deutschland zusammenstürzen. Die Erbitterung der Gemüther in dem unseligen Religionsstreit war höher und höher gestiegen. Den Böhmen leuchtete die Sonne des Glückes. Unter dem Kaiserthron aber bebte der Boden und von allen Seiten her zogen neue Gewitter heran, die sich auf ihn zu entladen drohten. Hätte nicht der Winter dem Kriege die Schranken der Natur entgegengestellt, so waren vielleicht Oesterreich und Wien schon in der Hand des Feindes; denn nur mit Mühe behaupteten sich die kaiserlichen Truppen an den böhmischen und mährischen Grenzen, und Budweis war die einzige Stadt Böhmens, die Bonequoi noch inne hatte. Ungarn wurde bedroht durch Bethlen Gabor; Oesterreich selbst war in seinem Innern unterhöhlt, die Stände, in der Mehrzahl der protestantischen Religion zugewandt, zeigten sich in dem Grade feindselig, daß, sowie

ein feindliches Heer ihnen einen Anhaltepunkt bot, zu fürchten war, sie würden sich auf dessen Seite schlagen. Dies Alles und der Rath, den dem Kaiser seine sterbende Gattin gegeben, die Bitten, die sie an ihn gerichtet, hatten Mathias' Sinn wieder ganz auf eine versöhnende Ausgleichung des Streites gerichtet. Zugleich sagte ihm das innere Bewußtsein, daß in dem Anfang der offenen Fehde auf seiner Seite mindestens ebenso große Schuld lag als auf der der Protestanten. So drängten ihn denn Sorgen um seinen Thron und sein Haus ebenso zum Frieden, als eine innere Mahnung der Brust ihn dazu trieb.

Die Sorgen und Befürchtungen theilte auch der König Ferdinand und die ihm theils anhängende, theils ihn treibende Partei; denn bedrohlicher wurden die Umstände mit jedem Tage. Von der Stimme der Versöhnung und des Friedens in der innersten Seele aber vernahmen sie nichts. Im Gegentheil. In Ferdinand's Brust glühte eine andere Flamme, welche Diejenigen, denen er Vertrauen schenkte, zu immer höherm Lodern anfachten. Eine heilige Flamme für den Umkreis seiner Anschauungen, wenn sie auch mit düsterrothem Blutschimmer in der halben Erde grauenvoll widerstrahlte. Es war die Flamme des Glaubens, in der sich der Beruf für ihn entzündete, jede Kraft des Lebens, sein ganzes Dasein nur ihrem Dienst zu weihen.

Für diesen Beruf schreckte er vor keinem Opfer zurück, aber auch vor keiner That!

Wenn er und die Seinigen jetzt gleichfalls an versöhnende Schritte dachten, so geschah es nur, um die schwere Niederlage, die ihnen im Kampfe drohte, sie zum Theil schon getroffen hatte, zu mildern oder abzuwenden; es geschah, um Frist zu gewinnen für den Augenblick und Kräfte

zu sammeln zu neuem Handeln, wenn der günstigere Zeitpunkt gekommen sei. Nicht aber hatten sie es im Sinne, einen Kampf aufzugeben für alle Tage der Zukunft, den sie für einen heiligen und nothwendigen erachteten. Nicht wollten sie einen Friedensbund für ewige Dauer schließen, mit einer Macht, die sie als eine widerrechtliche, feindselige, fluchwürdige betrachteten, deren Vernichtung ihre höchste Pflicht war.

— — Als hätten Krankheit und Tod seiner Gemahlin seine eigenen Körperleiden von ihm genommen, war Mathias wunderbarerweise unter den tiefen Schmerzen der Seele, die ihn beugten und erschütterten, körperlich genesen. Wenn nicht zu seiner vollen, alten Kraft, doch zu einer Rüstigkeit, die er lange entbehrt hatte. Die geistige Anspannung mochte es sein, die diese leibliche Folge erzeugt hatte. Wie es aber in solchen Fällen zu sein pflegt, nur vorübergehend, zu einer desto härtern Rückkehr der alten Zustände. Als ob die gewaltsam gestaute Flut dann desto unwiderstehlicher hereinbreche. In dem augenblicklichen Gefühle der Kräftigung aber handelte der Kaiser wieder unabhängiger von seinem Neffen. Mit Eifer hatte er die Wege der Vermittelung betreten, welche durch die fürstlichen Häupter Deutschlands angerathen und eröffnet waren. Namentlich bemühte jetzt der Kurfürst von Sachsen sich thätig, den Funken des Streites zu erlöschen. Für das Frühjahr war eine Zusammenkunft der Fürsten zu Eger festgesetzt worden, wohin auch die Böhmen ihre Abgesandten senden sollten.

Dort, so hofften Alle, die es wohl meinten, solle der verderbliche Kampf, der schon in seinem Beginn Unheil genug gebracht, beendet werden, bevor sich die Flammen weiter verbreiteten.

Das waren menschliche Hoffnungen! Der Führer der Geschicke lenkte sie anders! —

Der Pater Lamormain saß am späten Abend in seinem Arbeitscabinet bei der Lampe und schrieb mit großem Eifer. Ein junger Mann, einfach, aber sauber gekleidet, stand einige Schritte hinter ihm und wartete auf die Vollendung des Briefes. Als Lamormain geendigt hatte, nahm er das Blatt, las es aufmerksam noch einmal durch, faltete es dann zusammen und versiegelte es. „Hier, Benedetto", sprach er. „Du übergibst es dem Herrn Fürsten eigenhändig, wie du mir sein Schreiben gebracht. Mündlich kannst du hinzufügen, daß ich täglich sichere Kundschaft aus Böhmen durch eine vertraute Person erwarte, die er wol errathen wird."

Der junge Mann verbeugte sich tief und ehrfurchtsvoll und ergriff Lamormain's Hand, sie zu küssen. „Euren Segen, ehrwürdigster Herr!" bat er.

„Gott und alle seine Heiligen mögen dich segnen und behüten und auf dem rechten Wege im Glauben bewahren", entgegnete Lamormain. „Eile jetzt, mein Sohn, und sei vorsichtig! Du weißt, es gibt Augen, die man vermeiden, und Ohren, die man nichts vernehmen lassen muß, in Menge in der Burg!"

Unter ehrfurchtsvollen Verbeugungen entfernte sich der junge Mensch. Indem er die Thür öffnete, trat ein Diener ein und meldete den Pater Thyßka.

„So ist er da! Endlich! Dem Himmel sei Dank!" rief Lamormain in lebhafterer Bewegung, als er sonst jemals zu zeigen pflegte. „Führe den Herrn Pater sogleich zu mir! — Benedetto", winkte er dem jungen Manne zurück. „Melde Sr. Erlaucht dem Fürsten Eggenberg, ich würde ihn morgen mit dem Frühesten besuchen, um ihm die ver-

sprochenen Nachrichten zu bringen! — Noch Eins. Bist du denn auch fleißig in deinen Studien des Spanischen?“

„O gewiß, ehrwürdiger Herr. Bei den Hoffnungen, die ....“

„Still, still davon! Man kommt. Es bleibt bei unserer Verabredung wegen dieser Sache. Aber ganz im Geheimen! Hörst du! Sonst ist der Schatz, den du zu heben meinst, für dich verloren und entschwindet in dem Augenblick, wo du die Hand danach ausstreckest! — Nun gehab dich wohl!“

Thyßka trat ein; Lamormain streckte ihm mit den Worten: „Salutem! In nomine patris et filii!“ die Hand entgegen, welche Thyßka mit aufgeregter Freudigkeit ergriff und sich ehrfurchtsvoll zu einem Kuß darauf niederbeugte. „Ich freue mich Euch wohlbehalten wiederzusehen, Pater Thyßka“, begann Lamormain, „mir war schon bange um Euch!“

„Und nicht mit Unrecht, denn ich bin schweren Schicksalen nur durch Gottes wunderbare Gnade entgangen“, entgegnete der Gefragte. „Von Prag bis hierher eine Kette von Mühseligkeiten und Gefahren!“

„Also von Prag kommt Ihr?“

„Ich habe es schon vor drei Wochen verlassen“, antwortete Thyßka, „doch es war unmöglich, anders als mit der größten Vorsicht und in tiefer Verkappung durch Böhmen zu kommen.“

„Ich glaub' es wohl! Eure Mission war gefährlich“, entgegnete Lamormain, „allein sie geschah im Dienst des Herrn und seine Obhut konnte Euch nicht fehlen. Setzt Euch aber, lieber Bruder in Jesu, setzt Euch und erzählt!“

Lamormain sprach diese Worte in einem Tone freundlicher Herablassung, der ihm selten eigen war; Pater

Thyßka nahm sie mit dem Ausdrucke der tiefsten Ehrfurcht entgegen.

Indem er Platz nahm, fragte Lamormain noch, abermals sehr freundlich: „Es ist spät Abends. Habt Ihr auch schon zu Nacht gespeist? Wollt Ihr nicht eine Stärkung, einen Becher Wein?“

Pater Thyßka dankte. „Ich habe mich schon erquickt und erwärmt, ehrwürdiger Herr, in meiner Wohnung, während ich die Kleider der Verkappung, in denen ich hier eintraf, wechselte. Ich war allerdings fast erstarrt vor Kälte und äußerst erschöpft!“

„Nun, so setzt Euch, setzt Euch, lieber Thyßka, und berichtet.“ Thyßka begann:

„Meine Hinreise war ohne alle Gefahr; wenigstens hat sich uns keine gezeigt. Der arme, vertriebene protestantische Schullehrer aus Steiermark, der sich von Haus zu Haus Unterstützung erbitten mußte, erregte keinen Verdacht.“

„Ja, man lernt jetzt solche Rollen spielen“, unterbrach Lamormain, „da die Wirklichkeit sie uns einstudirt. Auf Eurer Flucht im Mai hierher, da waret Ihr in der That ein solcher Vertriebener, wenn auch nicht aus Steiermark. — Und wie steht es mit Euren Erfahrungen in dieser Maske, theurer Bruder in Jesu?“

„Sie waren mir nicht die tröstlichsten!“ erwiderte Thyßka achselzuckend. „Ich wurde so wohl aufgenommen und gepflegt, ich erhielt so reichliche Geschenke, daß ich oft nahe daran war meine Erbitterung zu verrathen!“

„Ihr seid immer noch zu jugendlich, zu leidenschaftlich“, erwiderte Lamormain, „in unserer Stellung und Aufgabe bleibt es die erste Pflicht, niemals die Ruhe, die Besonnenheit zu verlieren; denn sie allein führt uns aus

Ziel. Der unbedingte Gehorsam, zu dem der Orden sich verpflichtet, muß Euch auch hier leiten."

„Ich glaube diese Pflicht erfüllt zu haben, ehrwürdigster Herr", antwortete Thyßka mit Demuth; „ich wollte nur andeuten, wie schwer sie mir geworden."

„Ihr werdet auch Erleichterungen gefunden haben", bemerkte Lamormain, „Ihr spracht gewißlich auch Viele der Unsrigen."

„Gewiß! gewiß!" bekräftigte der Pater. „Dort gewann mein Herz Labsal, meine Seele Muth; es sind noch Viele, die uns treu geblieben. Wäre nicht die Furcht vor der herrschenden Partei, sie würden zu Tausenden für uns aufstehen."

„Und Tausende mit ihnen für uns sein, die jetzt wider uns sind", fiel Lamormain ein; „entzieht uns die Furcht jetzt Viele, so wird sie uns später ebenso Viele zuführen. Doch Eure Kunde erfreut mich. — Welche Orte habt Ihr besucht?"

„Ich war zuerst in Chrudim, Czaslau, Kuttenberg und in vielen kleinern Orten und Dörfern in der Nähe. Wo ich Geistliche unseres Glaubens fand, suchte ich sie vorsichtig auf, forschte nach ihrem Ergehen. Viele haben harten Druck erfahren ...."

„O ich glaub' es", unterbrach Lamormain, und seine Stirn zog sich in düstre Falten. „Nun, der Tag der Vergeltung wird nicht ausbleiben!"

„Das hoffe ich mit Euch, ehrwürdigster Herr", antwortete Thyßka.

„Von Kuttenberg aus", fuhr Thyßka fort, „gelangte ich auf großen Umwegen, wodurch ich aber Gelegenheit hatte, überall Gesinnung und Meinung zu erforschen, über

Chlumetz, Königingrätz, Horzicz, Gitschin, Jung-Bunzlau, endlich nach Prag."

„In Kuttenberg werdet Ihr wol einen bösen Sinn getroffen haben?" fragte Lamormain.

„Gar arg! Das Volk dort ist durch die Geistlichen sub utraque ganz und gar beherrscht! Die blinde Masse verehrt diese Ketzerlehren fast abgöttisch. Und sie nehmen den Schein von Heiligen an, durch milde Worte und Werke!"

„Ja, Scheinheilige!" antwortete Lamormain. „Der Ort steht schwer angemerkt! Wenn andere Tage kommen, werden wir seiner Frevel gedenken. — Doch erzählt mir nun von Prag! Die Hauptsache! Wie fandet Ihr die Stimmung in Betreff des Krieges und Friedens."

„Ich glaube, Ehrwürdigster, wenn ich mir eine Meinung gestatten darf, daß die Mehrzahl der Standesherren und Ritter den Frieden wünscht!"

„Ich glaub' es auch! Sie wollen gern die geraubten Früchte in voller Ruhe genießen, ohne weitern Kampf und Mühe. Und wer sind hauptsächlich die Friedensmänner?"

„Wilhelm Lobkowitz, Johann von Reziczan, Zdenko von Mitrowicz, Wenzel Pietipeski, Dionysius Czernin...."

„Dieser Verräther", unterbrach Lamormain mit einem grollenden Blick; „er wagt es, sich noch immer zu unserer Kirche zu bekennen, und ist dennoch ein Rebell wie die Andern!"

„Graf Harrant", fuhr Thyßka fort, „selbst Graf Joachim Schlick und viele Andere rathen zum Frieden, wie ich sicher vernommen. Doch Thurn und Fels wollen Krieg, versprechen goldene Zeiten mit der eisernen Waffe zu erkämpfen!"

„Sie sind mir lieber! Sie rennen, von dem Glück des Anfangs getäuscht, toll ins Verderben!“ sprach Lamormain. „Man weiß nicht“, fuhr er nach einer Pause fort, „soll man die Menschen mehr hassen oder mehr verachten! Wie tolle Knaben gebahren sich diese Kriegsmänner! Sie berauschen sich, um wie im wahnsinnigen Taumel auf ein Ziel loszustürmen, das sie dicht vor Augen glauben, und sehen den Abgrund nicht, der dazwischen liegt und sie verschlingt! Es ist so lächerlich dumm! Aber so ist die Welt, guter Thyßka, frevelhaft und thöricht! Eine glückliche Einrichtung des allweisen Gottes, daß sich zu der Nichtswürdigkeit insgemein die Albernheit gesellt, um jener die Grube zu graben, in die sie sich stürzt!“

„Ich that nach meiner Aufgabe, ehrwürdiger Herr“, fuhr Thyßka, nachdem er den Worten Lamormain's aufmerksames Gehör geschenkt, fort, „sprach überall dem Frieden das Wort, wo ich mich vertraulich äußern konnte.“

„Ihr habt Euch Vielen entdeckt?“ fragte Lamormain besorgt.

„Nur Einigen und den Zuverlässigsten; durch diese aber wirkte ich weiter.“

„Und zündete der Funke?“

„Ueber alle Erwartung. Natürlich deutete ich an, daß der Kaiser sehr den Frieden wünsche, daß sie also auf gute Bedingungen zählen dürften.“

„Und werden sie die Versammlung zu Eger beschicken? Habt Ihr darüber Nachricht?“

„Sie werden. Aber die Vollmachten ihrer Gesandten werden die Versöhnung unmöglich machen!“

„Ihr wißt also davon?“ rief Lamormain erfreut.

„Ich glaube“, erwiderte Thyßka mit bescheidener, ja

mit mehr als bescheidener, mit demüthiger äußerer Haltung, „ich habe einigen Einfluß darauf geübt, daß sie sie so hoch spannen."

„Gut, gut, lieber Thyßka, sehr gut, lieber Bruder in Jesu", fiel Lamormain ein. „Und welche Bedingungen glaubt Ihr, daß sie stellen werden?"

„Sie werden den ganzen Trotz ihrer frühern Sprache wieder zeigen. Natürlich verlangen sie Bestätigung des Majestätsbriefes, aller Privilegien, Religionsfreiheiten" — Lamormain drückte die Lippen zu einem satirisch bittern Lächeln zusammen — „Bürgschaft für die Ausführung derselben!"

„Hm! hm!" bewegte Lamormain wiegend das Haupt.

„Unser heiliger Orden", fuhr Thyßka fort ....

„Bleibt verbannt! Natürlich!" fiel ihm Lamormain in die Rede.

„Ebenso der Erzbischof Lohelius, der Abt des Klosters Strahow ..."

„Der Prälat von Braunau, Slawata, Martiniz", ergänzte Lamormain und wurde immer heiterer. „Gut, sehr gut! lieber Thyßka! Also ganz die alten Bedingungen! Allein die Bürgschaften; welche verlangen sie?"

„Der Kaiser soll nicht mit Heeresmacht in Böhmen erscheinen dürfen. Sie wollen ein eigenes, ständisches Heer zur Vertheidigung ihrer Privilegien und Rechte halten."

„Natürlich!" lächelte Lamormain. „Privilegien!" wiederholte er ebenso, „Rechte!" sprach er dann langsam mit scharfem Nachdruck! — „Laßt sehen, Ihr Herren, wer sie abwägen wird!"

„Die letzte Forderung", bemerkte Thyßka bescheiden, „dünkt mich doch unserer Sache große Gefahr zu bringen!"

„Wie das? lieber Thyßka?" fragte Lamormain. „Ich

finde diese Forderung außerordentlich vernünftig! Ein Heer zu halten, da sie es einmal haben, können wir ihnen nicht verwehren! Hat der Kaiser kein Heer, dem der Sieg gewiß ist, entgegenzustellen, so geht er wirklich am besten ohne Heer nach Böhmen. Und hat er eins, das des Sieges gewiß ist, nun, so verweht der Wind ja von selbst alle diese Bedingungen! — Nein, nein, ich bin sehr zufrieden! Und habt Ihr, lieber Bruder in Jesu, dazu beigetragen, daß Thurn und Fels solche Instructionen für die Abgeordneten durchsetzen, so, glaubt mir, habt Ihr uns sehr genutzt und ich spende Euch gern das beste Lob."

Thyßka beugte sich in Dank und Ehrfurcht vor dem mächtigen Vorgesetzten.

„Ihr seid zu verständig, lieber Thyßka, um nicht einzusehen", fuhr Lamormain mit ungemeinem Behagen fort, „daß ein wirklicher Friedensschluß uns gar nicht einfallen kann. Allein eine Unterhandlung, die sich zerschlägt, oder ein Ergebniß, das nicht dauern kann, das sind Dinge, die uns für den Augenblick hoch willkommen sind, da wir Zeit brauchen. — Zum 14. April will der ketzerische Kurfürst von Sachsen die Versammlung in Eger anberaumt wissen. Da ist wichtige Zeit gewonnen. Ich hoffe, daß wir bis dahin vorbereitet sein werden, andere Bedingungen zu stellen. Jetzt sind uns diese willkommen. Sie hindern den Abschluß, denn selbst der Kaiser kann und wird nicht darauf eingehen; folglich dehnen sich die Unterhandlungen aus und jeder Tag bringt uns Gewinn. Man macht ein kleines Zugeständniß nach dem andern, aber sehr langsam; dadurch wächst ihre blinde Hoffnung Alles zu erringen; dann plötzlich bricht man ab. Sind wir erst stark genug, so werden wir auch kurz genug sein können! Wenn Ihr daher sicher seid, daß die Herren Directoren,

diese modernen athenischen dreißig Tyrannen, ihren Abgesandten diese Instructionen geben, so bin ich hoch erfreut!"

„Ich glaube dessen vollkommen sicher zu sein!" erwiderte Thyßka.

„Und habt Ihr sonst für uns arbeiten, die Meinungen nicht nur erforschen, sondern auch stimmen können?" fragte Lamormain. „Ihr spracht von großen Gefahren?"

„Ich denke es ist mir Einiges gelungen; und es wäre traurig, wenn dem nicht so wäre", antwortete Thyßka, „denn mein Leben stand oft auf dem Spiel."

„Haben Euch Gegner erkannt?"

„Ich war zu Prag in tiefster Verborgenheit; ich konnte mich ganz sicher glauben. — Obwol wenig gekannt überhaupt, denn ich lebte ja meist in meiner Zelle, ging ich dennoch auch hier nur Abends aus zu vertrautesten Freunden. Und mußte ich's bei Tage, so geschah es in solcher Tracht und Verkappung, daß ich oft mit innerm Lächeln die ältesten Bekannten an mir vorübergehen sah, ohne erkannt zu werden!"

„Hm!" summte Lamormain.

„Nur eines Nachmittags, als ich eben über die Brücke nach der Kleinseite gehen wollte, flüsterte mir eine Stimme von hinten her zu: «Pater Thyßka.» Ich fuhr zusammen, hatte aber Besonnenheit genug, das Gesicht nicht umzuwenden."

„Gut, gut, lieber Thyßka", nickte Lamormain, „nur immer kaltes Blut! Ich hasse alle Aufwallungen, auch die der Begeisterung. Wenigstens muß man sie stets so in der Gewalt haben, daß man sie nur mit voller Ruhe und Zügelung anwendet. Doch weiter!"

„Die Aufwallung des Erschreckens, hochwürdigster Herr, steht nur leider nicht so ganz in unserer Gewalt", erlaubte

sich der Pater zu erwidern, „und es wäre vielleicht verzeihlich gewesen, wenn ich etwas davon gezeigt hätte.“

„Unverzeihlich, lieber Thyßka, unverzeihlich! Und Euer eigener größter Nachtheil!“ fiel ihm Lamormain, indem er den Finger drohend hob, mit scherzendem Tone zwar, aber doch so nachdrücklich in die Rede, daß Thyßka fühlte, welch ein scharfer Ernst sich hinter dieser heitern Maske barg.

„Freilich, freilich!“ lenkte er daher ein. „Zum Glück aber glaube ich, daß es mir gelang mich vollständig zu beherrschen. «Pater Thyßka!» wiederholte sich die leise Anrede hinter mir. Ich ging weiter, ohne nur das Haupt umzuwenden. Die Schritte hinter mir beschleunigten sich, ich fühlte Jemand an meinen linken Arm streifen, wie im zufälligen, raschen Voranseilen. Jetzt sah ich mich um, denn jeder Arglose hätte es gethan . . . . .“

„Gut, sehr gut!“ pflichtete Lamormain bei.

„Da erkannte ich Fabricius!“

„Fabricius! Ei seht! Fabricius in Prag!“ fiel Lamormain ein, und schien diesem Umstande mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als der Gefahr Thyßka's, von der dieser erzählen wollte.

„Er war ebenso erstaunt mich zu sehen, als ich ihn“, fuhr Thyßka fort.

„Ich glaube es! Slawata hat mir nur erzählt, berichtet“ (corrigirte er sich), „daß er den Herrn von Hohenfall“, betonte Lamormain satirisch, „nach München gesandt habe.“

„Von dort kam er auch; vielleicht daß später . . .“

„Möglich!“ schnitt Lamormain ihm das Wort scharf ab. „Ich habe überhaupt bemerkt, Thyßka, daß der Präsident eigene Wege zu gehen sich gestattet; das darf er nicht,

vollends wenn er sie uns verschweigt. Ich sehe wol, was er will! Er ist noch nicht recht sicher, wer von Beiden das Feld behaupten wird, — der alte Herr oder der neue, — er möchte es mit Beiden halten, — das heißt mit Keinem, — nur mit sich selbst. Aber, erzählt doch weiter, lieber Thyßka. Ging Fabricius denn offen mit seinem Gesicht umher, daß Ihr ihn erkanntet?"

„Das nicht; er war verkappt genug, mit schwarzem Bart und schwarzem pelzverbrämtem Rock, wie ein Bürgermeister von Nürnberg, allein der Blick, mit dem er mich ansah, — — es ist etwas in seinem Blick ...."

„Dessen man sich erinnert", bemerkte Lamormain ironisch betonend.

„Leider, ja! Denn dadurch kam ich in Gefahr. Wir gingen miteinander ...."

„Unvorsichtig! Sehr unvorsichtig!"

„Freilich wol, hochwürdigster Herr! Doch der überraschende Augenblick hatte uns zusammengeführt, — der enge Weg auf der Brücke, — das lebhafte Gespräch, in welches wir sofort geriethen ...."

„Höchst unvorsichtig!" betonte Lamormain scharf.

„Es war aber Niemand in unserer Nähe auf der Brücke, belauschen konnte uns also Niemand. Allein indem wir das jenseitige Ufer erreicht hatten, schritt aus einem Häuflein beieinander stehender Männer urplötzlich einer in Kriegstracht über den Weg und richtete sein Auge auf uns. «Teufel», rief Fabricius unwillkürlich, doch halblaut: «das ist Wolodna!»"

„Apage Satanas!" sprach Lamormain leise und schlug ein Kreuz vor sich.

„Vergebt, ehrwürdigster Herr, daß ich seinen Ausruf wiedergebe!" bat der etwas erschreckte Pater.

„Wir sind unter Zweien, Pater Thyßka, aber übereilt Euch nicht öffentlich auch nur mit der Wiederholung eines solchen Fluchwortes!" antwortete Lamormain ruhig. — „Wolodna nanntet Ihr den Mann, der Euch begegnete?" fuhr er fort. „Wo ist mir doch der Mann schon vorgekommen?"

„Der Präsident Slawata wird Euch davon erzählt haben; er war Förster auf der Herrschaft ...."

„Richtig", fiel ihm Lamormain ins Wort, „er hängt mit der Angelegenheit von Klostergrab zusammen! Also der begegnete Euch?" ....

„Ob er Fabricius erkannt hatte, weiß ich nicht zu sagen. Allein er heftete so scharfe Blicke auf uns, daß wir nicht zweifeln konnten, es sei ihm irgend etwas auffällig gewesen. Wir gingen so unbefangen als möglich unseres Weges, doch Fabricius beschleunigte seine Schritte ...."

„Unbegreiflich unvorsichtig!"

„Diesesmal, ehrwürdiger Herr, war es wol das geeignetste; denn Wolodna, der anfangs gestutzt hatte, dann weiter gegangen war, sah sich mehrmals nach uns um, dann wendete er sich plötzlich und ging uns nach."

„Ihr würdet das nicht wahrgenommen haben und es würde wahrscheinlich nicht geschehen sein, wenn Ihr selbst Euch nicht zu viel umgeschaut hättet!" bemerkte Lamormain.

„Das ist gewiß richtig", erwiderte Thyßka fügsam; „doch unsere Besorgniß war zu groß. In Zeiten wie die jetzigen reicht ein Verdacht hin, uns auf offener Gasse anzuhalten, und dann mußte Fabricius erkannt, unsere Verkappung entdeckt werden. Deshalb also eilten wir vorwärts. Im Gehen sagte mir Fabricius: «Dieser Mensch ist ein Jäger, der die Fährte eines Fuchses sieht und riecht; er hat mich zuverlässig erkannt, und wenn er nur meine

Augenwimpern hat zucken sehen. Wir sind verloren, wenn er uns anhält.» Glücklicherweise kam uns ein Trupp von Landleuten entgegen, die uns, als sie zwischen ihm und uns waren, seinen Blicken entzogen. Diesen Zeitpunkt nutzten wir und flüchteten wie gescheuchte Gemsen in die Gassen der Kleinseite. Fabricius zog mich immer nach sich; ehe ich mich's versah, befand ich mich in einer dunkeln Hausflur. «Hier weiß ich Bescheid», flüsterte er, «hier ist ein Durchgang!» Durch einen gewundenen Hof und eine kleine Pforte erreichten wir eine andere Gasse und dann auf Umwegen das Ufer der Moldau. Fabricius behauptete, wir wären keinen Augenblick mehr sicher in Prag; man werde nach allen Thoren hin Nachricht geben. Und so entschloß ich mich in der That sofort auf einem Nachen mit Fabricius denselben Weg der Flucht anzutreten wie beim Ausbruch der Unruhen!"

„Sehr richtig gehandelt", sprach Lamormain jetzt lobend.

„Die Vorsicht war wirklich nicht zu groß gewesen. Denn als Fabricius einen Vertrauten nach Prag sandte, um einem sichern Freunde Nachricht zu geben und von ihm Erkundigungen einzuziehen, erfuhren wir, daß schon am nämlichen Tage Nachforschungen an verschiedenen Orten geschehen und Befehle an den Thoren gegeben waren, alle Ein- und Ausgehenden scharf zu untersuchen."

Lamormain summte fein: „Hm, hm!"

„Es wurde uns zugleich angerathen uns so schnell als möglich und in der tiefsten Verkappung aus Böhmen zu entfernen."

„Doch getrennt?"

„Natürlich. Fabricius ging nach Sachsen."

„Nach Sachsen? Mit Aufträgen von Slawata?" fragte Lamormain argwöhnisch.

„Ich weiß es nicht, hochwürdigster Herr. Wir schieden schnell, ich nahm meinen alten Weg, wie verwichenen Mai, zu den alten Freunden, wo ich der Gesinnung sicher sein durfte. Doch zahllose Schwierigkeiten und Gefahren hatte ich zu bestehen, öfters ....“

„Man kommt!“ unterbrach ihn Lamormain auflauschend. Es ließen sich Schritte im Vorzimmer hören. Der Diener brachte ein eiliges Schreiben mit den Worten: „Von Sr. Majestät dem Könige von Ungarn. Der Bote wartet.“

Lamormain erbrach es. „Ich werde mich sogleich zu Sr. Majestät begeben“, war seine Antwort; der Diener ging.

„Lieber Pater Thyßka“, wandte er sich zu diesem, „wir sind unterbrochen. Besucht mich morgen wieder; ich muß noch mehr von Euch hören. — Jetzt will ich sofort zu Sr. Majestät, zwar in einer andern wichtigen Angelegenheit, allein Eure Nachrichten scheinen mir nicht minder wichtig. Ich wollte morgen dem Fürsten Eggenberg Mittheilungen machen, aber ich will auch das noch heut thun, trotz seiner Kränklichkeit; denn bis dat qui cito dat! Und wir haben jetzt drängende Zeiten! Eine Mittheilung heut gemacht, kann vielleicht einen wichtigen Schritt verhüten oder veranlassen, wozu es morgen zu spät wäre. Ihr seid meines Danks sicher!“

Er reichte ihm die Hand, die der Pater ehrerbietig küßte und sich zurückzog.

„Mein Wagen!“ gebot Lamormain dem Diener, der dem sich entfernenden Thyßka die Thür geöffnet hatte und ihn mit einer Kerze begleiten wollte.

Als Beide hinaus waren und die Thür hinter sich geschlossen hatten, ging Lamormain leise, selbst auf dem weichen Teppich seines Zimmers noch auf den Zehen, ihnen nach bis an die Thür, legte das Ohr an und lauschte auf

merksam. Erst als sie die Thür des Vorzimmers öffneten, sagte er vor sich hin: „Nun sind sie fort“, und drehte dann behutsam den Schlüssel im Schloß um. Hierauf ging er zurück an seinen Schreibtisch und ordnete höchst sorgfältig die auf demselben liegenden Papiere und Briefe. Er warf auf jedes Blatt noch einen prüfenden Blick und murmelte dabei vor sich hin: — „Zu der Masse, — in die Gruft der Geheimnisse — ins Feuer!“ Je nach diesen drei Bestimmungen hatte er die Papiere in drei Päckchen gesondert. Das erste vertheilte er in verschiedene Fächer und Kästchen des Tisches, theils offene, theils verschlossene. Als er das zweite in die linke Hand nahm, drückte er mit der Rechten an eine verborgene Feder unterhalb der Tischplatte. In demselben Augenblick verschob sich ein auf dem erhöhten hintern Theil des Schreibtisches, in dem sich viele Fächer und Kästchen befanden, aufgestelltes Crucifix sammt seiner aus viereckigen schwarzen Marmortafeln, die stufenartig übereinander gelegt waren, bestehende Basis, worauf sich eine unter dem Piedestal befindliche geräumige Vertiefung in der obern starken Platte des Tisches zeigte, in der sich schon verschiedene Papiere befanden. Lamormain that die, welche er in der Hand hatte, dazu und das Crucifix schob sich wie von selbst verschließend wieder darüber. „Das Kreuz muß so Manches in seinen Schutz nehmen“, sprach er lächelnd vor sich hin, „weshalb nicht meine geheimen Papiere! Hm! Hm!“ summte er mit seinem gewöhnlichen Tone. „Es würde doch, meine ich, nicht leicht ein Schatzgräber einen wichtigern Fund thun, als wenn er den Schatz unter diesem Crucifix entdeckte!“ — Hierauf trat er mit dem letzten Päckchen von Papieren an das lodernde Kaminfeuer und warf es hinein. Als er sah, daß die Flamme Alles gefaßt hatte, sprach er lächelnd mit dem Gefühl der Sicherheit:

„Nun mögen sie mich überraschen“, ging zur Thür und drehte den Schlüssel leise wieder auf. „Ah! Jetzt kommt Gregor!“ sprach er, da er Schritte hörte. „Ja, ja, in Vorzimmern muß man keine Teppiche haben!“

„Der Wagen ist bereit, hochwürdigster Herr“, meldete der Diener.

„Gut! Gib mir doch die Papiere her, die dort noch auf dem Sessel liegen. — Wirf sie hier ins Feuer! Man muß alle dergleichen alte, unnütze Papiere verbrennen, denn in unnützer Hand können sie Schaden stiften. Ich habe soeben auch schon eine Menge verbrannt. — So; hilf mir etwas bei dieser Arbeit, Gregor. Nimm die Feuerschaufel!“

Er schürte mit dem Diener um die Wette, als ob Beide das gleichgültigste Geschäft verrichteten. — „Das sind kleine Dinge, aber sie müssen auch gethan sein! .... Nun gib mir meinen Pelz und die Pelzstiefel!“

Der Diener brachte beides und half dem Pater beim Anlegen der Kleidungsstücke. Als er sich warm, sorgfältig eingehüllt und durch eine Sammetkappe noch Kopf und Ohren wohl gegen die starke Februarkälte verwahrt hatte, verließ er, eine Mappe mit Schriften in der linken Hand und mit dem rechten Arm auf den des Dieners gestützt, das Gemach.

Der Wagen rollte, auf die gezogene Schelle, in der Hausflur dicht vor die Treppe. Als Lamormain eingestiegen war, reichte ihm der Diener die Mappe nach und empfing seinen Befehl: „Zuerst zum Fürsten Eggenberg. Dann nach der Burg zu Sr. Majestät dem Könige von Ungarn. Am kleinen Portal.“

Dreiundvierzigstes Capitel.

Es war am 20. März 1619 um vier Uhr des Morgens. Das tiefe Dunkel einer rauhen, schwer regnerischen Nacht umhüllte noch die Kaiserstadt. Der Wind der Tag- und Nachtgleiche stürmte von den kahlen Feldern draußen herüber über die Wälle und Festungsmauern und umfaßte die alterthümlichen Spitzdächer und Thurmzinnen, welche damals die Burg krönten. Der Regen peitschte die Fenster mit rauschendem Schlag.

Im Vorzimmer des Kaisers Mathias saßen bei tief herabgebrannten Kerzen viele von der Dienerschaft, einige mühsam wachend, andere tief schlafend, mit dem Kopf auf dem Tisch, oder gegen die Wand gelehnt; denn es war schon die dritte Nacht, die sie, da der Kaiser wiederum schwer krank lag, zubrachten, ohne sich zur Ruhe zu legen. Selbst das Geräusch des Regens und das hohle Windsgeheul konnte Die nicht erwecken, die, von der Müdigkeit übermannt, auf den Sesseln in Schlaf gesunken waren.

B a l t h a s a r öffnete, eine mattglimmende Lampe in der Hand, leise die Thür des kaiserlichen Gemachs und trat wankenden Schrittes ein. Sein Angesicht war bleich; er sah tief vergrämt aus. Er schien mit den Augen etwas im Vorgemach zu suchen, denn die Lampe, die er trug, blendete ihn. „Ach, dort“, sprach er leise und ging behutsam auf den Zehen, da die Thür hinter ihm nur angelehnt war, auf einen großen schwerfälligen Lehnsessel zu, in welchem ein alter Mann in schwarzem Kleide, dem das silberne Haar schlicht von beiden Seiten der Scheitel her-

unterhing, schlummerte. Es war der Leibarzt Gisbertus. Balthasar faßte ihn am Arm und rüttelte ihn ein wenig. „Herr Doctor, es ist die Stunde, wo Ihr befohlen habt, Euch zu rufen."

Der Alte, der nur einen leisen Schlaf hatte, öffnete die Augen; er war gleich bei voller Besinnung. „Ist es vier Uhr, Balthasar?"

„Eben hat die Glocke auf Sanct-Stephan die Stunde ausgeschlagen", antwortete der alte Kämmerer.

„Gut, gut, du bist pünktlich, Alter, das ist recht — Gott möge dir's lohnen, dein Kaiser wird's leider Gottes nicht mehr lange können!" erwiderte Gisbertus, indem er aufstand und seine Kleidung ein wenig zurecht zupfte. „Die Arznei ist doch frisch bereitet?"

„Ja wol, Herr Doctor!" antwortete Balthasar und nickte mit dem Haupt, indem er wehmüthig mit fragendem Auge an den Zügen des Arztes hing, als wolle er dort irgend einen Ausspruch über das Schicksal des Kaisers lesen. „Sollte es denn", faßte er endlich den Muth zu fragen, „wirklich auf die letzte Stunde gehen?"

„Das will ich dermalen zuversichtlich noch nicht sagen", erwiderte der Arzt, indem er mit ihm der Thür zuschritt, „allein auf den letzten Tag müssen wir uns wol gefaßt machen!"

Sie traten Beide, Balthasar mit der Lampe voran, in das Krankenzimmer.

Der Kaiser war ganz allein; er hatte außer seinem getreuen Balthasar Niemand um sich dulden wollen. Es geschah selbst ohne sein Wissen und gegen seinen Willen, daß Gisbertus im Vorzimmer blieb. Er hatte nur eingewilligt, daß zwei jüngere, ärztliche Gehülfen für einen unvermutheten Fall über Nacht in der Burg verweilen sollten.

„Er schläft“, flüsterte Balthasar und legte den Finger auf den Mund.

„So dürfen wir ihn anjetzo nicht wecken“, entgegnete der Arzt ebenso leise. „Ich werde mich zu Sr. Majestät ans Bett setzen.“

Er nahm den Platz ein und beobachtete den Kranken, dessen Züge die Nachtlampe matt beleuchtete, mit aufmerksamem Auge, indem er zugleich den Puls der auf der Bettdecke ruhenden Hand faßte. Balthasar hing unverwandten Blicks an den Mienen des Arztes. Dieser, in der Ruhe und langen Gewohnheit seiner Kunst, verrieth durch keinen Zug sein Urtheil über den Kranken. Balthasar konnte aber die Gefühle seines Herzens nicht mehr zurückhalten. Mit zitternder Stimme fragte er: „Findet Ihr Ihro Majestät kränker, Herr Doctor?“

„Ja, mein lieber Balthasar“, antwortete dieser, ebenso leise, aber mit feierlicher Förmlichkeit; „der Puls des allerhöchsten Kranken ist um ein sehr Merkbares schwächer geworden.“

„Er entschlummert wol schon?“ hauchte der Kämmerer mit bebender Lippe.

„Es wäre möglich, durch des allgütigen Gottes Gnaden; doch ich glaube es nicht“, antwortete Gisbertus; „solcher Schlaf ist noch der natürliche. — Glücklich wenn Se. Majestät so ruhig einschlummerten!“

Balthasar wandte sich ab und drückte das Tuch vors Gesicht; er bekämpfte mit aller Anstrengung sein heftiges Weinen, um den theuern Herrn nicht in seiner vielleicht letzten Schlummerstunde zu stören. Die tiefste Stille herrschte in dem Zimmer. Um so schauerlicher berührte der Ungestüm des Wetters draußen das Ohr. Zwar dämpften die schweren, zugezogenen Vorhänge den Schlag des Regens,

doch das hohle Sausen des Windes ließ sich fast ununterbrochen vernehmen. In den Pausen hörte man den einförmigen Pendelschlag der reichen, mit kunstvollen Goldverzierungen geschmückten Pfeileruhr, welche jetzt die kurze Spanne Zeit ausmaß, die dem Kaiser noch auf Erden vergönnt war. Es weckte einen eigenen Schauer, wie der Pendel gewissermaßen jeden Pulsschlag zählte. Balthasar schien diesen Gedanken zu haben; er wandte sein Auge nach der Uhr, als wolle er sehen, welches die Stunde sei, wo sie den Stillstand der Lebensuhr des Kaisers bezeichnen werde. Es bewegten sich dabei noch andere Gedanken in der Brust des alten Dieners. Die Uhr war ein Geschenk des Kaisers Rudolf, der sie nach Tycho de Brahe's eigenen Angaben von einem der geschicktesten Künstler in Prag hatte bauen lassen *); ein Geschenk aus den Zeiten, wo die beiden Brüder ihren innern immer wieder erwachenden Zwiespalt oft durch äußerliche Zeichen der Liebe und Versöhnung zu umhüllen, oder vielleicht wirklich zu beruhigen dachten. Er erinnerte sich wohl, wie Rudolf dabei gesagt hatte: „Möge sie dir viele glückliche Stunden schlagen!“ War der Wunsch nicht aufrichtig gewesen, oder war er nur nicht erfüllt worden? Aber die Uhr hatte dem Kaiser viel, viel mehr Stunden der Trübsal geschlagen als Stunden der Freude, und jetzt sollte sie bald seine letzte schlagen! ....

Mathias bewegte die Hand, die auf der Bettdecke ruhete; Balthasar schaute aufmerksam hin. Der Kaiser warf das Haupt unruhig hin und her; aber er öffnete das Auge nicht.

„Gib mir die Hand, Rudolf“, sagte er plötzlich im Schlaf, mit gerührtem, aber jenem hastigen Ton, den die

*) Historisch.

im Schlaf Redenden durch die Beklemmung des Athems ha-
ben. „Anna, bitte ihn!“ setzte er hinzu.

„Fieberträume!“ sprach der Arzt leise, zu Balthasar gewandt.

„Von dem seligen Kaiser und der Kaiserin“, antwortete Balthasar ebenso und trat auf den Zehen näher. Beide hingen mit Auge und Ohr lauschend über dem Bett des Kaisers. — Er sprach nicht mehr, aber bewegte die Hand, wie suchend.

„Se. Majestät sucht, will es mir scheinen, die Hand Dero verklärten Bruders“, sagte Gisbertus, trotz seiner steiffeierlichen Gewohnheit, sehr bewegt und legte seine eigene Hand in die des Kranken; da fühlte er einen warmen innigen Druck. Er ward von tiefer Rührung ergriffen, denn er kannte, wie Alle, das feindselige Verhältniß, das die Brüder im Leben auseinandergehalten hatte, nur zu gut.

„In Sr. Majestät Gemüth sind Liebe und Versöhnung“, wandte er sich zu Balthasar. „Dero Druck der Hand ist innig, und kräftiger als ich genuthmaßet!“

„Vielleicht hat der Schlaf ihn gestärkt, vielleicht erholt er sich ganz“, entgegnete Balthasar, und ein freudiger Schimmer überglänzte sein nasses Auge.

Mit verstärkter Gewalt brauste in diesem Augenblick der Wind auf und zugleich ertönte der dumpfschauerliche Klang eines Glockenschlages, der das erste Viertel der Stunde auf einem der nahen Kirchthürme anschlug. Es klang wie ein ehernes Nein als Antwort auf Balthasar's Hoffnungsfrage.

Der Kaiser erwachte, wie es schien von dem Geräusch. Er sah lange mit weit offenem, staunendem Blick um sich her; es war sichtlich, daß er sich noch nicht wieder aus dem Traum in die Wirklichkeit zurückfinden konnte. Nach

einer langen Pause sagte er: „Ich habe recht lebendig geträumt! — Ihr seid schon wieder hier, Doctor?“

„Halte unmaßgeblich für meine Pflicht, Ew. Majestät die Arznei selbst zu reichen und nach der Wirkung derselben zu forschen.“

Mathias blickte ihn zerstreut an und fragte nur nach einigen Augenblicken: „Was ist die Uhr?“

„Eben hat das erste Viertel der fünften Frühstunde geschlagen“, versetzte Balthasar, der seinen Herrn mit wehmüthigem Blick anschaute.

Der Kaiser schien etwas Wichtiges zu überlegen; er heftete, wie er in solchen Fällen zu thun pflegte, das Auge fest auf einen Punkt und wiegte leise den Kopf. Nach diesen Momenten erwartungsvoller Stille sagte er: „Es soll zu Sr. Majestät dem Könige von Ungarn gesendet werden; ich lasse ihn sofort um eine Unterredung bitten. — Dann schickt auch zu meinem Beichtvater!“

„Ew. Majestät!“ unterbrach Balthasar den Kaiser mit schmerzlichem Ausruf bei diesem Wort und vermochte den Strom seiner Thränen nicht zurückzuhalten.

„Thu wie ich befohlen“, sagte der Kaiser fest, aber freundlich, und Balthasar wankte hinaus. Der Kaiser richtete sich, mit Hülfe des Arztes, auf dem Lager auf und saß, halb in die Kissen zurückgelehnt, schweigend, anscheinend tief in Gedanken versunken da. „Jessenius!“ sprach er plötzlich, der Arzt horchte auf, doch der Kaiser fuhr nicht fort; es war, als sei dies Wort unwillkürlich über seine Lippen gedrungen.

„Wollen Ew. Majestät nicht in Gnaden geruhen, noch einmal Arznei zu nehmen“, sagte Gisbertus, „es dünkt mich doch, daß ihre Wirkung recht kräftigend gewesen.“

„Meinst du, Alter?“ erwiderte der Kaiser lächelnd, in-

dem er das Haupt leise verneinend bewegte: „Nun wenn's dir ein Trost ist will ich auch noch einen Löffel nehmen. Hab' halt Manches, was bitterer schmeckte, verschlucken müssen!“

Wie er es in den vertraulichsten Augenblicken seines Lebens stets gern gethan, so sprach der Kaiser auch jetzt in der Mundart des Volkes. Es lag etwas in dem gutmüthig herzlichen Ton, in den schlichten Worten desselben, als wolle er sagen: „Der Unterschied zwischen uns ist vorbei. Was sollen wir uns noch solchen Zwang anthun?“

Gisbertus hatte indeß dem Kranken den Löffel mit der Arznei gereicht; er nahm sie ruhig ein.

„Wollt's halt so gut sein“, sprach er in überaus weichem, gutmüthigem Tone, „die Fenstervorhänge ein wenig zurückziehen, daß ich sehe, ob es draußen nicht schon ein Bisserle dämmert. Die Sonne kommt dort an der Fensterseite herauf. — — Einmal möchte ich sie wol noch schauen!“

Dieses Wort griff tief in die Brust des alten, ruhigen Arztes. Er war froh, sich ein kleines Geschäft an den Fenstern machen zu können, um seine Bewegung zu verbergen. Doch vorläufig sollte sich des Kaisers Wunsch noch nicht erfüllen, denn der Himmel war ganz schwarz umzogen und draußen lagerte noch die tiefste Nacht.

„Es ist, halten zu Gnaden, noch zu frühe, Ihro Majestät“, sagte Gisbertus; „in einer Stunde von anjetzo wird erst der Tag zu grauen anfangen!“

„Ja, ja, es sieht finster aus draußen in der Welt“, murmelte Mathias vor sich hin. „Ist nicht so gar Schad' darum, sie zu verlassen!“

„Daran sollten Ew. Majestät, halten zu Gnaden, gar nicht denken“, erwiderte der Arzt mit theilnehmendem Ton.

„Gerad' daran", antwortete der Kaiser; „denn ich hab' halt noch Manches zu bestellen auf dieser Welt, und die Zeit könnte mir knapp werden. — Für jenseits muß ich auf die Gnade des barmherzigen Gottes hoffen!" Bei diesen Worten faltete er die Hände über dem Bett und saß still betend.

Balthasar, der eben wieder eintrat, blieb bei dem Anblick gefesselt in der Thür stehen und faltete die Hände gleichfalls, während die Thränen ihm unaufhaltsam die Wangen netzten. Auch Gisbertus stand schweigend, mit tief gesenktem Haupt; man konnte nicht sehen, ob nur um seinen Schmerz, sein nasses Auge zu verbergen, oder ob auch er selbst betete.

Es war ein Augenblick feierlicher Rührung und Erschütterung. Der, welcher eine Welt beherrschte in dieser Welt, stand jetzt an der dunkeln Pforte jener, wo, was wir verlassen hinter uns, in das flüchtige Nichts zerstäubt, vor uns die unergründliche Kluft sich öffnet, deren Tiefe kein menschliches Auge gesehen, kein menschliches Maß erforscht hat.

So vergingen einige Minuten. Der Kaiser athmete schwer auf und sank müde etwas zurück in die Kissen.

„Laßt mich halt jetzt wieder ein Bissel ruhen", sagte er sichtlich ermattet; „ich brauche noch Kräfte und muß sie sammeln." Er lehnte das Haupt an, allein er schlief nicht. Balthasar und der Arzt verrichteten leise alle die kleinen Dienste, die der Zustand des Kranken gebot, oder wozu er ihnen irgend einen Wink gab. Er sprach kein Wort, schien aber in ernstes Nachsinnen zu versinken. Da trat einer der Diener aus dem Vorzimmer ein und winkte Balthasar, dem er einige Worte ins Ohr raunte. Der Kämmerer näherte sich dem Kaiser und meldete: „Se. Majestät der

König von Ungarn und der Beichtvater Ew. Majestät sind im Vorzimmer. Wen befehlen Ew. Majestät zu sprechen?"

„Erst muß der Kaiser seine Pflicht thun", antwortete er ernst. „Hilf mir mich aufrichten!"

Es geschah; ganz aufrecht wollte er sitzen. Seine Züge nahmen eine Würde an, die Ehrfurcht gebot. „Ich lasse Se. Majestät bitten, einzutreten", sagte er jetzt.

Balthasar eilte zur Thür und öffnete sie. Ferdinand trat ein, sichtlich erschüttert, fast bleicher als der Kaiser selbst. Wankenden Schrittes ging er auf das Bett seines Oheims zu, beugte sich über seine Hand und küßte sie mit aufrichtiger Wärme. Wen hätte auch solch ein Augenblick nicht ergriffen!

„Wir müssen allein sein!" sagte der Kaiser mit ernstem Ton.

Balthasar und der Arzt entfernten sich augenblicklich.

Der sterbende Kaiser und der künftige waren allein beisammen. Der die Zügel der Weltregierung fallen ließ und der sie aufnahm, — ein schweres Erbtheil! — Sie standen allein einander gegenüber, an der dunkeln Wegscheide, die sie auf Erden auseinander führen sollte. Kein fremder Mund drängte sich zwischen sie; Gefühle und Gedanken berührten, tauschten sich unverfälscht. Was sie zueinander gesprochen in diesem verhängnißvollen Augenblick, wo der ernste Weiser der Zeit auf den Wendepunkt der Weltgeschicke zeigte, — kein fremdes Ohr hat Kunde davon erhalten. — Fast eine Stunde waren sie allein beisammen!

Vierundvierzigstes Capitel.

Während dessen hatte sich die Nachricht, daß der Kaiser an dem äußersten Grenzpunkte des Daseins stehe, durch die Burg und weiter verbreitet. Daß der Beichtvater gerufen worden war, bedeutete Allen das Unvermeidliche der Entscheidung.

Das Vorzimmer füllte sich mit bestürzt Herbeieilenden, unter ihnen die Männer des höchsten Ranges, der wichtigsten Stellung. Lamormain, dessen lauschendes Ohr überall hinreichte, war der Erste, welcher eintrat, fast unmittelbar nachdem der Arzt und Balthasar das Krankenzimmer verlassen hatten. So schnell war ihm durch seine Vertrauten in der Umgebung des Königs von Ungarn die wichtige Kunde zugegangen, daß derselbe plötzlich an das Sterbebett des Kaisers gerufen war. Und die unermeßliche Bedeutung des Ereignisses schnell erfassend, war er auf der Stelle herbeigeeilt; denn gleich im ersten Augenblicke konnten die wichtigsten Maßregeln zur Vorbereitung und Abwehr des Künftigen getroffen werden. Mit Alles ins Auge fassender Umsicht hatte er auch sofort den Fürsten Eggenberg benachrichtigt, der Ferdinand's vertrautester Geschäftsrath war. Als Lamormain das Gemach betrat, wandte sich sein scharfes Auge sogleich forschend umher, um zu sehen, wer bereits anwesend sei. Er erblickte nur den Beichtvater des Kaisers Mathias, den Pater Chrysostomus von den Benedictinern. Sogleich ging er auf diesen zu, und der Beichtvater des Kaisers, der den Thron besteigen sollte, begrüßte mit dem Schein frommer Ehrfurcht den des abscheidenden, der

in schmerzlichem Gefühle, doch in andächtiger Sammlung, seines letzten Amtes harrte. Die beiden geistlichen Väter sprachen leise miteinander. Balthasar warf einen Blick der Bitterkeit auf Lamormain, denn er wußte, wie vieles Leid Gesinnung und Rath dieses Mannes dem Kaiser zugefügt. Doch barg er in scheuer Furcht vor dem Mächtigen, der in wenigen Minuten allmächtig an diesem Hofe sein konnte, sein Gefühl, und zog sich still in eine Ecke zurück. Die andern Diener waren gleichfalls ehrerbietig in den Hintergrund des Zimmers getreten.

Die Thür öffnete sich abermals, und der Fürst von Liechtenstein, gleichfalls vertrauter mit Ferdinand als mit Mathias, trat ein. Unmittelbar darauf folgte Eggenberg, der jenem Nachricht gegeben hatte, aber, da er kränklich war und sich wegen des Podagras nur mühsam bewegen konnte, längere Zeit gebraucht, um zur Stelle zu gelangen. Beide Herren sprachen sogleich leise, aber lebhaft mit Lamormain, der nach wenigen Minuten auf den Arzt zuging und ihn mit der Miene und Stimme tiefer Theilnahme fragte: „Gebt Ihr uns denn gar keine Hoffnung, theurer Doctor Gisbertus, daß das Leben Sr. Majestät noch zu erhalten sei?"

„Ich habe dermalen die Hoffnung noch nicht aufgegeben", erwiderte Gisbertus, nicht sowol nach seiner Ueberzeugung, als weil er das Heuchlerische der Theilnahme erkannte, die die begierige Erwartung und Hoffnung auf das Gegentheil schlecht verhehlte.

Die Antwort fiel so unerwartet für Lamormain aus, daß er sich fast verrathen hätte; doch schnell war er wieder Meister seiner selbst und sagte mit einem erzwungenen Lächeln und gen Himmel gehobenem Blick: „Das ist ja eine unerwartet freudige Kunde, für die wir dem Himmel danken wollen. Also habt Ihr wirklich Hoffnung?"

„Der Arzt, wolle Hochwürden bedenken, darf sie nie aufgeben, wenn sie auch noch so schwach wäre“, entgegnete dieser.

Diese halbe Zurücknahme schien einige Befriedigung über Lamormain's Züge zu verbreiten. Er wollte eben noch eine Frage thun, als die Thür des Krankenzimmers sich öffnete und der König von Ungarn heraustrat, bleich, sichtlich erschüttert, mit Spuren von Thränen in den Augen.

„Se. Majestät verlangt den Beichtvater“, sprach er mit bewegter Stimme, gegen diesen gewandt.

Pater Chrysostomus ging mit dem Crucifix und den heiligen Gefäßen in das Krankenzimmer.

„Ich fürchte“, wandte sich Ferdinand jetzt zu den Umstehenden, die näher getreten waren, doch sich ehrerbietig etwas zurückhielten, „ich fürchte, Se. Majestät ist dem Ziel des irdischen Daseins nahe!“

„So möge sich unser stilles Gebet für ihn erheben“, sprach Lamormain und faltete die Hände. Alle thaten desgleichen, unter lautloser Stille. Dies währte einige Augenblicke. Dann traten der König, die Fürsten Eggenberg und Liechtenstein, Lamormain und einige Andere in einen engern Kreis zusammen, zogen sich in eine Ecke des Zimmers zurück und sprachen in gedämpftem Tone eifrig miteinander. Während dessen kamen immer Mehrere hinzu, welche Kunde von dem Zustande des Kaisers erhalten hatten. Auch zwei ältere Räthe desselben, denen er großes Vertrauen schenkte, Graf Fugger und Fürst Dietrichstein der Vater, erschienen.

Balthasar sprach bei ihrem Anblick vor sich hin: „So kommen doch einige von Denen, die wirklich um ihn weinen werden!“

Die ängstliche Stille, welche trotz der vielen Versammelten im Gemach herrschte, das leise Flüstern, hier und da ein Ton verhaltenen Weinens und Schluchzens — denn auch Frauen waren herbeigekommen —, das immer trüber werdende Licht der herabgebrannten Kerzen, alles Das erregte eine Beklemmung, die jede Brust drückte.

Von außen drang der erste Schimmer der Dämmerung durch die Fenster; der Regen hatte aufgehört, doch der Wind ließ immer noch von Zeit zu Zeit sein hohles Getön vernehmen.

Dieser Zustand ängstlicher Spannung wurde durch den Klang der Schelle im Krankenzimmer unterbrochen. Balthasar eilte hinein; gleich darauf kehrte er zurück und winkte dem Arzte. Aller Aufmerksamkeit richtete sich auf diese Vorgänge.

Der Kaiser, durch die Unterredung mit dem König Ferdinand schon sehr angegriffen, war unter der Beichte schwächer geworden und verlangte nach einer Stärkung. Balthasar und der Arzt ordneten sein Lager wieder bequemer, und der Letztere gab ihm einige stärkende Tropfen. Bald war Mathias wieder so gekräftigt, daß er das Wort nahm und laut und vernehmlich sprach:

„Ehrwürdiger Vater, bei vollem Bewußtsein und in Gegenwart dieser Getreuen erkläre ich Euch, ich habe überwunden. — Er war der Kummer meiner letzten Tage, er bleibt meine Sorge, doch ich scheide in Liebe, und vergebe ihm, wie mir der Herr vergebe!“

Balthasar und der Arzt standen erstaunt, doch Pater Chrysostomus trat näher, und leuchtenden Auges, mit erhobener Andacht sprach er, indem er dem Kaiser beide Hände auf das Haupt legte: „So darf ich Ew. Majestät den vollen ungeschwächten Segen und das letzte Labsal der

Kirche ertheilen und die Gnade und Barmherzigkeit Gottes zusichern!"

Das heilige Brot berührte die Lippe des Kaisers, der Kelch die des Beichtvaters.

„Ich bin bereit zu gehen", sprach Mathias gefaßt. „Laßt Jeden eintreten, der Abschied von mir nehmen will."

Balthasar brach fast zusammen. Jetzt laut weinend, schwankte er der Thür zu und öffnete sie. Er vermochte nicht zu sprechen und winkte nur Allen einzutreten.

Der König Ferdinand war der Erste, die Andern folgten. Der Kaiser saß aufrecht auf dem Lager und grüßte durch eine leichte Bewegung der Hand und des Hauptes. Es bildete sich ein Halbkreis um das Bett des Sterbenden. Kein Laut war zu vernehmen.

Ferdinand hatte sich dem Bett genähert.

„Mein Bruder Max! meine liebe, liebe Anna!" sagte Mathias mit einem Tone, der Aller Herzen bewegte, „ihr seid mir vorangegangen; ich folge euch rasch!"

Jedes Ohr lauschte. Nur das tiefe Athmen Aller und ein unterdrücktes leises Schluchzen unterbrach die heilige Stille.

Das Antlitz des Kaisers war von leichter Röthe angestrahlt. Es war der erste Schimmer des Morgenroths, welches durch den zerrissenen Wolkenhimmel brach.

„Ferdinand!" sprach der Kaiser mit zusammengeraffter Kraft. — Der König trat zu ihm. Sie reichten einander die Hände. Lange sah der Kaiser den Erben seines Thrones sprachlos an; sein Angesicht röthete sich höher in dem Morgenschimmer, es war als ob ein Heiligenschein das Haupt zu umduften anfange. Er zog den Neffen ans Herz. Man hörte jeden Pulsschlag im Gemach.

„Wir scheiden in Frieden", sprach er, Allen vernehmlich. Dann wandte er das Haupt zu den Anwesenden und sagte: „Seid ihm getreu!"

Mit diesem Wort sank er zurück in die Kissen. Sein Auge brach. Ferdinand hielt seine Hand fest, und über ihn gebeugt, tropften seine heißen Thränen auf das Lager.

Noch einmal schwebte ein leiser Laut über die Lippen des Sterbenden ...

„Versöhnung .... Frieden" — das waren seine letzten, kaum gehauchten, aber Allen vernehmlichen Worte. Ferdinand küßte ihn auf die Stirn.

Als er sich wieder erhob, war das Leben seines Oheims erloschen!

In diesem Augenblick zitterte der erste Strahl der Sonne in das Gemach. Aller Blicke wandten sich ihr zu; unter schwarzem, schwerem Gewölk blitzte ihr Glutauge hindurch und ergoß den blutigen Feuerstrom über die Erde!

Fünfundvierzigstes Capitel.

Da die üble Jahreszeit, zumal die Grundlosigkeit der von thauendem Schneewasser aufgeweichten Wege, für den Augenblick die Kriegsoperationen hemmte, und wichtige Dinge mit den Directoren des Landes verhandelt werden mußten, war Thurn, von seinem Sohn und Wolodna begleitet, nach Prag gekommen. Und um nach langer Trennung aller der Seinigen einmal wieder froh zu werden, hatte er auch die Frauen von Karlsstein hereinkommen lassen. Mit diesen

und einigen seiner vertrautesten Freunde in den öffentlichen Angelegenheiten, den angesehensten Männern im Krieg und im Rath, saß er in seinem Hause zu Tisch. Unter den Gästen war auch Mansfeld; er hatte seinen Platz zur Rechten der Gräfin Elisabeth. Zu ihrer Linken saß der ehrwürdige Greis Caplicz von Sulewicz; neben ihm, der eigenthümlichste Gegensatz von Jugend und Alter, die sechzehnjährige Thekla, der die Mutter lieber den Platz an der Seite des frommen, milden Greises angewiesen hatte als an der des Kriegshelden, der, wie gewandt er sich in die glattesten Sitten der Höfe zu schmiegen wußte, doch aus Neigung lieber die ungezwungenen und derberen Gewohnheiten des Lagers beibehielt.

Therese, welche seit ihrer Verheirathung ganz wie eine Genossin des Hauses betrachtet wurde, da Xaver mit dem Range eines Hauptmanns im Heere diente, saß an Mansfeld's Seite. Er selbst hatte sie sich mit einem Scherz zur Nachbarin gewählt. Denn als die Gräfin, die er zur Tafel geführt, ihm Thekla gewissermaßen entzog, da sie sie an Caplicz' Seite wies, während sie selbst zwischen dieser und Mansfeld trat, sagte er lachend: „Ich sehe, die Gräfin vertraut mir wildem Kriegsmanne die Tochter nicht an. So will ich denn der Beschützer dieser jungen Frau werden, und sie soll nachher Zeugniß ablegen, ob Graf Mansfeld sich unritterlich benommen hat!“

Die Gräfin antwortete mit einem zustimmenden Lächeln, und so war Therese die Nachbarin des berühmten Feldherrn geworden. Neben ihr, zu ihrer Linken, saß der junge Heinrich Thurn; an dessen Seite Wolodna. Auf der andern Seite des länglich runden Tisches hatte Graf Thurn selbst den Mittelplatz, seiner Gemahlin gegenüber, zwischen dem würdigen Wenzel von Budowa und Otto von Loß, dem

Unterburggrafen von Karlsstein, dem Thurn die Seinigen in Obhut gegeben und der sie ihm aufs beste behütet hatte.

Wie entfernt Therese in ihrer Einfachheit dem durch Rang und Ruhm glänzenden Grafen Mansfeld stand, so war es doch gerade sein kriegerischer Glanz, der ihrem für jeden kühnen Aufschwung begeisterten Sinne einen warmen, ehrfurchtsvollen Antheil für den Mann einflößte, welcher sein Schwert einer Sache weihte, der sie so ganz hingegeben war.

Thurn stellte sie ihm mit den Worten vor: „Das ist die junge Gattin des jungen Kriegsmannes, den ich Euch nach Bamberg sandte."

Mansfeld erwiderte derb, heiter: „Der hat mir gefallen! Das ist ein waderer Gesell! Der verdient eine so hübsche junge Frau!"

Ueber Tisch war das Gespräch anfangs vereinzelt gewesen; doch allmälig wurde es allgemeiner und lebhafter, und vollends da beim Nachtisch der edelste Tolayer in hellen Krystallgläsern, in silbernen Bechern und Ehrenpokalen funkelte, deren kostbarster vor Mansfeld stand, schlug die geistige Flamme immer höher auf. Sie hatte an den großen Ereignissen und wichtigen Wendepunkten der Zeit auch den reichsten Nahrungsstoff. Der Ernst der Gegenstände hinderte nicht, daß sie auch oft mit Frische und Heiterkeit berührt wurden; denn der Geist des Weins und der Geselligkeit ist einmal der Art, daß sein lebendig entwickelter Einfluß einen heitern, wenigstens einen hoffnungs- und lebensreichen Schimmer selbst auf den dunkelsten Hintergrund des Lebens wirft.

Vor Allen war es Mansfeld, der, des Krieges und seines Würfelspiels um Leben und Tod am gewohntesten, den fröhlichen Augenblick fröhlich zu nutzen wußte.

Das Gespräch hatte sich auf die glücklichen Hoffnungen gewandt, die sich für Böhmen und seine Zukunft aufzuthun schienen. Aller Mienen erheiterten sich dabei, wie die Männer einig in der Ansicht waren, daß nun ein schönerer Tag für Böhmen anbrechen werde. Nur Therese blieb ernst an Mansfeld's Seite.

„Ei“, sagte dieser zu ihr, „Ihr bleibt so stumm? Ich kann mir denken, daß Euer Herz und Eure Gedanken weit von hier sind!“

„Nein, Herr Graf, Ihr irrt!“ antwortete Therese. „Mein Sinn und Herz ist voll von Dem, was Alle hier erfüllt. Allein es kann sich so sicherer Hoffnung nicht hingeben, nur weil im Augenblick die Sonne lächelt.“

„Ei“, rief Mansfeld heiter, „Ihr taugtet gut zum Feldherrn, schöne junge Frau! Wollten wir trauern und besorgt sein, wenn die Schlacht gut steht, wenn der Feind uns den Rücken wendet, was sollten wir thun, wenn es uns an Hals und Kragen geht? Seid frohen Muthes! Darauf wollen wir anstoßen!“

Er nöthigte sie, mit ihrem kleinern Krystallglas an seinen großen Prachtpokal voll funkelnden Weines zu stoßen.

„Ueberhaupt“, sprach er heiter, „wir schulden noch manche Gesundheit. Die unserer schönen Frauen am Tisch spare ich mir bis zuletzt“, wandte er sich galant zur Gräfin Thurn; „jetzt bringe ich's — Ihr müßt zuerst mit mir anstoßen, Thurn!“ rief er fröhlich zu diesem hinüber — „jetzt bringe ich's dem wackern Feldherrn, der bei Lomnitz ihrer Zwei geklopft hat!“

Die Tischgäste stimmten mit frohem Ruf und Becherklang ein.

„Ich bringe es“, erhob sich Thurn, nachdem der fröhliche Lärmen etwas vorüber war, und hielt Mansfeld

den Becher hin, „ich bringe es dem Bezwinger Pilsens!"

„Bah! Nicht der Rede werth!" antwortete Mansfeld, stieß aber frisch an, und wiederum erklangen die Becher und lauter Zuruf rings an der Tafel.

„Wenn's Wien gewesen wäre, Ihr Herren!" nahm Mansfeld das Wort wieder auf und sah vergnügt im Kreise umher. „Dafür hätte ich die Acht, die der Kaiser über mich gesprochen, nicht zu theuer gekauft! Aber Pilsen — da muß ich noch etwas thun, um den Achtbrief abzuverdienen, den Pater Lamormain und Erzherzog Ferdinand dem kranken Kaiser wider mich abgepreßt haben!*) Nun, kommt Zeit, kommt Rath! Ich will ihnen nichts schuldig bleiben!"

„Gewiß, doch es läßt sich nicht Alles zugleich thun", antwortete Thurn.

„Wien liegt auch nicht außerhalb der Welt!" rief Mansfeld. „Sind die Türken so weit vorgedrungen .... Von Prag nach Wien ist nicht so weit als von Konstantinopel!"

„Lassen wir die Zukunft", nahm der würdige Wenzel von Budowa das Wort, „aber vergessen wir die Abwesenden nicht. Ich bringe den Becher dem wackern Grafen Joachim Andreas von Schlick!"

„Recht so, alter Herr von der Feder", stimmte Mansfeld ein, „Ihr lehrt uns, was wir vom Degen hätten thun sollen! Schlick soll leben! Bei meiner Ehre, er hat gut dahinter gebürstet! Es kitzelte mich ordentlich, daß er dem Boncquoi den gestohlenen Rahm von den Milchtöpfen Böhmens wieder abgeschöpft hat. Der Herr Feldmarschall

*) Historisch.

hätte gern seine zweihundert Wagen voll böhmischer Beute in Wien auf dem Kohlmarkte zur Schau gestellt! Nun hat sie ihm Schlick wieder abgenommen und die Kriegskasse dazu!*) Das ist eine verdrießliche Geschichte. Die Hauptsache bleibt aber, daß Schlick den Fuß auf österreichischen Grund und Boden gesetzt hat. Vivat! Nochmals!"

„Mein würdiger Freund", hub jetzt der alte Caplicz an und deutete auf Wenzel von Budowa, „hat gesagt: Lassen wir die Zukunft! Ich sage, denken wir an sie; denn in ihr, hoffe ich, geht uns die Sonne des Friedens auf. Diese Hoffnung will ich begrüßen!"

Er erhob den schönen, geschliffenen Ehrenbecher, der ihm zu Theil geworden; fast war es, als ob der Priester den Kelch erfaßte. Das Antlitz des Greises, von den dünnen Silberlocken, die sein Haupt noch trug, leise umspielt, strahlte im Ausdruck frommer Hoffnung. Er glich auch einem Diener des Herrn, wie er das Auge so mild und vertrauend gen Himmel aufschlug. Sein Wort wirkte wie das eines göttlich Geweihten. Das wilde Kriegsgespräch verstummte, eine plötzliche Stille trat ein, und wohltönend erklangen die Becher und Gläser in leiserer Berührung; auch die Frauen hatten sie erhoben. Auf ihren Zügen schwebte in einem holden Lächeln der Ausdruck der Hoffnung. Auch Therese lächelte, doch gleichzeitig schimmerte es silbern in ihrem feuchten Auge.

„Es ist wacker von Euch, Herr Oberlandschreiber", nahm Thurn das Wort wieder auf, „daß Ihr den Frieden leben laßt. Aber er muß Bürgschaften zu einem dauernden Glück für Böhmen geben; sonst ziehe ich den Krieg vor.

---

*) Historisch.

Darum müssen wir nehmen, was man uns nicht geben will!"

„Freilich, freilich! Ein sicherer Frieden!" antwortete Caplicz.

„Unser eigenes böhmisches Heer müssen wir haben, das unsere Rechte schützt; dann wollen wir es dem Kaiser auch freudig bereit stellen, wo die seinigen des Schutzes bedürfen", fuhr Thurn fort.

„Und kein kaiserliches Heer im Lande!" setzte Mansfeld hinzu.

Der alte Caplicz schüttelte leise das Haupt und sagte: „Mir sind diese Forderungen immer etwas zu hoch erschienen. Es drückt sich ein zu herbes Mistrauen darin aus. Ich kann mir nicht denken, daß der Kaiser darauf eingeht!"

„Darüber seid unbesorgt", entgegnete Thurn; „alle Nachrichten, die ich aus Wien habe, stimmen darin überein, daß der Kaiser sich ganz geneigt zeigt, unsere Bedingungen anzunehmen. Herbes Mistrauen, sagt Ihr? Ja, wir sind mistrauisch; aber wer trägt die Schuld? Unsere Bedingungen können dem Kaiser nur gerecht erscheinen, wenn er erwägt, welche Misbräuche bisher mit unserer Lage getrieben worden sind. Allerdings kämpft die Partei des Königs von Ungarn noch gegen uns!"

„Ich will", antwortete sanft der Greis, „meinem gnädigen Gott auf den Knien danken, jeden Tag von den wenigen, die ich noch zu hoffen habe, wenn der Kaiser alle unsere Wünsche erfüllt! Allein ich fürchte doch, es geschieht nicht! Unser herbes Mistrauen, anders kann ich es nicht nennen, geschweige er selbst, muß ihn kränken, beleidigen, wenn es auch gerechtfertigt ist."

Wenzel von Budowa nahm das Wort: „Ihr habt wol Recht, alter Freund. Die Bedingungen, die wir stellen, müssen freilich den Kaiser hart angehen, allein wir haben die Sache nicht auf den schlimmen Punkt getrieben, und soll Böhmen Sicherheit und Ruhe haben, vermag ich keine andern Grundlagen dafür vorzuschlagen."

„Das wirkliche Vertrauen wird sich wiederfinden, wenn unsere Zustände erst gesichert sind", sagte ruhiger Thurn; „wir werden dem Kaiser bei jedem sonstigen Anlaß zeigen, daß wir ihm treu ergeben bleiben. Es soll nur zwischen ihm und uns keine verfälschende Partei mehr stehen!"

„Da habt Ihr Recht", rief Mansfeld dazwischen; „die Schwarz- und Braunkutten, die Kapuzen und Glatzen sind es, die ewig Pfeffer in den Brei rühren! Fort mit ihnen!" Er trank sein Glas aus und setzte es hart auf den Tisch.

„Wenn wir dies glückliche Ziel nur erreichen!" meinte Caplicz nochmals bedenklich.

„Wir werden!" entgegnete Thurn; „laßt uns nur in Eger erst zur Besprechung kommen! Unser Freund Budowa hier" — er winkte ihm grüßend mit dem Becher zu —, „Martin Frühwein und Schlick, sie werden unsere Sache zu führen wissen und die deutschen Fürsten überzeugen, daß wir nicht anders können."

„Ich hoffe es", entgegnete Budowa ernst. „Und der Kurfürst von Sachsen, denke ich, wird unsere festeste Stütze sein!"

„Wenn nur der Herr Johann Georg nicht auch so unter die Schwarzröcke duckte", warf Mansfeld spöttisch ein. „Da ist sein Hofkaplan, der Herr Hoe von Hoenegg, der gießt auch lieber Oel ins Feuer als ins Wasser!"

„Er ist ein eifriger Protestant", bemerkte Budowa.

„Ja; aber nur nach seiner Vorschrift darf man selig werden!“ lachte Mansfeld. „Auf euch Utraquisten ist er übel zu sprechen, und einen Calvinisten ließe er noch lieber verbrennen als den Papst selbst! Ihr sollt nur die Sachsen von ihm erzählen hören!“

„Nun, mag er jetzt in Sachsen predigen und verordnen wie er will“, antwortete Thurn; „bei uns hat er zwar auch oft gepredigt, und unter großem Zudrang, allein jetzt hat er hier nichts zu sagen, und für unsere Sache wird der Kurfürst Johann Georg durch ihn nicht anders bestimmt werden!“

„Ich will's euch gönnen“, erwiderte Mansfeld, „allein Kurfürst Hans Jürgen leert gern seinen Humpen und ...“

„Das thut Ihr hoffentlich auch, Mansfeld“, fiel ihm Thurn lachend ins Wort, und winkte dem Mundschenken, daß er des Grafen Becher neu fülle, „laßt Euch darum frisch einschenken!“

Mansfeld hielt dem Diener den Pokal hin und sagte: „Das thue ich freilich und schäme mich dessen nicht, besonders bei Eurem vortrefflichen Tokayer, Thurn. Aber ich höre auf, wenn ich mein Maß habe, und lasse mir von keinem Pfaffen ein X für ein U machen, wenn ich einen Becher mehr als gewöhnlich getrunken habe! Das läßt sich der gute Kurfürst anthun, und die Schelme an seinem Hofe wissen es, die schwarzen und die bunten. Drum sorgen sie, daß der Mundschenk ihm immer tüchtig einschenkt, denn wenn ihrem Herrn die Zunge anfängt schwer zu werden, dann wird ihm die Hand leicht!“

„Wie meint Ihr das, Herr Graf?“ fragte Budowa.

„Je nun, dann schieben sie ihm die Feder zwischen Daumen und Zeigefinger, und er zeichnet ein Decret nach dem andern, ganz leicht und vergnüglich!“

„Wir wollen Sorge tragen“, scherzte der Kanzler Budowa, „daß, falls der Kurfürst selbst zum Congreß nach Eger kommt, in den Sessionen nicht zu viel Wein eingeschenkt wird.“

„Recht, recht!“ lachte Mansfeld hell auf, „Tinte, faßweis! Die will ich euch gönnen und euch nicht darum beneiden! Macht dann nur euren Frieden von Tinte und Papier. Allein bis ihr ihn nicht sicher zu Stande gebracht, schnalle ich meinen Degen nicht ab!“

„Gut, gut wir sind eins!“ entgegnete der Kanzler. „Sorgt Ihr für den Krieg, wir wollen für den Frieden sorgen. Si vis pacem, para bellum! Das gilt hier und überall! Ich trete dem Wunsche unsers ehrwürdigen Freundes Caplicz bei und wünsche den Frieden, und meine Hoffnung ist, daß wir einen fest gesicherten zu Stande bringen. Nochmals also: dem Frieden!“

Alle erhoben die Gläser, und wie sie vorher nach Caplicz ernsten Friedensworten in einer stillen Weise den Trinkspruch ausgebracht, so geschah es jetzt mit belebter Freude, in zuversichtlicher Hoffnung.

Therese, welche schweigend, doch in ernstester Theilnahme dem Gespräch gefolgt war, hatte eben zufällig den Blick auf die Thür geheftet. „Xaver!“ ertönte plötzlich ihr freudiger Ruf; sie flog vom Sessel und lag im Arme ihres Gatten.

„Was Teufel, unser Hauptmann!“ rief Mansfeld.

Xaver, der eine Dienstpflicht zu erfüllen hatte, entwand sich halb verlegen dem Arme Theresens, und ging, eine Depesche in der Hand, auf Thurn zu. Sein Aussehen stach seltsam ab gegen das der Gäste. Er war ganz durchnäßt, Stiefel, Mantel und Collet mit Koth bespritzt; das Haar, er hatte den Helm in der Hand, hing ihm un-

geordnet um die Schläfe; er sah aufs äußerste angestrengt aus.

„Hauptmann Nechodom", redete Thurn ihn begrüßend an, „was führt Euch hierher? Ihr seht ja ganz ermattet aus!"

„Ich bin seit gestern Nachmittag dreizehn Meilen geritten, Herr Graf", antwortete Xaver, indem er den Brief an Thurn übergab, „um Euch diese wichtige Depesche eiligst zu überbringen!"

Es lag etwas so eigenthümlich Feierliches in seinen Worten, daß Aller Augen erwartungsvoll an ihm hingen, und plötzlich die tiefste Stille in dem eben noch so heitern Kreise herrschte.

„Als ob er eine Siegesnachricht brächte", murmelte Mansfeld vor sich hin, „sieht er nicht aus! Es kann doch keine Affaire vorgefallen sein?"

Inzwischen hatte Thurn die Depesche geöffnet, einen Blick hineingeworfen, und plötzlich rief er erschüttert aus:

„Der Kaiser ist todt!"

„Der Kaiser todt?" tönte es wie aus Einem Munde, und Alle sprangen auf.

„Fels schickt mir die Nachricht! Am 20. März Morgens sechs Uhr! — Vor vier Tagen!"

Ein starres Schweigen herrschte. Alle waren überwältigt vom Gewicht des Ereignisses. — Therese stand an Xaver geschmiegt. Nur ein leiser Seufzer schwebte über ihre kaum bewegten Lippen.

„Ist das außer Zweifel?" brach Mansfeld zuerst das Schweigen.

„Außer Zweifel, General", nahm Xaver das Wort. „Die zuverlässige Botschaft kam durch einen Eilboten aus Znaym an den Grafen Schlick, dieser sandte sie an den

Generalwachtmeister von Fels, den sie gestern Abend bei Horky jenseit Czaslau traf; gleichzeitig ging sie über Neuhaus durch den Grafen Kinski ein!"

„Es ist so!" sagte Thurn, nachdem er gelesen. „Ferdinand sitzt jetzt auf Mathias' Thron!"

„Was sollen wir von ihm erwarten", rief der Kanzler mit tiefem Schmerz, „der unsern Glauben ausrottete mit erbarmungsloser Gewalt in seinem Erblande Steiermark!"

„Er gewährt nimmermehr, was wir verlangen!" sprach Caplicz und schüttelte bekümmert sein greises Haupt.

„Und ihm gegenüber wäre es kaum genug!" setzte Thurn hinzu.

„So fahrt hin ihr Hoffnungen des Friedens!" seufzte der Greis.

„Nun denn", rief der entschlossene Mansfeld und hob das Haupt trotzig, indem er die Linke in die Seite stemmte, „so mag er den Krieg versuchen! Mir ist's recht!"

„Ja, jetzt ist Krieg die Losung", stimmte Thurn eifrig ein.

„Krieg!" riefen die Männer erhitzt.

Die Frauen standen stumm erschüttert.

„Lassen wir ihn wählen", sprach Thurn mit ermuthigendem Tone, „ob er Krieg oder Frieden will. Und wählt er den Krieg, so wollen wir fechten um Haupt und Herd! Jetzt gilt kein Säumen! Denn rascher wird er sein als Mathias! — Trinkt einen letzten Becher mit mir, Freunde!" forderte er auf und ergriff seinen Pokal; „dann auf der Stelle fort ins Schloß zur Berathung; ich sende zu allen Directoren!"

„Wir müssen ihm über den Hals, wie ein Schloßenwetter!" rief Mansfeld und schlug auf den Degen, den er schon umgeschnallt hatte.

Thurn hob den Becher hoch empor: „Einig für den Krieg wie für den Frieden!“

„Einig!“ schallten die Stimmen der Männer. Sie stießen an, tranken hastig und eilten stürmisch hinaus.

Das war die Stunde, die Böhmens Loos entschied! In das Grab des Kaisers Mathias sanken die letzten Ueberreste von Hoffnung und Vertrauen. Ferdinand hatte kein Herz für Böhmen, Böhmen keins für ihn. Es war keine Wahl, keine Schuld, daß sie einander so widerstrebten: es war eine Schickung!

Das Kriegsbanner mußte neu aufgepflanzt werden zum Kampf auf Leben und Tod. Bisher war das Schwert gezückt nur in der Aufwallung, im Drange des Augenblicks; der Kampf verwickelte sich wider Willen von beiden Seiten. Die Gegner gönnten einander Ehre, Bestand, Glück; nur die Grenzlinien der Rechte sollten gezogen werden und sicher gestellt unter dem Schutze des Schwerts. Der Arm war gewaffnet, das Herz schlug dem Frieden.

Jetzt war es anders! Die Flammen des Hasses loderten auf; das Gift der Unversöhnlichkeit gährte in der Brust. Der Friede hatte keinen Glauben mehr! Jeden dünkte er nur die täuschende Frist, um mit verdoppelter Gewalt der Zwietracht loszubrechen. Jetzt galt es Rettung oder Vernichtung! Eintreten mußte der Böhme für Recht und Glauben, das Erbe der Väter und Enkel, für den Ruhm der Vergangenheit, die Freiheit der Gegenwart, die Sicherheit der Zukunft. — Es gab ein Volk, einen Thron, einen freien Glauben der Böhmen — oder ein Grab verschlang Alles!

Die Schickung wollte das letzte! Ein glänzender Flammenaufschwung, um in stäubende Asche zusammenzusinken! Das prophetische Ohr vernahm den Klang des Grabgeläutes. Düster öffnete sich die Gruft! — Gibt es ein Böhmen oder keins? — Es sank hinab!

Steigt aus der Asche sein Phönix? Leuchtet aus dem Grabe seine Auferstehung?

Schließen Jahrhunderte den Kreis des Weltgerichts, oder ist der Thron der ewigen Gerechtigkeit gebaut auf Jahrtausende und für Jahrtausende?

Du stehst vor der ehernen Tempelpforte der Zukunft! Vergeblich pochst du an mit sterblicher Hand! Sie thut sich auf, wenn die Zeit vollendet ist; ihrer wartet Der, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag! Du weißt nicht, wann die Flamme bringt aus dem Dunkel, wann die Sterne aufgehen aus dem Schoose der Finsterniß! Das aber weißt du: Im innersten Heiligthum steht der Altar der Gerechtigkeit und Wahrheit! Und unverbrüchlich verheißen ist der Tag, wo sie allein walten, sie allein leuchten wird! Auf diesen Tag harre — und wäre es der jüngste!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.